

ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE



# Archiv für Sozialgeschichte

Herausgegeben von der  
Friedrich-Ebert-Stiftung

54. Band · 2014

Verlag  
J. H. W. Dietz Nachf.

REDAKTION: BEATRIX BOUVIER  
ANJA KRÜKE  
FRIEDRICH LINGER  
UTE PLANERT  
DIETMAR SÜSS  
MEIK WOYKE (Schriftleitung)  
BENJAMIN ZIEMANN

Redaktionsanschrift:  
Friedrich-Ebert-Stiftung  
Godesberger Allee 149, 53175 Bonn  
Tel. 02 28/8 83–80 68, Fax 02 28/8 83–92 09  
E-Mail: Meik.Woyke@fes.de

Herausgeberin und Verlag danken Herrn Martin Brost für die finanzielle Förderung von  
Bearbeitung und Druck dieses Bandes.

ISSN 0066-6505  
ISBN 978-3-8012-4225-1

© 2014 Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn  
Umschlag und Einbandgestaltung: Bruno Skibbe, Braunschweig  
Satz: POPYRUS – Lektorat + Textdesign, Buxtehude  
Druck: Westermann Druck Zwickau GmbH, Zwickau  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2014

## Inhalt

### BEITRÄGE ZUM RAHMENTHEMA

#### »DIMENSIONEN SOZIALER UNGLEICHHEIT. NEUE PERSPEKTIVEN AUF WEST- UND MITTELEUROPA IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT«

<i>Friedrich Lenger/Dietmar Süß</i> , Soziale Ungleichheit in der Geschichte moderner Industriegesellschaften .....	3
<i>Christine Fertig</i> , Soziale Netzwerke und Klassenbildung in der ländlichen Gesellschaft. Eine vergleichende Mikroanalyse (Westfalen, 1750–1874).....	25
<i>Chelion Begass/Johanna Singer</i> , Arme Frauen im Adel. Neue Perspektiven sozialer Ungleichheit im Preußen des 19. Jahrhunderts .....	55
<i>Eva Maria Gajek</i> , Sichtbarmachung von Reichtum. Das Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre in Preußen .....	79
<i>Sonja Matter</i> , Armut und Migration – Klasse und Nation. Die Fürsorge für »bedürftige Fremde« an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in der Schweiz .....	109
<i>Dietmar Süß</i> , »Ein gerechter Lohn für ein gerechtes Tagewerk«? Überlegungen zu einer Geschichte des Mindestlohns.....	125
<i>Mareike Witkowski</i> , Ein Relikt des 19. Jahrhunderts? Hausgehilfinnen von 1918 bis in die 1960er Jahre .....	147
<i>Jan Stoll</i> , »Behinderung« als Kategorie sozialer Ungleichheit. Entstehung und Entwicklung der »Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind« in der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er und 1960er Jahren .....	169
<i>Wilfried Rudloff</i> , Ungleiche Bildungschancen, Begabung und Auslese. Die Entdeckung der sozialen Ungleichheit in der bundesdeutschen Bildungspolitik und die Konjunktur des »dynamischen Begabungsbegriffs« (1950 bis 1980) .....	193
<i>Jenny Pleinen</i> , »Health inequalities« und Gesundheitspolitik im Großbritannien der »Ära Thatcher«.....	245
<i>Christiane Reinecke</i> , Disziplinierte Wohnungsnot. Urbane Raumordnung und neue soziale Randständigkeit in Frankreich und Westdeutschland .....	267
<i>Sarah Haßdenteufel</i> , Prekarität neu entdeckt. Debatten um die »Neue Armut« in Frankreich, 1981–1984 .....	287
<i>Christoph Weischer</i> , Soziale Ungleichheiten 3.0. Soziale Differenzierungen in einer transformierten Industriegesellschaft.....	305

### FORSCHUNGSBERICHTE UND SAMMELREZENSIONEN

<i>Rainer Behring</i> , Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung. Ein Literaturbericht (2006–2013) .....	345
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

## VI

<i>Annemone Christians/Nicole Kramer, Who Cares? Eine Zwischenbilanz der Pflegegeschichte in zeithistorischer Perspektive .....</i>	395
<i>Torben Lütjen, Aufstieg und Anatomie des amerikanischen Konservatismus nach 1945. Ein Forschungsbericht.....</i>	417
<i>Peter Lösche, 150 Jahre SPD. Die Literatur zum Jubiläum .....</i>	433
Summaries.....	461
Résumés .....	467
Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes .....	473
Rahmenthema des nächsten Bandes des »Archiv für Sozialgeschichte«.....	477

Einzelrezensionen des »Archiv für Sozialgeschichte« finden sich unter  
<<http://www.fes.de/afs>>

Rezensierte Bücher in alphabetischer Reihenfolge<sup>1</sup>  
(Band LIV und Online-Rezensionen August 2013 – Juli 2014)

<i>Ahrens, Ralf/Johannes Bähr</i> , Jürgen Ponto. Bankier und Bürger	81532
<i>Altermatt, Urs</i> , Zwischen katholischem Milieu und bürgerlicher Mittepartei. Das historische Dilemma der CVP	81546
<i>Applebaum, Anne</i> , Der Eiserner Vorhang. Die Unterdrückung Osteuropas 1944–1956	81540
<i>Asfa-Wossen Asperate/Aram Mattioli</i> (Hrsg.), Der erste faschistische Vernichtungskrieg. Die italienische Aggression gegen Äthiopien 1935–1941	370
<i>Atzl, Isabel</i> (Hrsg.), Who cares? Geschichte und Alltag der Krankenpflege	400
<i>Bartikowski, Kilian</i> , Der italienische Antisemitismus im Urteil des Nationalsozialismus 1933–1943	370
<i>Bauer, Franz J.</i> , Rom im 19. und 20. Jahrhundert. Konstruktion eines Mythos	385
<i>Bemmann, Martin</i> , Beschädigte Vegetation und sterbender Wald. Zur Entstehung eines Umweltproblems in Deutschland 1893–1970	81579
<i>Benad, Matthias/Hans-Walter Schmuhl</i> (Hrsg.), Bethel-Eckardtsheim. Von der Gründung der ersten deutschen Arbeiterkolonie bis zur Auflösung als Teilanstalt (1882–2001)	403
<i>Benser, Günter/Marc Johne</i> , Aus per Treuhand-Bescheid. Der Überlebenskampf des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung	81493
<i>Berlinghoff, Marcel</i> , Das Ende der »Gastarbeit«. Die Anwerbestopps in Westeuropa 1970–1974	81507
<i>Bodenschatz, Harald</i> (Hrsg.), Städtebau für Mussolini. Auf der Suche nach der neuen Stadt im faschistischen Italien	389
<i>Bogus, Carl T.</i> , Buckley. William F. Buckley Jr. and the Rise of American Conservatism	424
<i>Boris, Eileen/Jennifer Klein</i> (Hrsg.), Caring for America. Home Health Workers in the Shadow of the Welfare State	413
<i>Bösch, Frank/Ariane Brill/Florian Greiner</i> (Hrsg.), Europabilder im 20. Jahrhundert	81506
<i>Bösch, Frank/Peter Hoeres</i> (Hrsg.), Außenpolitik im Medienzeitalter. Vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart	81561
<i>Brandt, Peter/Detlef Lehnert</i> , »Mehr Demokratie wagen«. Geschichte der Sozialdemokratie 1830–2010	438
<i>Brandt, Willy</i> , »Im Zweifel für die Freiheit«. Reden zur sozialdemokratischen und deutschen Geschichte	454
<i>Brandt, Willy</i> , Links und frei. Mein Weg 1930–1950	448

<sup>1</sup> Einzelrezensionen im »Archiv für Sozialgeschichte« (Online-Ausgabe) können unter <www.fes.de/afs> abgerufen oder auch direkt unter dem Dateinamen ausgewählt werden. Dazu ist an die Internetadresse <http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=> die jeweilige hier angegebene Ziffernfolge anzufügen, also beispielsweise für *Ahrens, Ralf/Johannes Bähr*, Jürgen Ponto. Bankier und Bürger: <http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81532>.

## VIII

<i>Braun, Bernd/Walter Mühlhausen</i> (Hrsg.), Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925). Katalog zur ständigen Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte	450
<i>Braunschweig, Sabine</i> (Hrsg.), Pflege – Räume, Macht und Alltag. Beiträge zur Geschichte der Pflege	395
<i>Burdumy, Alexander Bruce</i> , Sozialpolitik und Repression in der DDR. Ost-Berlin 1971–1989	81501
<i>Čapková, Kateřina/Michal Frankl/Kristina Kallert</i> , Unsichere Zukunft. Die Tschechoslowakei und ihre Flüchtlinge aus NS-Deutschland und Österreich 1933–1938	81490
<i>Christange, Hans/Klaus Stenzel</i> , Ost-West Denkstrukturen. Ein Briefwechsel zwischen Brandenburg und Rheinland-Pfalz, [Bd. 1:] Zwölf Jahre deutsch-deutscher Dialog, 1996–2008	81560
<i>Christange, Hans/Klaus Stenzel</i> , Ost-West Denkstrukturen. Von den Mühen des Zusammenwachsens. Ein Briefwechsel zwischen Brandenburg und Rheinland-Pfalz, Bd. 2: 15 Jahre deutsch-deutscher Dialog, 2007–2010	81560
<i>Clasen, Claus-Peter</i> , Arbeitskämpfe in Augsburg um 1900. Streik, Aussperrung und Boykott	81515
<i>Clavin, Patricia</i> , Securing the World Economy. The Reinvention of the League of Nations, 1920–1946	81530
<i>Courtwright, David T.</i> , No Right Turn. Conservative Politics in a Liberal America	430
<i>Deutsch, Kenneth L./Ethan Fishman</i> (Hrsg.), The Dilemmas of American Conservatism	422
<i>Ditt, Karl</i> , Zweite Industrialisierung und Konsum. Energieversorgung, Haushaltstechnik und Massenkultur in Großbritannien und Deutschland 1880–1939	81496
<i>Dochuk, Darren</i> , From Bible Belt to Sunbelt. Plain-Folk Religion, Grassroots Politics, and the Rise of Evangelical Conservatism	428
<i>Doering-Manteuffel, Anselm</i> (Hrsg.), Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts	81503
<i>Doody, Colleen</i> , Detroit's Cold War. The Origins of Postwar Conservatism	423
<i>Dross, Fritz</i> , Krankenhaus und lokale Politik 1770–1850. Das Beispiel Düsseldorf	402
<i>Drüke, Helmut</i> , Italien. Wirtschaft – Gesellschaft – Politik	391
<i>Duffy, Mignon</i> , Making Care Count. A Century of Gender, Race, and Paid Care Work	413
<i>Ebke, Almuth</i> , »The Party is Over«? Britische Wirtschaftspolitik und das Narrativ des »Decline«, 1970–1976	81551
<i>Eissenberger, Gabriele</i> , Nicht nur ein Stück Geschichte Chiles. Solidaritäts-Arbeit der Hans-Böckler-Stiftung und ihrer Stipendiaten für die chilenische Gewerkschafts- und Menschenrechtsbewegung 1973–1992	81569
<i>Epkenhans, Michael/Ulrich von Hehl</i> (Hrsg.), Otto von Bismarck und die Wirtschaft	81513



<i>Faber, Richard/Elmar Locher</i> (Hrsg.), Italienischer Faschismus und deutschsprachiger Katholizismus	81547	
<i>Fajen, Robert</i> , Die Verwandlung der Stadt. Venedig und die Literatur im 18. Jahrhundert	81544	
<i>Farber, David</i> , The Rise and Fall of Modern American Conservatism. A Short History		431
<i>Faulenbach, Bernd</i> , Geschichte der SPD. Von den Anfängen bis zur Gegenwart		434
<i>Faulenbach, Bernd</i> , Willy Brandt		447
<i>Faulenbach, Bernd/Andreas Helle</i> (Hrsg.), Menschen, Ideen, Wegmarken. Aus 150 Jahren deutscher Sozialdemokratie		437
<i>Feldbauer, Gerhard</i> , Geschichte Italiens. Vom Risorgimento bis heute		353
<i>Feldbauer, Gerhard</i> , Wie Italien unter die Räuber fiel. Und wie die Linke nur schwer mit ihnen fertig wurde		354
<i>Fischer, Ernst Peter</i> , Die Charité. Ein Krankenhaus in Berlin 1710 bis heute		403
<i>Fischer, Hendrik K.</i> , Konsum im Kaiserreich. Eine statistisch-analytische Untersuchung privater Haushalte im wilhelminischen Deutschland	81514	
<i>Fischer, Norbert</i> , Der wilde und der gezähmte Fluss. Zur Geschichte der Deiche an der Oste	81552	
<i>Flemming, Thomas</i> , Gustav W. Heinemann. Ein deutscher Citoyen	81584	
<i>Foth, Thomas</i> , Caring and Killing. Nursing and Psychiatric Practice in Germany, 1931–1943		406
<i>Frech, Siegfried/Boris Kühn</i> (Hrsg.), Das politische Italien. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur		390
<i>Führer, Karl Christian/Jürgen Mittag/Axel Schildt</i> u. a. (Hrsg.), Revolution und Arbeiterbewegung in Deutschland 1918–1920	81538	
<i>Gentile, Carlo</i> , Wehrmacht und Waffen-SS im Partisanenkrieg: Italien 1943–1945		377
<i>Geppert, Alexander C. T./Till Kössler</i> (Hrsg.), Wunder. Poetik und Politik des Staunens im 20. Jahrhundert	81537	
<i>Gerhards, Thomas</i> , Heinrich von Treitschke. Wirkung und Wahrnehmung eines Historikers im 19. und 20. Jahrhundert	81516	
<i>Gifford, Laura Jane/Daniel K. Williams</i> (Hrsg.), The Right Side of the Sixties. Reexamining Conservatism's Decade of Transformation		424
<i>Godel, Rainer/Gideon Stiening</i> (Hrsg.), Klopffechtereien – Missverständnisse – Widersprüche? Methodische und methodologische Perspektiven auf die Kant-Forster-Kontroverse	81573	
<i>Gómez Rivero, Ricardo</i> (Hrsg.), Die königliche Sanktion der Gesetze in der Verfassung von Cádiz	81484	
<i>Gordon-Chipembere, Natasha</i> (Hrsg.), Representation and Black Womanhood. The Legacy of Sarah Baartman	81512	
<i>Grebing, Helga</i> , Freiheit, die ich meinte. Erinnerungen an Berlin		449
<i>Grebing, Helga/Siegfried Heimann</i> (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Berlin. Der historische Reiseführer		456
<i>Grebing, Helga/Klaus Wettig/Susanne Miller</i> , »Nie kämpft es sich schlecht für Freiheit und Recht!«. 150 Jahre SPD		455

## X

<i>Gruner, Wolf D.</i> , Der Deutsche Bund. 1815–1866	81504	
<i>Häberlen, Joachim C.</i> , Vertrauen und Politik im Alltag. Die Arbeiterbewegung in Leipzig und Lyon im Moment der Krise 1929–1933/38	81539	
<i>Hachmeister, Lutz</i> , Heideggers Testament. Der Philosoph, der Spiegel und die SS	81583	
<i>Hähner-Rombach, Sylvelyn</i> (Hrsg.), Alltag in der Krankenpflege. Geschichte und Gegenwart		400
<i>Hähner-Rombach, Sylvelyn</i> (Hrsg.), Quellen zur Geschichte der Krankenpflege. Mit Einführungen und Kommentaren		399
<i>Hausmann, Friederike</i> , Italien. Die Deutschen und ihre Nachbarn		380
<i>Hausmann, Friederike</i> , Kleine Geschichte Italiens von 1943 bis zur Ära nach Berlusconi		380
<i>Henning, Eckart/Marion Kazemi</i> (Hrsg.), Chronik der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1911–2011	81563	
<i>Hentges, Gudrun</i> , Staat und politische Bildung. Von der »Zentrale für Heimatdienst« zur »Bundeszentrale für politische Bildung«	81550	
<i>Hering, Sabine</i> (Hrsg.), Social Care under State Socialism (1945–1989). Ambitions, Ambiguities and Mismanagement		411
<i>Hesse, Wolfgang</i> , Körper und Zeichen. Arbeiterfotografien aus Dohna, Heidenau und Johanngeorgenstadt 1932/33	81572	
<i>Hof, Tobias</i> , Staat und Terrorismus in Italien 1969–1982		380
<i>Hofmann, Gunter</i> , Willy Brandt und Helmut Schmidt. Geschichte einer schwierigen Freundschaft	81568	442
<i>Hogue, Andrew P.</i> , Stumping God. Reagan, Carter, and the Invention of a Political Faith		429
<i>Hübner, Peter/Ilko-Sascha Kowalczyk</i> , Arbeit, Arbeiter und Technik in der DDR 1971 bis 1989. Zwischen Fordismus und digitaler Revolution	81559	
<i>Humann, Detlev</i> , »Arbeitsschlacht«. Arbeitsbeschaffung und Propaganda in der NS-Zeit 1933–1939	81519	
<i>Hüpping, Stefan</i> , Rainer Schlösser (1899–1945). Der »Reichsdramaturg«	81498	
<i>Hürter, Johannes/Gian Enrico Rusconi</i> (Hrsg.), Der Kriegseintritt Italiens im Mai 1915		357
<i>Hürter, Johannes/Gian Enrico Rusconi</i> (Hrsg.), Die bleiernen Jahre. Staat und Terrorismus in der Bundesrepublik Deutschland und Italien 1969–1982		382
<i>Jackisch, Barry A.</i> , The Pan-German League and Radical Nationalist Politics in Interwar Germany, 1918–39	81518	
<i>Janetzko, Maren</i> , Die »Arisierung« mittelständischer jüdischer Unternehmen in Bayern 1933–1939. Ein interregionaler Vergleich	81520	
<i>Jansen, Christian</i> , Italien seit 1945		378
<i>Jünke, Christoph</i> , Streifzüge durch das rote 20. Jahrhundert	81564	
<i>Kabus, Ronny</i> , »... weine ich täglich um meinen Vater«. In der Gewalt Stalins und der SED	81581	
<i>Kappeler, Andreas</i> , Die Kosaken. Geschichte und Legenden	81553	

<i>Keßler, Mario</i> , Ruth Fischer. Ein Leben mit und gegen Kommunisten (1895–1961)	81487	
<i>Kiechle, Oliver</i> , Fritz Selbmann als Kommunist und SED-Funktionär. Individuelle Handlungsspielräume im System	81566	
<i>Kiefer, Thomas</i> , Die britischen Kolonien Kenia, Nord- und Südrhodesien in der Entkolonialisierung 1945–1965. Politische Strukturen von Siedlergesellschaften in der Krise	81549	
<i>Klein, Annel/Judith Weißhaar</i> (Hrsg.), Der Lischka-Prozess. Eine jüdisch-französisch-deutsche Erinnerungsgeschichte	81582	
<i>Klinkhammer, Lutz/Amedeo Osti Guerrazzi/Thomas Schlemmer</i> (Hrsg.), Die »Achse« im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945		373
<i>Knauer, Martin/Verena Kümmel</i> (Hrsg.), Visualisierung konstitutioneller Ordnung 1815–1852	81484	
<i>Köhler, Ingo/Roman Rossfeld</i> (Hrsg.), Pleitiers und Bankrotteure. Geschichte des ökonomischen Scheiterns vom 18. bis 20. Jahrhundert	81505	
<i>Komlosy, Andrea</i> , Arbeit. Eine globalhistorische Perspektive. 13. bis 21. Jahrhundert	81570	
<i>Kössler, Till</i> , Kinder der Demokratie. Religiöse Erziehung und urbane Moderne in Spanien, 1890–1936	81535	
<i>Kowner, Rotem/Walter Demel</i> (Hrsg.), Race and Racism in Modern East Asia. Western and Eastern Constructions	81494	
<i>Krieger, Martin</i> , Arme und Ärzte, Kranke und Kassen. Ländliche Gesundheitsversorgung und kranke Arme in der südlichen Rheinprovinz (1869 bis 1930)		409
<i>Kroll, Thomas/Tilman Reitz</i> (Hrsg.), Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland. Verschiebungen im politischen Feld der 1960er und 1970er Jahre	81523	
<i>Kruke, Anja/Meik Woyke</i> (Hrsg.), Deutsche Sozialdemokratie in Bewegung 1848 – 1863 – 2013		451
<i>Krull, Lena</i> , Prozessionen in Preußen. Katholisches Leben in Berlin, Breslau, Essen und Münster im 19. Jahrhundert	81576	
<i>Kruse, Kevin M.</i> , White Flight. Atlanta and the Making of Modern Conservatism		429
<i>Kuropka, Joachim</i> (Hrsg.), Grenzen des katholischen Milieus. Stabilität und Gefährdung katholischer Milieus in der Endphase der Weimarer Republik und in der NS-Zeit	81578	
<i>Langer, Lydia</i> , Revolution im Einzelhandel. Die Einführung der Selbstbedienung in Lebensmittelgeschäften der Bundesrepublik Deutschland (1949–1973)	81567	
<i>Lehnert, Detlef</i> (Hrsg.), Gemeinschaftsdenken in Europa. Das Gesellschaftskonzept »Volksheim« im Vergleich 1900–1938	81557	
<i>Lenger, Friedrich</i> , Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850	81555	
<i>Liebscher, Daniela</i> , Freude und Arbeit. Zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes		364
<i>Lim, Susanna Soojung</i> , China and Japan in the Russian Imagination, 1685–1922	81543	

XII

<i>Lorenz, Einhart</i> , Willy Brandt. Deutscher – Europäer – Weltbürger	446
<i>Lorenz, Robert</i> , Gewerkschaftsdämmerung. Geschichte und Perspektiven deutscher Gewerkschaften	81500
<i>Luft, Robert</i> , Parlamentarische Führungsgruppen und politische Strukturen in der tschechischen Gesellschaft	81580
<i>Matter, Sonja</i> , Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960)	410
<i>Mattioli, Aram</i> , »Viva Mussolini!«. Die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconis	383
<i>Mattioli, Aram/Gerald Steinacher</i> (Hrsg.), Für den Faschismus bauen. Architektur und Städtebau im Italien Mussolinis	387
<i>Merseburger, Peter</i> , Willy Brandt. 1913–1992. Visionär und Realist	447
<i>Metzger, Franziska</i> , Geschichtsschreibung und Geschichtsdenken im 19. und 20. Jahrhundert	81528
<i>Meyers, Jörn</i> , Religiöse Reformvorstellungen als Krisensymptom? Ideologen, Gemeinschaften und Entwürfe »arteigener Religion« (1871–1945)	81534
<i>Möckelmann, Reiner</i> , Wartesaal Ankara. Ernst Reuter – Exil und Rückkehr nach Berlin	81558
<i>Müller, Jan-Werner</i> , Das demokratische Zeitalter. Eine politische Ideengeschichte Europas im 20. Jahrhundert	81545
<i>Murr, Karl Borromäus/Stephan Resch</i> (Hrsg.), Lassalles »südliche Avantgarde«. Protokollbuch des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins der Gemeinde Augsburg (1864–1867)	450
<i>Myers, Perry</i> , German Visions of India, 1871–1918. Commandeering the Holy Ganges during the Kaiserreich	81562
<i>Nahles, Andrea/Barbara Hendricks</i> (Hrsg.), Für Fortschritt und Gerechtigkeit. Eine Chronik der SPD	436
<i>Nash, George H.</i> , Reappraising the Right. The Past and Future of American Conservatism	421
<i>Necker, Sylvia</i> , Konstanty Gutschow 1902–1978. Modernes Denken und volksgemeinschaftliche Utopie eines Architekten	81531
<i>Neyer, Anne</i> , Leitbilder katholischer High Schools. Eine zeitgeschichtliche Studie am Beispiel der High Schools in der Erzdiözese Chicago	81524
<i>Ohnezeit, Maik</i> (Hrsg.), Zwischen »schärfster Opposition« und dem »Willen zur Macht«. Die Deutsch-Nationale Volkspartei (DNVP) in der Weimarer Republik 1919–1928	81518
<i>Patenaude, Bertrand M.</i> , Trotzki. Der verrätene Revolutionär	81497
<i>Patriarca, Silvana/Lucy Riall</i> (Hrsg.), The Risorgimento Revisited. Nationalism and Culture in Nineteenth-Century Italy	81554
<i>Pekelder, Jacco</i> , »Ich liebe Ulrike«. Die R. A. F. und die Niederlande 1970–1980	81510
<i>Pfeiffer, Moritz</i> , Mein Großvater im Krieg 1939–1945. Erinnerung und Fakten im Vergleich	81521
<i>Philipps, Robert</i> , Sozialdemokratie, 68er-Bewegung und gesellschaftlicher Wandel 1959–1969	81499

<i>Pittaway, Mark</i> , The Workers' State. Industrial Labor and the Making of Socialist Hungary, 1944–1958	81522
<i>Plato, Alexander von/Alexander Vilímek</i> , Opposition als Lebensform. Dissidenz in der DDR, der ČSSR und in Polen	81541
<i>Pomp, Rainer</i> , Bauern und Großgrundbesitzer auf ihrem Weg ins Dritte Reich. Der Brandenburgische Landbund 1919–1933	81518
<i>Rancière, Jacques</i> , Die Nacht der Proletarier. Archive des Arbeitertraums	81571
<i>Rassow, Peter/Hans-Joachim Henning</i> (Hrsg.), Ausbau und Differenzierung der Sozialpolitik seit Beginn des neuen Kurses (1890–1904)	81495
<i>Reinhold, Kai</i> , Die katholischen Pfarrgemeinden in den USA in Geschichte und Gegenwart. Eine transatlantische Perspektive	81524
<i>Reinhold, Kai/Matthias Sellmann</i> (Hrsg.), Katholische Kirche und Gemeindeleben in den USA und in Deutschland. Überraschende Ergebnisse einer ländervergleichenden Umfrage	81524
<i>Reschke, Michael/Christian Krell/Jochen Dahm</i> u. a., Geschichte der Sozialen Demokratie	454
<i>Ritter, Gerhard A.</i> , Hans-Dietrich Genscher, Das Auswärtige Amt und die deutsche Vereinigung	81511
<i>Roche, Helen</i> , Sparta's German Children. The Ideal of Ancient Sparta in the Royal Prussian Cadet-Corps, 1818–1920, and in National-Socialist Elite Schools (the Napolas), 1933–1945	81526
<i>Rodgers, Daniel T.</i> , Age of Fracture	424
<i>Ropers, Cornelia</i> , Katholische Krankenpflegeausbildung in der SBZ/DDR und im Transformationsprozess	402
<i>Rösch, Gertrud Maria</i> (Hrsg.), Fakten und Fiktionen. Werklexikon der deutschsprachigen Schlüsselliteratur 1900–2010, 2 Halbbde.	81536
<i>Rosenberg, Emily S.</i> (Hrsg.), 1870–1945: Weltmärkte und Weltkriege	81529
<i>Roth, Thomas</i> , »Verbrechensbekämpfung« und soziale Ausgrenzung im nationalsozialistischen Köln	81491
<i>Rother, Klaus/Franz Tichy</i> , Italien	390
<i>Rusconi, Gian Enrico</i> , Cavour und Bismarck. Zwei Staatsmänner im Spannungsfeld von Liberalismus und Cäsarismus	81575
<i>Rusconi, Gian Enrico</i> , Deutschland – Italien, Italien – Deutschland. Geschichte einer schwierigen Beziehung von Bismarck bis zu Berlusconi	354
<i>Rusconi, Gian Enrico/Thomas Schlemmer/Hans Woller</i> (Hrsg.), Berlusconi an der Macht. Die Politik der italienischen Mitte-Rechts-Regierungen in vergleichender Perspektive	382
<i>Rusconi, Gian Enrico/Thomas Schlemmer/Hans Woller</i> (Hrsg.), Schleichende Entfremdung? Deutschland und Italien nach dem Fall der Mauer	382
<i>Saldern, Adelheid von</i> , Amerikanismus. Kulturelle Abgrenzung von Europa und US-Nationalismus im frühen 20. Jahrhundert	81556
<i>Schäfer, Axel R.</i> , Countercultural Conservatives. American Evangelicalism from the Postwar Revival to the New Christian Right	426

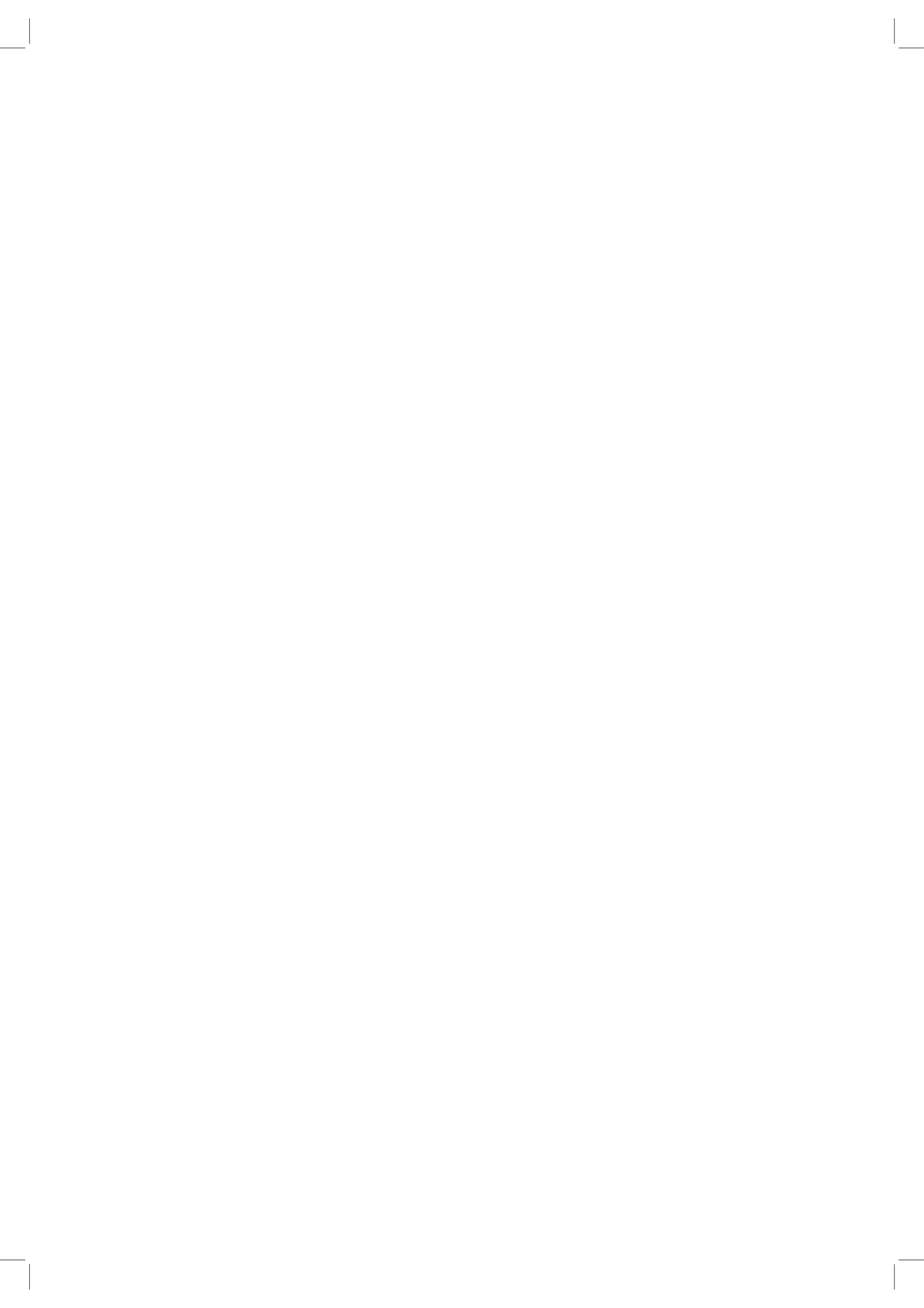
XIV

<i>Scharrer, Manfred</i> , Der Aufbau einer freien Gewerkschaft in der DDR 1989/90. ÖTV und FDGB-Gewerkschaften im deutschen Einigungsprozess	81542	
<i>Schickl, Sebastian D.</i> , Universalismus und Partikularismus. Erfahrungsraum, Erwartungshorizont und Territorialdebatten in der diskursiven Praxis der II. Internationale 1889–1917	81485	
<i>Schieder, Wolfgang</i> , Der italienische Faschismus 1919–1945		359
<i>Schieder, Wolfgang</i> , Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce		362
<i>Schmidt, Jürgen</i> , August Bebel – Kaiser der Arbeiter		445
<i>Schmuhl, Hans-Walter/Ulrike Winkler</i> , Gewalt in der Körperbehindertenhilfe. Das Johanna-Helene-Heim in Volmarstein von 1947 bis 1967		404
<i>Schoeller, Wilfried F.</i> , Alfred Döblin	81492	
<i>Schröder, Wolfgang</i> , Wilhelm Liebknecht. Soldat der Revolution, Parteiführer, Parlamentarier	81486	
<i>Schulman, Bruce/Julian E. Zelizer</i> (Hrsg.), Rightward Bound. Making America Conservative in the 1970s		423
<i>Schweikardt, Christoph</i> , Die Entwicklung der Krankenpflege zur staatlich anerkannten Tätigkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert		401
<i>Scott-Smith, Giles</i> , Western Anti-Communism and the Interdoc Network	81492	
<i>Shermer, Elizabeth Tandy</i> , Barry Goldwater and the Remaking of the American Political Landscape		417
<i>Shermer, Elizabeth Tandy</i> , Sunbelt Capitalism. Phoenix and the Transformation of American Politics		429
<i>Skocpol, Theda/Vanessa Williamson</i> , The Tea Party and the Remaking of Republican Conservatism		418
<i>Späth, Jens</i> , Revolution in Europa 1820–23. Verfassung und Verfassungskultur in den Königreichen Spanien, beider Sizilien und Sardinien-Piemont	81484	
<i>Stambolis, Barbara</i> (Hrsg.), Jugendbewegt geprägt. Essays zu autobiographischen Texten von Werner Heisenberg, Robert Jungk und vielen anderen	81488	
<i>Steffens, Horst/Torsten Bewernitz/Peter Birke</i> u.a., Durch Nacht zum Licht? Geschichte der Arbeiterbewegung 1863–2013. Katalog zur Großen Landesausstellung 2013		453
<i>Steininger, Rolf</i> , Südtirol. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart		356
<i>Terhoeven, Petra</i> (Hrsg.), Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts		346
<i>Thomsen, Arne</i> , Katholisches Krankenhauswesen im Ruhrrevier. Entwicklungen und Akteure von den Anfängen der Industrialisierung bis zum Ersten Weltkrieg	81577	
<i>Tomka, Béla</i> , A Social History of Twentieth-Century Europe	81517	
<i>Vagt, Kristina</i> , Politik durch die Blume. Gartenbauausstellungen in Hamburg und Erfurt im Kalten Krieg (1950–1974)	81419	
<i>Valsania, Maurizio</i> , Nature's Man. Thomas Jefferson's Philosophical Anthropology	81574	

Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Hrsg.), Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert	455
<i>Vowinkel, Annette</i> (Hrsg.), Flugzeugentführungen. Eine Kulturgeschichte	81502
<i>Walter, Franz/Felix Butzlaff</i> (Hrsg.), Mythen, Ikonen, Märtyrer. Sozialdemokratische Geschichten	440
<i>Walter, Franz/Stine Marg</i> , Von der Emanzipation zur Meritokratie. Betrachtungen zur 150-jährigen Geschichte von Arbeiterbewegung, Linksinтеллектуellen und sozialer Demokratie	441
<i>Weipert, Axel</i> , Das Rote Berlin. Eine Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung 1830–1934	81257
<i>Weitbrecht, Dorothee</i> , Aufbruch in die Dritte Welt. Der Internationalismus der Studentenbewegung von 1968 in der Bundesrepublik Deutschland	81533
<i>Wettig, Klaus</i> , Orte der Sozialdemokratie	456
<i>Wildvang, Frauke</i> , Der Feind von nebenan. Judenverfolgung im faschistischen Italien 1936–1944	365
<i>Wolfrum, Edgar</i> , Rot-Grün an der Macht. Deutschland 1998–2005	443
<i>Woller, Stefan</i> , Aufbruch nach Utopia. Alltag und Herrschaft in der DDR 1961–1971	81565
<i>Woller, Stefan</i> , Der große Plan. Alltag und Herrschaft in der DDR 1949–1961	81565
<i>Woller, Stefan</i> , Die heile Welt der Diktatur. Herrschaft und Alltag in der DDR 1971–1989	81565
<i>Woller, Hans</i> , Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert	347
<i>Wonisch, Regina/Thomas Hübel</i> (Hrsg.), Museum und Migration. Konzepte – Kontexte – Kontroversen	81508
<i>Yirush, Craig</i> , Settlers, Liberty, and Empire. The Roots of Early American Political Theory, 1675–1775	81525

## Forschungsberichte und Sammelrezensionen





Rainer Behring

## Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung Ein Literaturbericht (2006–2013)

In den vergangenen beiden Jahrzehnten haben sich die Geschichte und Gesellschaft Italiens im 20. Jahrhundert zu einem bevorzugten Arbeitsgebiet der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung entwickelt. Musste sich Wolfgang Schieder in einem grundlegenden Literaturbericht über »Italien in der zeitgeschichtlichen Forschung Deutschlands«, der im Jahr 1993 erschien, noch »auf die Präsentation der historischen Forschung über das faschistische Italien« beschränken<sup>1</sup>, so hat seitdem nicht nur die Geschichte Italiens seit 1945 ein wachsendes Interesse gefunden, es ist auch eine stetig zunehmende Zahl von vergleichenden und beziehungsgeschichtlichen Studien zu Italien und Deutschland entstanden.<sup>2</sup> Ein Ende dieser Entwicklung ist nicht abzusehen: Nachdem mit Wolfgang Schieder, Rudolf Lill, Jens Petersen und Gerhard Schreiber eine Generation deutscher Experten auf dem Gebiet italienischer Zeitgeschichte in den Ruhestand getreten ist – vor allem Schieder bleibt allerdings in unvermindertem Ausmaß aktiv –, wird das Arbeitsfeld auch gegenwärtig an einer ganzen Reihe von Lehrstühlen und Instituten intensiv beackert.<sup>3</sup> Neben dem Institut für Zeitgeschichte in München mit Hans Woller und Thomas Schlemmer als Italienspezialisten und dem Deutschen Historischen Institut in Rom, an dem neben dem zuständigen Referenten Lutz Klinkhammer auch der gegenwärtige Direktor Martin Baummeister die Geschichte der Neuesten Zeit prominent vertritt, sind beispielsweise der Lehrstuhl von Gabriele B. Clemens an der Universität des Saarlandes zu nennen, die derzeit die einschlägige Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens leitet, sowie die Lehrstühle von Petra Terhoeven in Göttingen und Oliver Janz an der Freien Universität Berlin.

Aus den Forschungen der vergangenen Jahre sind einige erste Gesamtdarstellungen, eine Reihe von Monografien und mehrere Sammelbände hervorgegangen, die im Folgenden gesichtet und kritisch kommentiert sowie auf ihre Tragfähigkeit und auf weiterführende Perspektiven geprüft werden sollen. Einen instruktiven Einstieg in die Thematik vermittelt der von Petra Terhoeven herausgegebene Sammelband »Italien, Blicke«, der kaleidoskopartig zwölf thematisch und methodisch ganz unterschiedliche Beiträge der aktuellen deutschsprachigen Italienforschung mit einem überwiegend zeitgeschichtlichen

1 Wolfgang Schieder, Italien in der zeitgeschichtlichen Forschung Deutschlands, in: NPL 38, 1993, S. 373–391, Zitat S. 376.

2 Beide Aspekte verbindet Gian Enrico Rusconi/Hans Woller (Hrsg.), Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000, Berlin 2006. Der Sammelband geht auf eine im September 2002 in Trient veranstaltete Tagung zurück.

3 Vgl. zu den mit der neuesten Geschichte Italiens befassten Forschungsinstituten neben Schieder, Italien in der zeitgeschichtlichen Forschung Deutschlands, S. 373–375, insbesondere den Forschungsbericht von Werner Daum/Christian Jansen/Ulrich Wyrwa, Deutsche Geschichtsschreibung über Italien im »langen 19. Jahrhundert« (1796–1915). Tendenzen und Perspektiven der Forschung 1995–2006, in: AfS 47, 2007, S. 455–484, hier: S. 455–458, an den der vorliegende Beitrag chronologisch anschließt. Dabei wird »deutschsprachig« pragmatisch verwendet und schließt sowohl Forschungsarbeiten österreichischer oder schweizerischer Provenienz ein wie auch italienische Forscher, die in deutscher Sprache publizieren und mit der deutschsprachigen Forschungslandschaft vernetzt sind.

Schwerpunkt umfasst.<sup>4</sup> Einige der Aufsätze seien kurz annotiert: Martin Baumeister (S. 43–60) resümiert das traditionelle Bild einer Erfolgsgeschichte der Emanzipation der italienischen Juden zwischen Risorgimento und Faschismus und ihrer weitgehenden Assimilation und gesellschaftlichen Integration, um es abschließend infrage zu stellen. Er plädiert für eine differenzierende und unvoreingenommene Revision dieser Sichtweise, um mehr »Klarheit über die Virulenz des Antisemitismus im modernen Italien« zu gewinnen und um das jüdische Leben auf der Apenninen-Halbinsel und sein gesellschaftliches Umfeld »gerade in ihren weniger hellen Seiten in eine auch traurige europäische ›Normalität‹ einzuordnen« (S. 59f.). Charlotte Tacke (S. 133–158) hinterfragt in einer äußerst lesenswerten Detailstudie zu einem Massenaufmarsch der organisierten italienischen Jägerschaft vor Mussolini im Juni 1932 einige wesentliche Hypothesen der aktuellen Faschismusforschung: Sie betont die Substanz des faschistischen Regimes als Oberklassenherrschaft, die mit einem erheblichen Maß an Korruption im Miteinander von traditionellen und neuen Eliten verbunden gewesen sei, und macht gravierende Anzeichen für eine Auflösung des vom Regime proklamierten Konsenses breiter Bevölkerungsschichten schon seit Mitte der 1930er Jahre deutlich. Insgesamt sei es dem faschistischen Regime nicht gelungen, Ansätze einer charismatischen Herrschaft zu verstetigen. Auch sei die von Mussolini und seinen Parteiführern proklamierte Schaffung eines »neuen Menschen« ein bloßes Projekt geblieben. Malte König (S. 209–234) bietet eine für die deutsche Leserschaft vorzügliche Aufbereitung der Vorgeschichte, des Zustandekommens und der – nicht nur begrüßenswerten – Folgen des revolutionär wirkenden Gesetzes 180, das 1978 die Auflösung der psychiatrischen Anstalten in Italien in die Wege leitete und bis heute ein weltweit beachtetes Experiment darstellt. Zwei Beiträge schließlich behandeln italienisch-deutsche Zusammenhänge: Petra Terhoeven (S. 185–208) beleuchtet mit Methoden der Verflechtungs- und Transfergeschichte das transnationale Zusammenwirken des deutschen und italienischen Linksextremismus und -terrorismus in den 1970er Jahren, insbesondere die eigenwillige Wahrnehmung der Selbstmorde von Führungskräften der »Roten-Armee-Fraktion« im Gefängnis Stammheim 1977 im italienischen öffentlichen Diskurs. Christof Dipper (S. 281–300) warnt anhand zweier Fallstudien zu Familie und Industriekultur im italienisch-deutschen Vergleich in überzeugender Weise vor einer leichtfertigen Parallelisierung der Geschichte dieser beiden spät entstandenen Nationalstaaten; er plädiert plausibel für die differenzierende Untersuchung je unterschiedlicher Wege in die Moderne gerade auch Deutschlands und Italiens.

Insgesamt ist der Sammelband auch deshalb von Wert, weil er einige wesentliche Aspekte aufgreift, die in der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung zu Italien besondere Beachtung finden und die deshalb im Folgenden mehrfach wieder begegnen werden: die offene Frage der Reichweite und Wirkmächtigkeit antijüdischer Ressentiments oder eines antisemitischen Rassismus im modernen Italien, das Problem der Einordnung der faschistischen Herrschaft innerhalb des Spektrums diktatorischer Herrschaftsformen im 20. Jahrhundert, Aspekte von Erinnerungskultur und Vergangenheitspolitik im Italien der Gegenwart, nicht zuletzt die Frage von spezifischen italienisch-deutschen Beziehungen und Verflechtungen seit dem späten 19. Jahrhundert bis hin zur Problematik von Parallelen und Vergleichbarkeiten zwischen den beiden Staaten und Gesellschaften. Im Zentrum des Interesses steht unter dem letztgenannten Gesichtspunkt bislang ein Vergleich zwischen der faschistischen und der nationalsozialistischen Bewegung und Herrschaft. Dabei kann es auch skeptischen Historikern gewiss nicht darum gehen, wie Lutz Klinkhammer unter Berufung auf nicht belegte »Forschungen und Aussagen von Historikern über den Faschismus« behauptet, den italienischen Faschismus »als prinzipiell nicht vergleichbar

4 Petra Terhoeven (Hrsg.), *Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen 2010, 302 S., kart., 32,90 €.

mit dem deutschen Nationalsozialismus« darzustellen (S. 259). Ein solcher Vergleich erscheint ohne Weiteres sinnvoll, und er bietet sich an. Er kann jedoch, sofern er ergebnisoffen vorgeht, auch zu dem Ergebnis gelangen, dass die Unterschiede zwischen den beiden Herrschaftsformen als gravierender einzuschätzen sind als ihre Gemeinsamkeiten.

## I. GESAMTDARSTELLUNGEN ZU ITALIEN IM 20. JAHRHUNDERT

Zum vielleicht wichtigsten Zentrum der Erforschung italienischer Zeitgeschichte im deutschen Sprachraum hat sich in den vergangenen beiden Jahrzehnten das Institut für Zeitgeschichte in München entwickelt. Mittelpunkt und treibende Kraft zugleich ist hier Hans Woller, der sich seit den 1980er Jahren intensiv der Geschichte Italiens widmet, zwei auch ins Italienische übersetzte Standardwerke zum Faschismus in seiner europäischen Dimension<sup>5</sup> und zur Abrechnung mit dem Faschismus in Italien<sup>6</sup> verfasste und als Chefredakteur der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte dafür sorgt, dass in diesem zentralen Periodikum Aufsätze zu Themen der italienischen Zeitgeschichte regelmäßig vertreten sind. Woller legt nun die erste umfassende deutschsprachige Darstellung zur »Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert« vor.<sup>7</sup> Er spricht zurückhaltend nicht von einer Gesamtdarstellung, sondern von einer »problemorientierte[n] Analyse mit essayistischen Elementen«, »die der Chronologie folgt« und »den Bereich der Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte privilegiert« (S. 15). Die 25 Kapitel gliedern sich in drei Teile, die das liberale, das faschistische und das demokratische Italien mit den Zäsuren 1922 und 1945 behandeln.

Tatsächlich handelt es sich, das lässt sich ohne Übertreibung sagen, um eine vorzügliche Synthese, die den Stand der deutschen, italienischen und angloamerikanischen Forschung bündelt, dabei eigene Akzente setzt und eigenständige Interpretationsangebote präsentiert. Das Buch wird ohne Weiteres zu einem Standardwerk avancieren, was eine ausführliche Besprechung im Rahmen des vorliegenden Beitrags rechtfertigt. Drei wesentliche interpretatorische Schneisen seien skizziert: Da ist zunächst die Rolle der Staatswirtschaft, die über alle System- und Politikwechsel hinweg das ökonomische »Modell Italien« mit seinen Erfolgen und Misserfolgen bis in die jüngste Gegenwart hinein kennzeichnete und das Land von anderen westlichen Industriestaaten unterschied. Woller sieht es charakterisiert durch die staatliche Bereitstellung und Zuweisung von Rohstoffen und Ressourcen insbesondere in den Bereichen Energieversorgung, Stahl- und Chemieindustrie, durch eine vom Staat garantierte Politik niedriger Löhne zur Förderung des Exports sowie durch den systematischen Auf- und Ausbau staatlich gelenkter Großbetriebe, die mit gleichermaßen in Staatsregie agierenden Banken kooperierten (S. 21f.). Bereits der Beginn der Hochindustrialisierung in den nordwestlichen Regionen Italiens seit dem späten 19. Jahrhundert erfolgte im Zeichen dieses staatsdirigistischen Modells. Das faschistische Regime entwickelte es unter zunehmenden Autarkiebestrebungen mit der Gründung mächtiger Staatsholdings wie dem Ölversorgungsunternehmen AGIP oder dem bald gigantischen Industrie- und Bankenverbund IRI weiter, in dem unter der direkten Aufsicht und Einflussnahme von Politikern Manager, Techniker und Bürokraten weite Teile der produzierenden Wirtschaft verwalteten. Dieses Modell wurde wiederum unter denselben Etiketten und mitsamt großen Teilen des Personals durch die Republik übernommen und in den 1950er und 1960er Jahren erneut ausgeweitet. Es wurde zur Grundlage des italienischen Wirtschaftswunders in der zweiten Nachkriegszeit, wuchs sich jedoch mit der Ausweitung des Sozialstaats und der Zunahme gewerkschaftlicher Macht seit den 1970er

5 Hans Woller, Rom, 28. Oktober 1922. Die faschistische Herausforderung, München 1999.

6 Ders., Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien 1943 bis 1948, München 1996.

7 Ders., Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert (Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert), Verlag C. H. Beck, München 2010, 480 S., geb., 39,95 €.

Jahren auch zum wesentlichen Bestandteil eines Belastungssyndroms aus, das durch das beide Seiten korrumpierende, kaum noch transparente Zusammenwirken von Politik und Wirtschaft, nachlassende Innovationskraft bei steigenden Kosten und schließlich durch die Abwälzung sämtlicher entstehender Lasten auf den Staatshaushalt gekennzeichnet war. Nicht zufällig sprachen Beobachter von in der westlichen Welt einzigartigen Ähnlichkeiten mit den Staatswirtschaften des Ostblocks. Am Ende stand und steht, nicht zuletzt auch aufgrund des von Woller wiederholt angesprochenen Problems ubiquitärer Steuerhinterziehung besonders im mittelständischen Handel und Gewerbe Italiens, die unbewältigte Last immenser Staatsschulden. Gleichwohl weist Woller immer wieder auf die Tatsache hin, dass das italienische Modell staatlicher Wirtschaftsförderung und -kontrolle auch ein Erfolgsmodell war, das zum guten Teil die Industrialisierung und wirtschaftliche Modernisierung Italiens überhaupt erst ermöglicht habe.

Die zweite Leitfrage, die zumindest die erste Hälfte des Bandes prägt, ist die nach der Rolle von Imperialismus, Krieg und Rassismus in der Geschichte des italienischen Nationalstaats. Woller analysiert nicht bloß die Selbstwahrnehmung und -darstellung einer seit der Staatsgründung im imperialistischen Wettlauf zu kurz gekommenen, sich territorial unvollendet wägnenden und noch dazu unter spektakulären militärischen Misserfolgen etwa 1896 im Kolonialkrieg gegen Äthiopien leidenden Nation, die zu immer erneuten Versuchen kriegerischer Expansion verleitet habe, er verweist darüber hinaus auf ein verbreitetes Überlegenheitsdenken im nationalen Diskurs und auf potenziell rassistische Prädispositionen unter italienischen Nationalisten seit der Jahrhundertwende. Beides wirkte zusammen und kulminierte erstmals während der Eroberung Libyens im italienischen Krieg gegen das Osmanische Reich 1911/12. Woller wirft die Frage auf, inwiefern die entgrenzte Gewaltausübung gegenüber der libyschen Bevölkerung in diesem kolonialistischen Annexionskrieg bereits auf die Exzesse des frühen Faschismus vorausweist. Krieg und Gewalt, auch im Gefolge der Erfahrungen von Millionen Soldaten im Ersten Weltkrieg, seien jedenfalls, so der hier interessierende Teil von Wollers Definition des Faschismus, Geburtshelfer, Lebenselixier und Fluchtpunkt dieser politischen Bewegung und des daraus resultierenden Regimes gewesen. Darüber hinaus habe der Faschismus »eine neue Ordnung, einen totalitären Staat schaffen« wollen, »der – in einer Art anthropologischer Revolution – einen neuen Menschen hervorbringen sollte« (S. 89).

Woller folgt mit der Fixierung auf Krieg und Rassismus als den zentralen Wesenselementen der faschistischen Herrschaft einem Pfad, der die Forschung der beiden vergangenen Jahrzehnte zunehmend dominiert. Seine Motivation für die Konzentration insbesondere auf den Komplex des faschistischen Antisemitismus legte Woller in einem gemeinsam mit Thomas Schlemmer verfassten programmatischen Aufsatz im Jahr 2005 offen dar: Es geht ihm explizit um ein »Plädoyer für den historischen Vergleich« zwischen Faschismus und Nationalsozialismus in der Absicht,

»Perspektiven aufzuzeigen, die sich aus den neuen Erkenntnissen zum Problemkomplex Rassismus/Antisemitismus für die vergleichende Faschismusforschung ergeben könnten, die durch die einseitige Konzentration auf politische Systeme, Herrschaftstechniken und ideologische Kontroversen oder Divergenzen zunehmend steril geworden ist.«<sup>8</sup>

Diese Zielsetzung bringt für Wollers »Geschichte Italiens« das analytische Problem mit sich, dass die nationalsozialistische Herrschaft als hier gleichsam impliziter Vergleichsmaßstab vom Leser stets mitgedacht wird, der Faschismus diesem Vergleich jedoch in keiner Weise standhält: Woller selbst räumt unumwunden ein, dass vor der Vernichtungsdynamik und der Schreckensbilanz des NS-Regimes »alles andere verblaßt« (S. 187) – ein

<sup>8</sup> Thomas Schlemmer/Hans Woller, Der italienische Faschismus und die Juden 1922 bis 1945, in: VfZ 53, 2005, S. 165–201, Zitate S. 196 und 169.

Blick auf den kroatischen Ustascha-Staat oder das Rumänien des Zweiten Weltkriegs würde für eine Einordnung des faschistischen Antisemitismus übrigens zusätzlich von Nutzen sein –, und er zitiert einleitend den einflussreichen italienischen Journalisten Indro Montanelli, dem zufolge Mussolinis Regime »eine Parodie des wahren totalitären Faschismus« gewesen sei (S. 11). Dieser Auffassung möchte Woller dezidiert entgegenwirken, indem er den verbrecherischen und gewalttätigen Charakter der faschistischen Bewegung betont und die imperialistische und kriegerische Außenpolitik des Regimes, dessen rassistische Gewalt- und Vernichtungsaktionen im Zuge der weiteren Unterwerfung Libyens, der Eroberung und Besetzung Äthiopiens und der Besatzungsherrschaft auf dem Balkan während des Zweiten Weltkriegs sowie die antijüdische Gesetzgebung und Verfolgung ab 1938 hervorhebt. Dabei bleibt die Darstellung allerdings, auch wenn Woller auf die dynamische Entwicklung, auf Radikalisierungsschübe und Phasenverschiebungen in 20 Jahren faschistischer Herrschaft verweist, nicht frei von Widersprüchen und Brüchen.

Da ist zum einen die Vorstellung vom Krieg als Lebenselixier und Fluchtpunkt des Faschismus. Gewiss führte Mussolini Kriege, der Duce selbst ließ 1939/40 mehrfach verlauten, er wolle mit seinem Land auf jeden Fall an dem europäischen Krieg zur Neuverteilung des Kontinents und anliegender Territorien teilnehmen, und sein Regime endete ruhmlos im Krieg. Woller beschreibt Mussolinis mitunter ausufernde Expansions- und Annexionsgelüste und spricht von einem gigantischen Eroberungsprogramm. Doch das waren Träume fern jeder Realität, die mit dem wirtschaftlichen und militärischen Potenzial Italiens nicht einmal ansatzweise in Übereinstimmung zu bringen waren. Tatsächlich war Mussolini nach dem intensiv vorbereiteten Eroberungskrieg gegen Äthiopien nur noch auf kurze Feldzüge aus, die unter möglichst geringem Einsatz an Menschen und Material zu einem Maximum an Beute führen sollten. Der andauernde Krieg als Selbst- und Daseinszweck, der Hitlers Denken und seine Herrschaft so sehr kennzeichnete, lag dem faschistischen Duce fern, seinen Generälen, Admirälen und einfachen Soldaten, möchte man hinzufügen, noch viel ferner. So spricht Woller gelegentlich selbst korrekt davon, dass der Faschismus »vor kriegerischer Expansion nicht zurückschreckte« (S. 13), er apostrophiert zutreffend »das gerissene Freibeutertum des Faschismus« (S. 223). Das aber ist etwas ganz anderes als der permanente Krieg als Selbstzweck, der vielleicht einigen faschistischen Militanten als Erbe aus Weltkrieg und Kolonialkriegen eingepflanzt war, das faschistische Regime als Ganzes aber nicht ausmachte und seine Außenpolitik zumindest so lange nicht prägte, bis sie zunehmend unter den dominierenden Einfluss des nationalsozialistisch beherrschten Deutschen Reiches geriet. Nicht zufällig spricht Woller an einer Stelle von der »imperialistische[n] Leine« Hitlers (S. 165f.), an der der faschistische Bündnispartner Italien letztlich hing. Die außenpolitischen Alternativen, die sich Italien in den 1920er und 1930er Jahren boten, seine Beziehungen zu den Westmächten und der traditionelle nationalstaatliche Egoismus als Leitmotiv faschistischer Außenpolitik kommen bei Woller insgesamt zu kurz. Wenn das faschistische Königreich Italien sich ab 1935/36 allmählich und dann seit 1939/40 dezidiert an den NS-Staat und seine Kriegspolitik band, dann verrät das möglicherweise mehr über das staatsmännische Unvermögen und die mangelnde Weitsicht Mussolinis als über das Wesen des faschistischen Regimes.

Allein auf Mussolini, so Woller, sei es in der Phase zwischen dem Beginn des Zweiten Weltkriegs und dem Kriegseintritt Italiens im Juni 1940 angekommen (S. 169). Das verweist auf die Frage nach der Konsistenz des faschistischen Herrschaftssystems. Woller betont dessen relative Stabilität, vermutet einen verbreiteten Konsens als Grundlage von Mussolinis Diktatur, und führt als Belege etwa die Lageberichte der faschistischen Präfekten oder die vergleichsweise Milde der politischen Strafjustiz an. Der Faschismus sei sogar »schon weit vorangekommen« auf seinem Weg zur »totalitäre[n] Erfassung, Mobilisierung und Umgestaltung der Gesellschaft zum Zwecke imperialer Expansion« und zur

Bildung »einer homogenen Volksgemeinschaft« (S. 188). An anderer Stelle jedoch gibt Woller zu erkennen, »Mussolini und die Revolutionäre seiner Partei mussten immer wieder erleben, dass ihr Volk den hohen Ansprüchen nicht genügte«, dass »die intensiven Bemühungen, dem Volk die alte bürgerliche Gesittung auszutreiben und eine neue faschistische Moral einzuimpfen, nur allzu oft ins Leere« liefen (S. 154). Überhaupt wurde eine totale Mobilisierung zum Kriege nicht einmal ansatzweise versucht. Woller beschreibt die zunehmenden Absetzbewegungen weiter Teile der Bevölkerung seit Beginn des Kriegs 1940, verstärkt seit 1942/43, und die Begeisterungstürme anlässlich der Nachricht vom Sturz des Duce im Juli 1943. Die Realität der von Mussolini angestrebten neuen Ordnung sah eher so aus: ein lahmender, völlig überforderter Militärapparat, ein desinteressiertes und beiseitestehendes Bürgertum, eine selbstsüchtige Wirtschaft und eine völlig apathische Landbevölkerung vor allem im Süden Italiens. So weit her war es offenkundig nicht mit der Schaffung des »neuen Menschen« und einer neuen Ordnung, deren Konzept und Realisierung Woller nicht wirklich anschaulich machen kann.

Die im Abessinienkrieg 1935/36 und generell in den afrikanischen Kolonien Italiens zutage tretende, auch rassistisch motivierte Gewalt und die Segregationspolitik gegenüber den einheimischen Bevölkerungen und Kulturen sind inzwischen unbestritten. Sie verdienen jedoch, intensiver als Woller es tut, in die gesamteuropäische Kolonialgeschichte des 20. Jahrhunderts eingeordnet zu werden (Stichworte wären hier etwa der Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika 1904–1908, der spanisch-französische Krieg gegen die Rif-Kabylen in den 1920er Jahren, das französische Vorgehen in Madagaskar 1947/48 oder das Verhalten der britischen Kolonialbehörden gegenüber der Mau-Mau-Bewegung in Kenia noch in den frühen 1950er Jahren). Woller ruft nachdrücklich die ungeheuren Verbrechen der italienischen Eroberer in Äthiopien und die nur zu schätzende, vermutlich sechsstellige Zahl der Opfer von Krieg und Besatzung dort ins Bewusstsein. Als mutmaßliche Motive des Ausmaßes an willkürlicher Gewaltanwendung müssen jedoch neben spezifisch faschistischen und rassistischen Momenten auch die selbst auferlegte Notwendigkeit für das Regime, angesichts krisenhafter Erscheinungen im Innern endlich einen fulminanten militärischen und imperialistischen Erfolg vorzuweisen und dabei auf keinen Fall zu scheitern, sowie der beim italienischen Militär nicht vergessene blamable Misserfolg beim ersten Eroberungsversuch 1896 erörtert werden; dabei erscheint es folgerichtig, dass Regime und Streitkräfte ihre modernsten und effizientesten Waffen einsetzten. Der Übergang von ausgedehnten Massakern unter dem Vorwand der Bekämpfung von Aufständischen einerseits zum organisierten Völkermord andererseits ist gewiss fließend. Die vorsätzliche, ideologisch motivierte Ermordung von zu rassistisch minderwertig oder unerwünscht erklärten Menschen(-gruppen) als Selbstzweck, wie sie die NS-Herrschaft praktizierte, ist gleichwohl etwas kategorial anderes. Kontinuitätslinien in Richtung des deutschen Rassen- und Vernichtungskriegs im Osten Europas, wie sie Woller unter Berufung auf Wolfgang Schieder nahelegt (S. 149), bedürfen präziserer Überlegung, Erforschung und Begründung. Das gilt ebenso für die absolute und relative Qualität der italienischen Besatzungsherrschaft auf dem Balkan und in Griechenland von 1941 bis 1943 (vgl. auch S. 182f.).<sup>9</sup>

<sup>9</sup> Leider fehlt in Wollers Buch der gerade für eine deutsche Leserschaft unerlässliche Hinweis auf die Ermordung von rund 5.000 italienischen Soldaten durch Einheiten der Wehrmacht auf der griechischen Insel Kephallonia im September 1943. Die italienischen Verbände dort hatten sich geweigert, vor den Deutschen zu kapitulieren. Dieser Massenmord sowie weitere systematische Ermordungen italienischer Offiziere und Soldaten auf dem Balkan und in Griechenland anlässlich des italienischen Kriegsaustritts spielen in der italienischen Erinnerung eine wichtige Rolle; in Deutschland sind sie nach wie vor nur Spezialisten bekannt. Sie werfen zudem ein Schlaglicht auf die eklatanten phänotypischen Unterschiede zwischen faschistischer und nationalsozialistischer Gesinnung und Herrschaft.



Ähnliche Vorbehalte betreffen die Interpretation des vom faschistischen Regime seit 1938 gesetzlich verordneten Antisemitismus. Woller legt die seit der Entstehung des Faschismus in Teilen der Bewegung vorhandenen, aber nie dominierenden antisemitischen Tendenzen dar und postuliert wenig plausibel eine Wandlung Mussolinis zum Antisemiten (»Der Rassist und Antisemit, der Mussolini im Stillen immer gewesen war, fand jetzt gewissermaßen zu sich selbst«, S. 158<sup>10</sup>). Woller spricht von einem im faschistischen Italien grassierenden »antisemitischen Fieber«, das seit 1922 »langsam, aber stetig« gestiegen sei:

»Eine gefährliche Höhe erreichte es bereits 1934, als nach der Verhaftung einer antifaschistischen Widerstandsgruppe, der auch einige Juden angehörten, eine antisemitische Kampagne vom Zaun gebrochen wurde, deren Urheber in den höchsten Regierungsämtern saßen. Ab 1936 wies die Fieberkurve dann noch einmal steil nach oben – jetzt tauchten vielerorts antisemitische Schmierereien auf, und jetzt hetzte auch die Presse in rohester Form gegen die Juden. 1938 gab die Regierung Mussolini schließlich den Startschuss für ein umfassendes Gesetzeswerk zum Schutz der italienischen Rasse, das rein rassistisch begründet war und in seiner engstirnigen Regelungssucht in mancher Hinsicht sogar weiter ging als die Nürnberger Gesetze von 1935« (S. 156).

Diese antisemitische Gesetzgebung seit 1938 sowie deren propagandistische Untermauerung und pseudowissenschaftliche Grundierung und ihre Auswirkungen auf die Betroffenen werden detailliert beschrieben.

»Das Ziel, das Mussolini Faschisten damit verfolgten, kam nirgendwo deutlicher zum Ausdruck als in dem 1940 ersonnenen Projekt einer »Endlösung« *all'italiana*, die darauf hinausgelaufen wäre, die überwiegende Mehrheit der im Königreich lebenden Juden binnen zehn Jahren aus dem Land zu jagen und diejenigen, die in sogenannten Mischehen lebten oder diesen entstammten, gewissermaßen zu arisieren« (S. 161).

Dem Abessinienkrieg kommt in dem von Woller dargelegten Konzept, dem zufolge ein in der faschistischen Bewegung (oder doch in der italienischen Gesellschaft? – das wird nie ganz klar<sup>11</sup>) latent vorhandener Antisemitismus im Laufe eines Radikalisierungsprozesses hervorbrach und akut wurde, die Rolle eines Reaktionsbeschleunigers zu: Der ohnehin verbreitete, genuine, sich gegen schwarze Afrikaner, aber auch gegen die slawische Bevölkerung jenseits des Isonzo und der Adria richtende italienische Rassismus habe nun seinen Fokus folgerichtig auch auf die jüdische Bevölkerung gelegt. Gleichwohl, so bleibt festzuhalten, wurde ein in der italienischen Gesellschaft und selbst in der faschistischen Bewegung tatsächlich eher randständiger rassistisch grundierter Antisemitismus, der bis 1938 das faschistische Regime gerade nicht prägte, erst im Rahmen der außenpolitisch motivierten und dann rasch ideologisch unterfütterten Annäherung an das Deutsche Reich seit 1935/36 wirkmächtig; und auch dann haftete ihm etwas Künstliches, rein Willkürliches, jederzeit Widerrufliches an. Woller selbst verweist an zwei Stellen auf die instrumentale Qualität des faschistischen Antisemitismus in seiner staatspolitischen Ausprägung (S. 154 und 158).

Dennoch sieht Woller »die Ursachen der Radikalisierung von 1936 und der Rassengesetze von 1938 in der Ideologie und im Herrschaftssystem des Faschismus selbst« und mutmaßt,

»dass die Wurzeln sogar noch tiefer reichen und insbesondere mit dem traditionellen *superiorità*-Denken zusammenhängen, das bereits vor dem Ersten Weltkrieg zunehmend rassistische Züge ge-

10 Vgl. dagegen noch *Schlemmer/Woller*, Der italienische Faschismus und die Juden, S. 176: »Der faschistische Diktator kannte ursprünglich keine antisemitischen Ressentiments«.

11 Ebd., S. 178f., sprechen Schlemmer und Woller dezidiert von »einer autochthonen, in der italienischen Gesellschaft verwurzelten Judenfeindschaft«, auf der »der rassistische Antisemitismus und seine Propagandisten« aufbauen konnten.



wonnen und angesichts der Herausforderung des Krieges in Abessinien in einer regelrechten rassistischen ›Obsession‹ seinen Gipfelpunkt erreicht hatte« (S. 157).

Wenigstens angedeutet sei hier die alternative, zumindest komplementäre Deutung, dass Mussolini seit Mitte der 1930er Jahre zunehmend vom Modell der deutschen Diktatur fasziniert war, sie als Vorbild ansah (so Woller selbst, S. 158) und deshalb den ihm zuvor fremden Rassenantisemitismus auch für Italien als Staatsgrundgesetz zu übernehmen trachtete. Wie nachdrücklich und konsequent die diskriminierende, auf die gesellschaftliche Separierung und Ausgrenzung sowie theoretisch auf die Vertreibung der ohnehin relativ wenigen Juden in Italien zielende Gesetzgebung angewandt wurde, welche Lücken und Ausnahmen es in den Vorschriften und in der Praxis gab, stellt derzeit ein bevorzugtes Thema der Forschung dar. Woller erweckt den Eindruck einer eher unnachsichtigen Anwendung und Durchsetzung der antisemitischen Gesetze und Verordnungen, konzediert aber, dass »nach allem, was wir wissen, [...] der militante Antisemitismus in Italien nicht mehrheitsfähig« war (S. 161). Die Deportation und Ermordung von italienischen Juden oder von in rassistischer Kategorisierung zu Juden erklärten Menschen aus Italien blieb jedenfalls den deutschen Besatzern ab 1943 vorbehalten, denen dann freilich faschistische Kollaborateure Vorschub leisteten. Dabei ist es merkwürdig, dass Woller im Rahmen einer »Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert« die Rettung von rund 80 % der italienischen Juden oder 40.000 Menschen weder erwähnt noch erklärt, die trotz der Präsenz deutscher Behörden und Sicherheitsorgane durch die tätige Mithilfe der italienischen Gesellschaft in Verstecken oder bei Regimegegnern überlebten. Ebenso unerwähnt lässt Woller die Tatsache, dass das italienische Militär bis in höchste Führungsebenen hinein in seinen Besatzungsgebieten in Frankreich, Griechenland und Kroatien die dortigen Juden bis 1943 vor dem deutschen Zugriff schützte, sehr zum Unwillen der nationalsozialistischen Verbündeten, ja sogar noch weiteren Juden Zutritt zu den eigenen Besatzungszonen verschaffte: Auch dadurch wurden immerhin Tausende Menschen vor den deutschen Mördern gerettet. Offenkundig funktionierte die Transformation des in gemeineuropäischer kolonialistischer Tradition stehenden, gegen schwarze Afrikaner gerichteten Rassismus in einen Rassenantisemitismus deutscher Provenienz innerhalb der königlichen italienischen Armee nicht so, wie es Wollers Modell impliziert.

Kurzum, dem Bemühen, einen genuinen rassenantisemitisch fundierten Faschismus in Bewegung und Regime als handlungsleitend zu konstatieren, ermangelt es einstweilen noch an Plausibilität und Stringenz, zumal Wollers Bild von Mussolini dessen vielfach belegte opportunistische, rein an Machtgewinn und -erhalt orientierte, jede dauerhafte ideologische Fixierung scheuende Persönlichkeitsstruktur nicht hinreichend berücksichtigt.<sup>12</sup> Schließlich ist es auffallend, dass Wollers Darstellung der Zeit nach 1945 keine Hinweise auf Rassismus oder gar Antisemitismus in der italienischen Gesellschaft enthält, nicht einmal in der Kontinuität der politischen und wirtschaftlichen Eliten. Wenn es ihn bis 1943/45 als genuines, verbreitetes und wirkmächtiges Phänomen gab, wo ist er anschließend geblieben? Erst im Zusammenhang mit der Entstehung der Lega Nord ab den 1980er Jahren und den populistischen Wahlkämpfen Silvio Berlusconis erfährt der Leser wieder von rassistischen Ausfällen und Parolen; Hinweise auf den Alltag im Umkreis mancher italienischer Fußballstadien hätte Woller hinzufügen können. Das Leitmotiv eines verbreiteten, auch antisemitisch aufgeladenen italienischen Rassismus würde jedenfalls an Überzeugungskraft gewinnen, wenn es die auf 1945 folgenden Jahrzehnte nicht aussparte.

Den dritten Interpretationsstrang, der die zweite Hälfte des Buchs und somit Wollers Analyse der Italienischen Republik seit 1946 prägt, bildet schließlich die prinzipielle Funktionsfähigkeit und Erfolgsträchtigkeit des politischen, wirtschaftlichen und gesell-

<sup>12</sup> Aufschluss darüber wird Wollers in Arbeit befindliche Mussolini-Biografie bieten müssen.

schaftlichen Systems in Italien. Woller verschweigt nicht die Belastungsfaktoren und strukturellen Probleme, die das Land und das Leben in ihm prägen, er schildert alltägliche Korruption und klientelare Beziehungen, Steuerbetrug und organisierte Kriminalität und den Zusammenhang all dessen mit den herrschenden politischen Parteien. Doch macht Woller in überzeugender Weise deutlich, dass trotz dieser Schattenseiten im italienischen Wirtschaftswunder die 1950er und 1960er Jahre für Italien im Kern eine Erfolgsgeschichte darstellten, durch die das Land in vieler Hinsicht zu den nord- und westeuropäischen Nachbarn aufschloss. In gleicher Weise würdigt Woller eindringlich die Reformen und den Ausbau des Sozialstaats unter den Mitte-links-Regierungen der 1960er und 1970er Jahre, die ebenso auch im europäischen Vergleich beachtlich erscheinen, zumal nicht zuletzt der rückständige Süden Italiens in diesen Jahren merklich von den ökonomischen und sozialen Errungenschaften profitierte. Selbst die wirtschaftlichen Erfolge des sozialistischen Ministerpräsidenten Bettino Craxi in den 1980er Jahren und die immer erneuten Reformanstrengungen der wechselnden Regierungen seit den 1990er Jahren, die einen gewaltigen Umbruch des Parteiensystems und ein zumindest vorübergehendes Aufbäumen von Justiz und Gesellschaft im Kampf gegen die allgegenwärtige Korruption erleben, weiß Woller ins rechte Licht zu setzen. Dabei ist besonders Wollers abgeklärte und nüchterne Beurteilung und Einordnung des Phänomens »Berlusconi« hervorzuheben: Dieser habe im Grunde eine ähnliche Reformpolitik wie sein Kontrahent Romano Prodi vertreten, müsse ebenso wie andere Mitbewerber im politischen Geschäft letztlich die Spielregeln respektieren und ende oft in spektakulären Rückzügen. Diese begrüßenswerte Entdämonisierung Silvio Berlusconis gesellt sich zu Wollers insgesamt optimistischer Sicht auf die Zukunft Italiens, dessen politisches System in den Wirren der vergangenen beiden Jahrzehnte insgesamt eher übersichtlicher und normaler geworden und dessen Wirtschaftskrise keineswegs irreversibel sei. In diesem Zusammenhang verweist Woller auf die zunehmende Bedeutung Europas für den Weg Italiens in das 21. Jahrhundert. Leider kommt genau diese Rolle Italiens im Prozess der europäischen Einigung in Wollers Buch insgesamt zu kurz, ebenso wie generell die Frage nach dem Ort und der Rolle, die der italienische Nationalstaat im internationalen System des 20. Jahrhunderts eingenommen hat. Das ändert nichts daran, dass Woller ein gleichermaßen material- wie gedankenreiches und noch dazu gut lesbares Werk vorgelegt hat, das die Beschäftigung mit der neuesten Geschichte Italiens im deutschen Sprachraum auf eine neue, solide Grundlage stellt.

Das wird man von der »Geschichte Italiens« vom Risorgimento bis heute aus der Feder Gerhard Feldbauers nicht behaupten können.<sup>13</sup> Der 1933 geborene, in der DDR promovierte und habilitierte Historiker und Publizist präsentiert sich als Vertreter eines ungebrochenen kommunistischen Weltbilds in der Nachfolge von Marx, Engels und Lenin, dessen weitere Quellen bevorzugt die italienischen Kommunistenführer Antonio Gramsci und Palmiro Togliatti, geschichtswissenschaftliche Handbücher aus der DDR, Tageszeitungen des »Partito Comunista Italiano« (PCI) und seiner Nachfolgeorganisationen oder auch aktuelle Interpreten der italienischen Geschichte und Gesellschaft aus dem linkssozialistischen oder kommunistischen Lager sind. Feldbauers italienische Geschichte handelt demgemäß von Klassenherrschaft und Unterdrückung und von dem Widerstand, den revolutionäre Kämpfer, streikende Arbeiter, aufrechte Antifaschisten und klassenbewusste Kommunisten ihr entgegensetzten. Emphatisch erinnert der Verfasser an »die zahlreichen Aufstände, die leidenschaftliche Entschlossenheit, mit der sie geführt wurden, die großen Opfer, die sie forderten« (S. 8), vom Risorgimento über den bürgerlichen Nationalstaat und die faschistische Diktatur bis zur Regierung Berlusconis und seiner Bündnispartner, die für ihn einfach nur noch rechtsextrem, faschistoid oder auch faschistisch ist. Ange-

13 Gerhard Feldbauer, *Geschichte Italiens. Vom Risorgimento bis heute* (Neue kleine Bibliothek, Bd. 132), PapyRossa Verlag, Köln 2008, 360 S., kart., 19,90 €.

sichts der »katastrophalen Niederlage« der Linken bei Berlusconi's erneutem Wahlerfolg 2008 werde Italiens Zukunft

»entscheidend davon abhängen, dass sich die italienischen Kommunisten und das progressive Bürgertum dem Erfahrungsschatz der revolutionären italienischen Geschichte zuwenden, welche die Tatsache prägte, dass der italienische Nationalstaat von einem Bürgertum durchgesetzt wurde, das unter dem Druck einer radikaldemokratischen revolutionären Volksbewegung agierte« (S. 342).

Diese dem ganzen Text zugrunde liegende Weltanschauung mit ihren klaren Freund-Feind-Schemata, ihrem revolutionären Pathos, ihrem in der Tradition der DDR stehenden plakativen Antifaschismus und einer kommunistischen Geradlinigkeit, vor der der Eurokommunismus und die Bemühungen Enrico Berlinguers und späterer kommunistischer Reformpolitiker um eine konstruktive Zusammenarbeit mit den Kräften des bürgerlichen Lagers kaum Gnade finden, gibt durchaus Raum für einige interessante und von Sachkenntnis geprägte Passagen, so etwa zum Einfluss der faschistischen Nachfolgeorganisation »Movimento Sociale Italiano« (MSI) in Politik und Gesellschaft der italienischen Republik bis in die 1990er Jahre hinein. Gleichwohl handelt es sich bei Feldbauers wenig geordneter Schrift über weite Strecken eher um ein politisches Pamphlet, das sich nicht zuletzt gegen »das die Weltherrschaft beanspruchende Washington« (S. 294) beziehungsweise den »Weltherrschaftskurs der USA« (S. 307) richtet. Es kann der Forschung schon aufgrund der äußerst selektiven und größtenteils veralteten Literaturgrundlage keine Impulse vermitteln, es sei denn, sie unterzöge sich der Aufgabe, die von Feldbauer begierig aufgegriffenen und als Tatsachen dargestellten Verschwörungstheorien, die die Geschichte der Italienischen Republik durchziehen<sup>14</sup> und die Hans Woller souverän am Rande liegen lässt, im Detail zu widerlegen. So ist es für Gerhard Feldbauer klar, dass Aldo Moros Entführung und Ermordung 1978 das Resultat eines von US-amerikanischen und italienischen Geheimdiensten und seinem innerparteilichen Rivalen Giulio Andreotti inszenierten Komplotts waren. Es ist ebenso mühselig, gegen so etwas ernsthaft zu argumentieren, wie Feldbauers Vorstellung als fixe Idee zu entlarven, die italienische Regierungspolitik seit dem Zweiten Weltkrieg sei in praktisch jeder Hinsicht maßgeblich von der CIA gesteuert worden.<sup>15</sup>

Der Turiner Politikwissenschaftler Gian Enrico Rusconi zählt zu den wenigen Persönlichkeiten der italienischen Zeitgeschichtsforschung, deren Werke regelmäßig auch ein deutsches Publikum erreichen. Er kann ohne Weiteres dem Umkreis der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung zugerechnet werden, zumal er seit Jahren auch in Kooperationsprojekten mit dem Münchener Institut für Zeitgeschichte aktiv ist und darüber hinaus als Direktor des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient fungierte. Rusconis umfangreiche Darstellung »Deutschland, Italien, Europa. Vom Machtstaat zur ›Zivilmacht‹«<sup>16</sup> erscheint in aktualisierter und erweiterter deutscher Übersetzung unter dem etwas irreführenden Titel »Deutschland – Italien. Italien – Deutschland. Geschichte einer schwierigen Beziehung von Bismarck bis zu Berlusconi«.<sup>17</sup> Zwar sollen »die Beziehun-

14 Hinreichend seriös dazu für eine deutsche Leserschaft *Alessandro Silj*, *Verbrechen, Politik, Demokratie in Italien*, Frankfurt am Main 1998.

15 Kaum mehr als einen 1943 einsetzenden, chronologisch bis Mitte 2011 erweiterten, im Wortlaut über weite Strecken identischen Ableger seiner »Geschichte Italiens« bietet *Gerhard Feldbauer*, *Wie Italien unter die Räuber fiel. Und wie die Linke nur schwer mit ihnen fertig wurde* (Neue kleine Bibliothek, Bd. 169), PapyRossa Verlag, Köln 2012, 218 S., kart., 14,90 €.

16 *Gian Enrico Rusconi*, *Germania, Italia, Europa. Dallo stato di potenza alla »potenza civile«*, Turin 2003.

17 *Ders.*, *Deutschland – Italien, Italien – Deutschland. Geschichte einer schwierigen Beziehung von Bismarck bis zu Berlusconi*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2006, XII + 410 S., geb., 39,90 €.

gen zwischen Deutschland und Italien in den vergangenen einhundertfünfzig Jahren [...] den Gegenstand dieses Buches« bilden, zumindest »in ihren wichtigsten Etappen« (S. XI). Doch bietet Rusconi zugleich weniger und auch mehr. Es fällt schwer, den Inhalt des Bandes überhaupt auf einen Nenner zu bringen.

Einerseits behandelt Rusconi mit den Instrumentarien traditioneller Politikgeschichte – es geht tatsächlich um die Geschichte politischer Entscheidungen und explizit auch der Männer, die solche Entscheidungen zu treffen hatten – einige Stationen der deutsch-italienischen Beziehungen: das preußisch-italienische Kriegsbündnis von 1866 als Ausgangspunkt lang währender italienischer Frustration, den Dreibund und Italiens Weg in den Ersten Weltkrieg, das Achsenbündnis im Krieg von 1939/40 bis 1943/45, die zwischenstaatlichen Neuanfänge im Zeichen gemeinsamer Europapolitik unter Konrad Adenauer und Alcide De Gasperi, schließlich eine von Rusconi mit Beunruhigung konstatierte Entfremdung zwischen beiden Staaten seit den 1990er Jahren, denen er eine eher idealisierende schlaglichtartige Betrachtung des vermeintlich wohlwollenden Verständnisses vorausschickt, das Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher Italien entgegengebracht habe. Das ergibt alles andere als eine zusammenhängende Gesamtdarstellung, eröffnet aber eine Reihe von Einsichten etwa in den Zustand des politischen und gesellschaftlichen Systems im Italien des Jahres 1914/15, als »die latente Krise des italienischen Liberalismus beziehungsweise seine Niederlage« bereits »unabwendbar« erschienen (S. 98), in den sich erst 1935/36 anbahnenden Kurswechsel der außenpolitischen Orientierung des faschistischen Regimes weg von der traditionellen Orientierung an Großbritannien, oder in die persönliche Zwangslage, in der sich 1939/40 ein Mussolini wähnte, der um keinen Preis noch einmal das Odium des vermeintlichen Verrats gegenüber seinem deutschen Bündnispartner auf sich nehmen wollte, der im Rückblick auf das »Syndrom von 1915« zumindest als potenzieller deutscher Vorwurf erneut im Raum stand. Rusconi erkennt darin ein wesentliches Motiv für den italienischen Kriegseintritt 1940. Wichtig gegenüber der Interpretation Wollers erscheinen im Übrigen Rusconis massive Hinweise auf die verbreitete Opposition gegen Mussolinis Kriegskurs, ja auf die dezidierte Abneigung gegen einen Kampf an deutscher Seite nicht nur in seiner engsten politischen und militärischen Führung, sondern auch in der Bevölkerung, sowie auf Mussolinis eigene Absicht, nicht vor Ablauf von drei bis vier weiteren Jahren nach Abschluss des ›Stahlpakts‹ einen Krieg überhaupt anzuvisieren. Zu der Vorstellung einer überstürzten und letztlich nicht wirklich von langer Hand geplanten Beteiligung am Zweiten Weltkrieg passt schließlich die Beobachtung, dass Italien ohne jegliche militärische Operationsplanung agierte und selbst die italienische königliche Kriegsmarine über keine Strategie für die Kriegführung gegen Großbritannien im Mittelmeer verfügte. Von Krieg als Lebenselixier und Fluchtpunkt des Faschismus ist hier keine Rede, vielmehr kultivierte das faschistische Regime Rusconi zufolge bloß »den nationalen Kriegsmythos«, »ohne die entsprechenden Grundlagen zu schaffen« (S. 135).

Andererseits schneidet Rusconi in eher unsystematischer und assoziativer Weise eine Fülle von Themen und Gesichtspunkten an, die sich aus seiner Zielsetzung ergeben, wechselseitige Stereotype, Gemeinplätze, Klischees und Vorurteile im deutsch-italienischen Verhältnis aufzuzeigen und auf ihre Entstehung und ihren historischen Gehalt hin zu überprüfen. Es geht ihm um die Erhellung des komplexen Zusammenhangs »zwischen Stereotypen, Erinnerung, Narrativen und historischer Rekonstruktion, geopolitischem Kontext und politischem Handeln« (S. 6). Im Zentrum steht dabei die Gegenüberstellung von deutscher ›Anmaßung‹ und italienischer ›Unzuverlässigkeit‹. Rusconi kreist immer wieder um diese Thematik, ohne jedoch zu konkreten Ergebnissen zu kommen. Für die Zeit vor 1945 scheint es ihm in erster Linie darum zu gehen, der Vorstellung eines italienischen Verrats in den Situationen des Bündniswechsels im Ersten und im Zweiten Weltkrieg

1914/15 und 1943 zu begegnen. Das ist obsolet, da, wie Rusconi selbst zu erkennen gibt, davon seit Langem nirgends ernsthaft die Rede ist. Für die Phase seit 1945 treibt ihn das offenkundige Missverhältnis zwischen der – seit 1990 noch einmal sprunghaft gewachsenen – politischen und wirtschaftlichen Stärke der Bundesrepublik Deutschland und einem Italien um, das stets um Einfluss ringt und doch immer eine zweitrangige Macht im internationalen System und selbst im europäischen Raum und Einigungsprozess bleibt. Die Bundesrepublik habe sich die wohlwollende italienische Unterstützung bei der Wiedereingliederung in die europäische Staatengemeinschaft und in das westliche Bündnis nach 1945 zunutze gemacht, lasse Italien aber insbesondere seit den Ereignissen rund um die deutsche Vereinigung 1989/90 bei wichtigen Entscheidungen außen vor. Insgesamt erweckt Rusconi für die vergangenen eineinhalb Jahrhunderte deutsch-italienischer Geschichte den Eindruck, Deutschland habe Italien regelmäßig für seine Zwecke instrumentalisiert. Inwieweit dieser Eindruck sich selbst der Qualität eines Stereotyps nähert, sei dahingestellt. Ein größeres Maß an gedanklicher Stringenz hätte dem Buch, das bezeichnenderweise auf ein Resümee verzichtet, ohne Zweifel gutgetan.

Die Geschichte Italiens ist immer auch in besonderer Weise die Geschichte seiner Städte und Regionen. Aus der Sicht einer deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung ist Südtirol von besonderem Interesse. Der neuesten Geschichte der heutigen autonomen Provinz Bozen als Teil der autonomen Region Trentino-Alto Adige hat sich der über Jahrzehnte an der Universität Innsbruck wissenschaftlich beheimatete Rolf Steininger in einer Fülle von Darstellungen und Dokumenteneditionen intensiv gewidmet. Als Essenz seiner Forschungen präsentierte Steininger 1999 eine knappe Gesamtdarstellung der Geschichte Südtirols seit dem Ende des Ersten Weltkriegs, die nun erneut in der ungekürzten Taschenbuchausgabe einer überarbeiteten und erweiterten Fassung aus dem Jahr 2003 erscheint.<sup>18</sup> Insofern reicht die Darstellung nicht ganz bis an die Gegenwart heran. Sie bietet gleichwohl eine ebenso informative und engagierte wie lesenswerte Grundlage für eine erste Annäherung an das Problemfeld Südtirol im 20. Jahrhundert, die um so wertvoller ist, als die meisten der hier zu besprechenden Bücher auf die Thematik nur ganz am Rande eingehen. Steininger beschreibt kurz den Einzug italienischer Truppen in Südtirol im November 1918 und die zunächst militärisch bestimmte Verwaltung und geht ausführlich auf die gedankliche Vorarbeit ein, die insbesondere Ettore Tolomei, ein Lehrer für Geschichte und Geografie und späterer Ministerialbeamter, seit den 1890er Jahren in einer Fülle von pseudowissenschaftlichen Publikationen und Denkschriften zugunsten der Brennergrenze für den italienischen Nationalstaat, der vermeintlich notwendigen ›Re-Italianisierung‹ der Südtiroler Bevölkerung und der Umbenennung geografischer und topografischer Bezeichnungen geleistet hat. Die Vorstellungen der Faschisten koinzidierten mit Tolomeis Weltbild, und seit den frühen 1920er Jahren setzte eine rigorose Politik der Italianisierung des Gebiets und seiner Bewohner ein, die Steininger als unerträglich für die angestammte Bevölkerung ansieht. Der forcierte Zuzug von Italienern vor allem in der öffentlichen Verwaltung<sup>19</sup> und die Ansiedlung eines Industriegebiets bei Bozen mitsamt Arbeitskräften aus dem Süden wurden mit der strikten Unterdrückung deutscher Sprache und Tiroler Kultur verbunden.

Nachdem sich die Option der großen Mehrheit der Südtiroler 1939/40 für eine Übersiedlung ins Deutsche Reich beziehungsweise in von diesem neu zu erobernde Gebiete im Zuge einer angestrebten »volkklichen Flurbereinigung« als, wie Steininger es nennt, »›Endlösung‹ der Südtirolfrage« (S. 33) nicht in der verfügbaren Zeit realisieren ließ und

18 Rolf Steininger, Südtirol. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Haymon-Taschenbuch Verlag, Innsbruck/Wien 2012, 222 S., kart., 9,95 €.

19 Vgl. dazu Andrea Di Michele, Die unvollkommene Italianisierung. Politik und Verwaltung in Südtirol 1918–1943, Innsbruck 2008 (zuerst ital. 2003).

Südtirol von 1943 bis 1945 faktisch deutscher Herrschaft unterstand, bestanden 1945/46 vage Hoffnungen aufseiten der Südtiroler Bevölkerung, ihr Gebiet in ein neues demokratisches Österreich integrieren und so die Einheit Tirols wiederherstellen zu können. Diese bei ihrer Gründung 1945 nicht zuletzt in der Südtiroler Volkspartei (SVP) gehegten Hoffnungen auf Selbstbestimmung trogen jedoch: Steininger, der immer auch die internationale Dimension des Südtirolproblems einbezieht, erklärt das nicht nur mit der generell geringen Neigung der Siegermächte, Österreich auf Kosten Italiens zu vergrößern, er verweist auf die speziell im britischen Außenamt verbreitete Furcht vor einer möglichen Ausweitung des Einflusses der Sowjetunion, die in Österreich als kaum auszurechnende Besatzungsmacht agierte, über den Alpenkamm hinaus. So erfolgten trotz des Gruber-de-Gasperi-Abkommens vom 5. September 1946, das letztlich unter britischem Druck als Arbeitsgrundlage für die weitere Behandlung des Südtirolproblems zwischen Italien und Österreich zustande kam, erneute italienische Repressionen und Schikanen gegen die deutschsprachigen Südtiroler. Steininger spricht von einer nicht zuletzt auch in personeller Hinsicht »direkten Fortsetzung der ehemals faschistischen Politik« (S. 109). Jahrzehntelange Verhandlungen angesichts besonders in den 1960er Jahren eskalierender Sprengstoffanschläge Tiroler Extremisten, denen die italienischen Behörden mit Härte begegneten, und seit den 1980er Jahren wachsender neofaschistischer Anhängerschaft unter der italienischen Bevölkerung führten, auch unter Einschaltung der UNO, bis 1992 zu einer offiziellen Streitbeilegung zwischen der nicht immer glücklich agierenden Schutzmacht Österreich und der italienischen Regierung. Die große Mehrheit der Südtiroler und ihrer politischen Führung hatte sich ohnehin längst von der Vorstellung verabschiedet, ihr Land aus der Italienischen Republik aus- und Österreich eingliedern zu können. Tatsächlich hat sich vor dem Hintergrund wirtschaftlicher Prosperität so etwas wie ein geregelter Nebeneinander, aber kein wirkliches Miteinander zwischen den beiden Volksgruppen eingestellt. Steininger erkennt darin insgesamt eine Erfolgsgeschichte mit optimistisch stimmenden Zukunftsperspektiven, nicht zuletzt aufgrund der nunmehr völlig offenen Grenzen zu Nord- und Osttirol, spricht aber mit Blick auf die in die Gegenwart hineinragende Vergangenheit und die aus ihr überkommenen Probleme unumwunden von der »Unrechtsgrenze« und von »mehr als 80 Jahre[n] Südtirol unter fremder Herrschaft« (S. 203; 199).

## II. ITALIEN IM ZEITALTER DER WELTKRIEGE

Obgleich die Verlagerung der italienischen Nordgrenze an den Brenner und die damit verbundene Teilung Tirols sowie die Eingliederung Südtirols in das Staatsgebiet Italiens für die betroffene deutschsprachige Bevölkerung bis heute von nachhaltiger Bedeutung sind, handelte es sich dabei keineswegs um die gravierendsten Folgen der Intervention Italiens an der Seite der Entente im Krieg gegen die Mittelmächte, die am 23. Mai 1915 mit der italienischen Kriegserklärung gegen Österreich-Ungarn begann. Vielmehr stellt sich die Teilnahme Italiens am Ersten Weltkrieg als die vielleicht wesentlichste Voraussetzung für die Entstehung und politische Durchsetzung der faschistischen Bewegung dar. Lässt allein das schon die eminente Bedeutung dieses Kriegs für die Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert aufscheinen, so macht Holger Afflerbach als ausgewiesener Experte für die Geschichte des deutsch-österreichisch-italienischen Dreibundes wie für den Ersten Weltkrieg in einem Sammelband zum Kriegseintritt Italiens 1915, der aus einer eintägigen Tagung des Instituts für Zeitgeschichte und des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient hervorging<sup>20</sup>, auf weitere Zusammenhänge aufmerksam: Die italienische Beteiligung

20 Johannes Hürter/Gian Enrico Rusconi (Hrsg.), Der Kriegseintritt Italiens im Mai 1915 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernr.), Oldenbourg Verlag, München 2007, 143 S., kart., 24,80 €.



am Ersten Weltkrieg werde »in der deutschen und internationalen Historiographie« zu Unrecht »als zweitrangiges Ereignis unter den vielen europäischen Tragödien des 20. Jahrhunderts« behandelt, Italien »als bloßer Nebenkriegsschauplatz« angesehen. Dabei sei der italienische Kriegseintritt am 23. Mai 1915 »eines der zentralen politischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts« gewesen. »Er hatte ungeheure Folgen für Italien und seine ehemaligen Verbündeten, also für Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich, sowie für ganz Europa«, sei »in Wahrheit von erstrangiger Bedeutung« und verdiene unser fortdauerndes Interesse (S. 53f.). Als Begründung für diese Aufwertung seines Untersuchungsgegenstands führt Afflerbach nicht bloß die an die 1,8 bis zwei Millionen zählenden menschlichen Verluste im italienisch-österreichischen (und ab August 1916 auch italienisch-deutschen) Krieg, an den Fronten und unter der Zivilbevölkerung, an – der italienische Kriegseintritt habe schon damit »eine politische und humanitäre Katastrophe erster Ordnung« nach sich gezogen, gerade auch »für Italien selbst, obwohl es am Ende siegreich war« (S. 98). Über diesen Tatbestand hinaus, durch den das liberale System Italiens in seinen Grundfesten erschüttert und der Faschismus erst ermöglicht worden sei, sei der *intervento*, indem er starke österreichische Kräfte gebunden, einen nachhaltigen Sieg der Mittelmächte über Russland 1915 verhindert und insgesamt »auf lange Sicht« deren Niederlage besiegelt habe (S. 54, vgl. auch S. 98).

Diese These dürfte angesichts des zähen Widerstands und des Siegeswillens aufseiten der Westmächte und deren faktischer Unterstützung durch das Arsenal der Vereinigten Staaten überzogen sein – Nicola Labanca (S. 73–84) spricht im selben Band plausibler davon, das italienische Militär habe »eine wichtige, wenn auch nicht entscheidende Rolle beim Sieg der Entente über die Mittelmächte« gespielt (S. 84). Sie macht aber deutlich, warum noch immer mit Vehemenz über die Gründe diskutiert wird, die eine kleine Elite italienischer Politiker einschließlich König Viktor Emanuel III. dazu verleiteten, aus dem im August 1914 deklarierten Status der Neutralität herauszutreten und sich mit der vertraglich zugesicherten Aussicht auf territoriale Beute dem Krieg der Entente anzuschließen. Gian Enrico Rusconi (S. 13–52) macht dafür primär machtpolitische Motive geltend, die im zeitlichen Horizont des Spätimperialismus als legitim zu betrachten und nicht primär moralisch zu bewerten seien: Gewiss seien eine Neigung zum Hasard und politische Fehleinschätzungen im Spiel gewesen, im Kern jedoch sei es darum gegangen, die Gelegenheit zu nutzen, um Italien zum Status einer vollen und gleichberechtigten Großmacht zu verhelfen, ihm im Rahmen seiner geopolitischen Ausrichtung einen Machtzuwachs im Adria- und Balkanraum und letztlich die Hegemonie im Adriaraum zu verschaffen. Im Übrigen habe es im internationalen System keine Seite an Zweckbestimmtheit und Zynismus fehlen lassen.<sup>21</sup> Afflerbach (S. 53–72) dagegen argumentiert radikal gegen die Sinnhaftigkeit der italienischen Entscheidung für den Krieg: Er sieht ein völlig verantwortungsloses Handeln der italienischen Regierung und der Militärs, die über den mörderischen und langwierigen Charakter des Kriegs nicht im Unklaren zu sein brauchten und sich in sorglosem Optimismus hinsichtlich des zu erwartenden Kriegsverlaufs ergingen, verweist auf die zeitgenössisch geäußerten Alternativen zum Kriegseintritt und erkennt in dem Entschluss zum *intervento* »einen durch nichts zu rechtfertigenden ›Akt des Wahnsinns‹, der sich für das Land furchtbar rächte« (S. 67f.). Afflerbach kann sich den Weltkrieg gut ohne Beteiligung Italiens vorstellen. Sowohl Rusconi wie Afflerbach lassen im Übrigen auch innenpolitische Motive der Entscheidungsfindung der italienischen Regierung aufscheinen – die Bewahrung des liberalen, aber im Konfliktfall gegebenenfalls auch monarchisch-autoritären politischen Systems angesichts eines diffusen Bedrohungsszenarios, in dem

21 Vgl. dazu neben Rusconis Beitrag in diesem Sammelband auch *ders.*, Deutschland – Italien, S. 86–103.

sich radikal interventionistische Minderheiten auf der Straße revolutionärer Umtriebe zu bedienen schienen. Bemerkenswert ist zuletzt, wie Rusconi und Afflerbach bei manchen inhaltlichen Differenzen sich methodisch durchaus nahestehen, wenn beide angesichts der Entwicklung der Dinge in Italien 1914/15 die Rolle der Kontingenz betonen, kontrafaktische Argumente anbringen und sich dezidiert zur Bedeutung einer Geschichte des politischen Handelns und politischer Entscheidungen bekennen.

Als Entstehungsbedingung insbesondere der ausgeprägten Gewaltbereitschaft, welche die Protagonisten und Aktivisten der faschistischen Bewegung von deren Beginn an prägte, spielt der Erste Weltkrieg auch in Wolfgang Schieders knapper Synthese zum italienischen Faschismus eine Rolle.<sup>22</sup> Entscheidend für die Erklärung der Ermöglichung faschistischer Herrschaft erscheint dem dezidierten Sozialhistoriker jedoch, dass »Italien infolge des Ersten Weltkrieges einer dreifachen gesellschaftlichen Systemkrise ausgesetzt war«, die »sich aus drei säkularen Entwicklungsprozessen« der Moderne ergab, die wiederum »in diesem Land infolge ihres nahezu gleichzeitigen Auftretens zu einer kumulativen Krise führten«: Es handele sich »um die relative Gleichzeitigkeit von unvollendeter Nationsbildung, ungelösten Verfassungskonflikten und unbewältigten wirtschaftlichen Wachstumskrisen, durch welche die besonderen historischen Rahmenbedingungen für die Entstehung des Faschismus in Italien geschaffen wurden«. Schieders eigentliche Darstellung setzt dann aber doch recht unvermittelt mit der Biografie und dem Charakter Mussolinis, der Frühgeschichte des Faschismus und der Ernennung des faschistischen Parteichefs zum Ministerpräsidenten am 30. Oktober 1922 durch König Viktor Emanuel III. ein – das letztgenannte Ereignis wird nicht unter Bezugnahme auf »säkulare Entwicklungsprozesse« erklärt, sondern weitaus bescheidener; es sei »strukturell in den inneren Widersprüchen des politischen Systems Italiens nach 1918 angelegt« gewesen (S. 31). Im Hauptteil des Büchleins behandelt Schieder ebenso konzise wie präzise die Herausbildung des faschistischen Diktatorsystems bis 1929 und dieses System selbst, wie es bis 1943 Bestand hatte. In einem Epilog geht er gleichermaßen fundiert auf die kurze Geschichte der *Repubblica Sociale Italiana* (RSI) von 1943 bis 1945 ein, die primär als deutscher Satellitenstaat von Hitlers Gnaden zu verstehen ist, aber auch den radikalsten genuin faschistischen Kräften noch einmal Gelegenheit zu einer allein geografisch beschränkten Terrorherrschaft bot. Ein Ausblick auf den Umgang der Italiener mit der faschistischen Vergangenheit in ihrer kollektiven Erinnerung rundet den Band ab, der als Einstieg in die Thematik und zur zuverlässigen Erstinformation geeignet ist und die entsprechenden Abschnitte in Wollers Darstellung sinnvoll zu ergänzen vermag.<sup>23</sup>

In manchem sind die Ausführungen Schieders nüchterner gehalten als diejenigen Hans Wollers. Beide erkennen in Benito Mussolini die Zentralfigur sowohl der Bewegung als auch des Regimes: »Ohne den politischen Willen, aber auch ohne die ideologische Wendigkeit und die persönliche Rücksichtslosigkeit« des Parteiführers, so Schieder, »hätte sich der Faschismus in seiner historischen Form nicht entfalten können«. Schieder betont wiederholt Mussolinis zahlreiche politische Kehrtwendungen, verdeutlicht die geringe Bedeutung ideologischer Festlegungen für sein Handeln, vermisst im Grunde eine politische Botschaft des Faschistenführers. Aus der Sicht der Jahreswende 1919/20 resümiert Schieder angesichts einer weiteren radikalen Kurskorrektur Mussolinis nach diversen politischen Misserfolgen der jungen Bewegung, derartige »Wendemanöver« sollten »für seinen politischen Stil bezeichnend werden: Er hielt sich künftig stets alle Möglichkeiten offen, um

22 Wolfgang Schieder, *Der italienische Faschismus. 1919–1945*, Verlag C. H. Beck, München 2010, 127 S., kart., 8,95 €.

23 Zur kontrastierenden Ergänzung der Interpretationen von Schieder und Woller sollte allerdings immer noch der korrespondierende Abschnitt bei Rudolf Lill, *Geschichte Italiens in der Neuzeit*, 4., durchges. Aufl., Darmstadt 1988, S. 290–385, herangezogen werden.



sich dann skrupellos für diejenige Richtung zu entscheiden, die ihm den größten politischen Vorteil zu bringen schien« (S. 17–19). Immerhin gelang es Mussolini, mittels einer Doppelstrategie, die die Attitüde des kompromissbereiten Staatsmanns mit der latenten putschistischen Bedrohung durch seine radikalen und gewalttätigen Parteigänger verband, rasch zum Regierungschef aufzusteigen, um als solcher allmählich durch die sorgfältige Austarierung von bürokratischem Parteifaschismus und monarchischem Staatsfaschismus zu einer persönlichen Führerherrschaft zu gelangen, die ihm sicher schien, solange sein Regime politisch erfolgreich war oder sich zumindest propagandistisch so darzustellen vermochte. Schieder verdeutlicht, wie sowohl Propaganda als auch Zwang, Überwachung und Polizeiterror zur Herstellung oder zumindest der Fiktion eines gewissen Maßes an Zustimmung zu dieser Herrschaft beitrugen, wobei der Mythos des Duce eine wesentliche Rolle spielte. Bei all dem ging es Mussolini um nichts als seinen persönlichen Machterhalt (vgl. etwa das einschlägige Zitat auf S. 37: »Wir haben die Macht und wir werden sie behalten. Wir werden sie gegen jedermann verteidigen. In diesem unseren festen Willen, die Macht zu behalten, besteht die Revolution«). Selbst die Kriege des faschistischen Regimes seien in diesem Sinne »immer auch innenpolitisch motivierte Kriege« gewesen (S. 70), wobei nicht ganz klar wird, ob die vermeintliche massenhafte Zustimmung der italienischen Bevölkerung zum Krieg gegen Äthiopien stärker auf die erfolgreiche Propaganda des Regimes oder auf Zwang und auf Autosuggestion der Verantwortlichen zurückzuführen war (S. 71). Auch hinsichtlich des 1938 staatlich verordneten Antisemitismus macht Schieder dessen funktionalen, im Grunde unideologischen und rein willkürlichen Charakter deutlich: Das »internationale Judentum« sei als »neuer Feind« des Regimes den schon bestehenden Feindbildern hinzugefügt worden, weil es »willkürlich für die vom Völkerbund gegen Italien wegen des Überfalls auf Abessinien verhängten Sanktionen verantwortlich gemacht« wurde. Seit 1937 sei Italien dann »in die Reihe der antisemitischen Verfolgerstaaten Europas« eingetreten. »Diese Marginalisierung der ›Anderen‹ zielte auf die Festigung der kollektiven Massenloyalität der Italiener, die über die Konstruktion eines neuen Feindbildes eine besondere faschistische Identität erhalten sollten« (S. 61f.). Im Faschismus sei es in Bezug auf die Juden »nie zu einem angewandten Rassismus« mit tödlichen Folgen gekommen; »der Faschismus wollte die Juden wieder ins Ghetto zurückdrängen, nicht aber als solche vernichten«.<sup>24</sup> Der Vorstellung des faschistischen »neuen Menschen« schließlich steht Schieder betont skeptisch gegenüber: »Wodurch der Zukunftsmensch allerdings charakterisiert sein sollte, ist nie eindeutig definiert worden, geschweige denn, daß dies Projekt in die Praxis umgesetzt worden wäre« (S. 64f.). Mussolini erscheint in dieser Darstellung Schieders übrigens nicht persönlich als Rassist oder Antisemit.

Es gelingt Wolfgang Schieder in insgesamt plausibler Weise, den italienischen Faschismus auf einige essenzielle Grundzüge zu reduzieren: massive Gewaltbereitschaft und -anwendung nach innen und außen, ein im Grunde objektloser Aktionismus als wesentlicher Existenzmodus von Bewegung und Regime, Willkür und Unbeständigkeit in der politischen und gesellschaftlichen Zielsetzung, Machtgewinn und -erhalt als Selbstzweck einer auf massenhaften Konsens bedachten despotischen Herrschaft (wobei die soziale Fundierung dieser Herrschaft bei Schieder nicht untersucht und die Frage nach ihren möglichen Nutznießern nicht gestellt wird). Einige Widersprüche und Ungereimtheiten in Schieders Interpretation seien allerdings vermerkt:<sup>25</sup> 1. Eine inhaltliche oder auch nur darstellerische Vermittlung zwischen den von Schieder herangezogenen, modernisierungstheoretisch

<sup>24</sup> So fast wörtlich auch schon *Lill*, *Geschichte Italiens in der Neuzeit*, S. 346.

<sup>25</sup> Vgl. auch *Rainer Behring*, Rezension zu: *Wolfgang Schieder*, *Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland*, Göttingen 2008, in: *Jahrbuch Extremismus & Demokratie* 21, 2009, S. 350–353.

grundierten Voraussetzungen für die Entstehung des Faschismus und einer dann doch konventionellen, politik-, verfassungs- und letztlich ereignisgeschichtlich akzentuierten Darstellung wird nicht geleistet. 2. Dem generell ideologiefernen, wendungsreichen, opportunistischen Politiker Mussolini wird ab 1925 plötzlich das »Programm einer faschistischen Außenpolitik« zugeschrieben (S. 53), Ende der 1930er Jahre sogar »ein atemberaubendes imperialistisches Parallelprogramm zu dem Hitlers«, eine »Art Stufenplan«. Schieder scheint das selbst nicht ernst zu nehmen, spricht er doch davon, Mussolini habe begonnen, »von einer faschistischen Weltmachtrolle zu phantasieren« (S. 75). Schieder gibt klar zu erkennen, dass das faschistische Regime sich wirtschaftlich, logistisch und militärisch in keiner Weise auf einen Krieg vorbereitete, der der Realisierung eines solchen scheinbaren Programms adäquat gewesen wäre. Noch in der Situation des Frühjahrs 1940 »schwankte Mussolini [...] hin und her und gab weder der Rüstungsindustrie noch dem Generalstab klare Anweisungen«, um dann schließlich nach langem Zaudern erst, als der deutsche Sieg in Frankreich kurz bevorstand, »in aller Eile zu handeln, um noch an der französischen Kriegsbeute beteiligt zu werden«. Der »Gegensatz zwischen der bellizistischen Rhetorik des ›Duce‹ und dem bescheidenen Ergebnis« der dann planlos unternommenen Kriegsanstrengungen der königlichen Armee hätte in der Tat »nicht größer sein können« (S. 84f.). 3. In Wirklichkeit kann keine Rede davon sein, dass, wie Schieder behauptet, das faschistische Regime gar schon »vor der Entstehung der ›Achse‹ bedingungslos auf Krieg angelegt war«. Es war gewiss auf außenpolitische Erfolge angewiesen, meinte zu diesem Zweck auf militärische Abenteuer setzen zu müssen, war aber eben nicht auf den europäischen Großmächtekrieg fixiert, in den es erst durch seine Annäherung an das Deutsche Reich schuldhaft verwickelt wurde. In diesem Zusammenhang entbehrt Schieders Hypothese jeder Logik, der zufolge »Mussolinis Diktaturregime früher zusammengebrochen wäre, wenn es sich nicht an das geistesverwandte NS-Regime in Deutschland angeschlossen hätte« (S. 77). Erst das willkürliche Zusammengehen mit dem Deutschen Reich spätestens seit dem ›Stahlpakt‹ vom Mai 1939 brachte Italien überhaupt in eine Situation, in der es, dessen Führung (zunächst einmal!) drei bis vier Jahre europäischen Frieden anstrebte, mit einem vom deutschen Bündnispartner vom Zaun gebrochenen geplanten Eroberungskrieg konfrontiert wurde. Hätte Mussolinis Regime in dieser durchaus offenen Situation 1939/40 Abstand vom Deutschen Reich gewahrt oder gar auf die jederzeit mögliche Option einer Reorientierung auf Großbritannien zurückgegriffen, würde es mit einiger Wahrscheinlichkeit auf absehbare Zeit überdauert haben, länger jedenfalls, als es die zunehmende Absorption durch Hitlers Herrschaftssystem und Kriegspolitik zuließ. 4. Schieders Darstellung der faschistischen Außenpolitik ist in sich inkonsistent. Die Beziehungen zu den Westmächten werden wie bei Woller vernachlässigt, Züge einer Politik der berechnenden Äquidistanz zwischen ihnen und dem Deutschen Reich in der Tradition italienischer Außenpolitik, wie sie bis Ende der 1930er Jahre zu beobachten waren, als bloßer Schein abgetan (S. 74f.). Der Behauptung, Mussolini habe sich bereits »seit Hitlers Machtergreifung Schritt für Schritt an den geistesverwandten deutschen Diktator gebunden« (S. 55), folgt unvermittelt die Erkenntnis, erst die während des Abessinienkriegs »von Frankreich und England im Völkerbund gegen Italien durchgesetzten Sanktionen trieben ihn Hitler in die Arme« (S. 74). Die schwierigen, komplexen und widerspruchsvollen Beziehungen zwischen dem faschistischen Italien und dem nationalsozialistischen Deutschen Reich erscheinen insgesamt im Sinne von Schieders Konzept der »beiden faschistischen Diktaturen« (S. 83) geglättet. 5. Entschiedener Widerspruch muss gegen Schieders zentrale Behauptung vorgebracht werden, der Nationalsozialismus habe sich bei seiner Entstehung am italienischen Faschismus orientiert (S. 7). Der Nationalsozialismus entstand mit allen seinen Ingredienzien 1919/20 ohne jeden Zusammenhang mit dem Faschismus: Das gilt gleichermaßen für Hitlers Weltanschauung mitsamt seinem

rassistischen Antisemitismus und seiner rein machtpolitischen Präferenz für ein deutsches Bündnis mit Italien wie für die Entstehung der NSDAP und ihres Parteiprogramms und für die antibolschewistischen und judenfeindlichen gewalttätigen Horden ehemaliger und verhinderter Kriegsteilnehmer, die etwa während des Kapp-Lüttwitz-Putsches im März 1920 mit ihren Hakenkreuzen am Helm eine nationale diktatorische Regierung forderten und letztlich eine Wiederaufnahme des Kriegs zur Zerreißung des Friedensvertrags von Versailles und zur militärischen Wiedererrichtung einer deutschen Herrschaft im Osten Europas anvisierten. Zu all dem bedurfte es keines Anstoßes aus Italien und keines Faschismus, von dessen kümmerlichen Anfängen man damals in Deutschland kaum Kenntnis hatte.

Die Mehrzahl der deutschsprachigen Detailstudien zur italienischen Geschichte im 20. Jahrhundert widmet sich im Berichtszeitraum weiterhin der faschistischen Herrschaft. Wolfgang Schieder selbst steuert eine Mischung aus Monografie und Dokumentenedition über »Deutsche in Audienz beim Duce« bei.<sup>26</sup> Folgt man der Darstellung Schieders, so verbrachte Mussolini als Regierungschef das Gros seiner Arbeitszeit an seinem Schreibtisch – der seit Herbst 1929 in einem monumentalen »Arbeitszimmer« im römischen Palazzo Venezia stand –, um dort einen unablassigen Strom von Besuchern zu empfangen, vormittags Partei- und Staatsfunktionäre – bezeichnenderweise ist bei Schieder nichts über das Führungspersonal der königlichen Armee und Marine zu erfahren – zu politischen Besprechungen oder zur Erteilung von Aufträgen, nachmittags überwiegend in- und ausländische Gäste verschiedener Art zu Gesprächen. Schieder untersucht die Bedeutung dieser Audienzen unter Rückgriff auf kulturgeschichtliche Ansätze und erkennt in ihnen ein Pendant zu den bekannten öffentlichen Massenaufmrchen im Angesicht des Duce: Das »von Mussolini entwickelte Audienzsystem« müsse »als herrschaftspolitisch instrumentelles Handeln in ritualisierter Form verstanden werden«. Die Audienzen hätten ebenso wie die Massenveranstaltungen den Charakter politischer Inszenierungen getragen und seien gleichermaßen als eine Form von charismatischer Politik zu betrachten; Mussolini habe hier »seine charismatische berwltigungstaktik« gegenüber ausgewählten Besuchern aus dem In- und Ausland angewandt (S. 13f.). Schieders Analyse zielt auf die Form der Audienzen, nicht auf die Inhalte der Gespräche; es geht ihm um den Stil, nicht den Inhalt von Politik. Entsprechend ist im kulturwissenschaftlichen Jargon die Rede vom »Erfahrungsraum sozialer Interaktion [...], in dem spezifische »Diskurse« stattgefunden haben«, und von dem »Versuch, die neuerdings häufiger angemahnte kulturelle Dimension von Politik an einem konkreten Beispiel zu untersuchen« (S. 20f.). Schieders Fazit lautet knapp: Die Audienz erweise sich als ein zentrales Element von Mussolinis Herrschaft, »sie repräsentierte im faschistischen Italien Mussolinis persönliche Diktatur« (S. 53).

Allerdings möchte Schieder zugleich im Sinne seiner These eines vom italienischen Vorbild ausgehenden Faschismus als gesamteuropäischer Bewegung einen Beitrag zu den Fragen leisten, wie sich anhand der Audienzen Mussolinis der »Transfer des italienischen Ursprungsfaschismus« vollzogen habe, der ohne dieses Audienzsystem nicht denkbar gewesen sei (S. 21), und wie es dem Duce gelungen sei, seinen jeweiligen Besucher »zu einem Botschafter des Faschismus zu machen« (S. 40). Dabei sind die Inhalte der Gespräche vielleicht doch nicht ganz unwichtig. Sie erschließen sich exemplarisch aus den Berichten deutscher Besucher Mussolinis – für den Zeitraum von 1923 bis 1943 machte Schieder knapp 200 deutsche Gäste vor allem anhand der überlieferten Audienzlisten auffindig<sup>27</sup> –, die er gesammelt hat und von denen 32 in dem Band abgedruckt sind. Ihr Wert

26 Wolfgang Schieder, *Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce*, Oldenbourg Verlag, München 2013, 404 S., geb., 39,80 €.

27 Deren Dokumentation geht nicht ohne Fehler vor sich: Es waren somit »im jährlichen Durchschnitt« nicht »etwa 20 deutsche Besucher« in Privataudienz (S. 66), sondern knapp zehn;

ist recht unterschiedlich: Teilweise handelt es sich um zeitgenössische Veröffentlichungen, teils um Auszüge aus stilisierten Erinnerungen – die Memoiren von Leni Riefenstahl etwa sind hier inhaltlich völlig wertlos. Von besonderer Aussagekraft sind vor allem die authentischen Aufzeichnungen der Journalisten Sven von Müller und Roland Strunk sowie des Reichsministers Hans Frank aus den Jahren 1935/36 (S. 297–307 und 317–319), die Hinweise auf den Beginn von Mussolinis außenpolitischer Umorientierung in diesem Zeitraum und auf seine Einschätzung des Kriegs gegen Äthiopien zu geben vermögen.

Wenn verschiedene deutsche Besucher, so auch die liberalen und dem Faschismus gegenüber durchaus nicht unkritischen Journalisten und Schriftsteller Emil Ludwig und Theodor Wolff, aus ihren Gesprächen mit Mussolini bis in die 1930er Jahre hinein den Eindruck gewannen, der italienische Diktator sei weder auf außenpolitische Aggression noch auf die Ausbreitung des Faschismus bedacht, dann wird man das mit Wolfgang Schieder für das Ergebnis von Verstellung und Täuschung bis hin zur Lüge halten. Weniger überzeugend ist diese Interpretation im Hinblick auf die dezidierte Feststellung Mussolinis und vieler seiner Besucher bis Mitte der 1930er Jahre, dem Faschismus sei der Antisemitismus fremd, gerade das unterscheide ihn vom Nationalsozialismus und generell von der deutschen Rechten. Wenn man aber Schieders insgesamt berechnete Skepsis gegenüber den stilisierten und berechnenden Äußerungen Mussolinis teilt, dann muss man diesen Maßstab methodisch auch gegenüber Aussagen anwenden wie jener zu Joseph Goebbels Ende Mai 1933, Hitler könne sich auf ihn verlassen, »ich gehe mit ihm durch dick und dünn« (S. 275), oder zu Hans Frank von Ende September 1936: »Der Führer war mir immer ein idealer Gedanke. Ich stand immer zu ihm. Auch in schwersten Zeiten« (S. 319).

Selbst wenn die Bedeutung des »Audienzsystems« für die Erklärung von Mussolinis Herrschaft und des faschistischen Regimes von Wolfgang Schieder wohl überschätzt wird, so bietet seine Arbeit doch einen wichtigen Beitrag zur Biografie Mussolinis, die zahlreiche Mosaiksteine enthält und manches Aperçu überliefert, so die Beobachtung des Journalisten Kurt Kornicker, Mussolini sei »ein geradezu phänomenaler Schauspieler« (S. 246). Von eminenter Bedeutung für die Erkenntnis des Wesens faschistischer Herrschaft ist Schieders Beobachtung hinsichtlich der italienischen Audienzgäste des Diktators, Mussolini habe »über die Jahre hinweg Repräsentanten der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Eliten des faschistischen Regimes« empfangen,

»also Industrielle, Banker, Wissenschaftler, Künstler, Architekten und erfolgreiche Sportler, aber auch zahlreiche Vertreter des Adels und vor allem auch viele Frauen der besseren Gesellschaft. Arbeiter oder einfache Bauern, überhaupt Angehörige der Unterschichten, finden sich nicht unter den Audienzbesuchern, die Zielgruppe seiner Audienzen war für Mussolini ausschließlich die Oberschicht des faschistischen Regimes« (S. 57).

Auch habe Mussolinis Personenkult der bloßen »Vortäuschung eines politischen Massenkonsenses« gedient (S. 138).

Weniger als Monografie denn als monumentaler polythematischer Steinbruch präsentiert sich Daniela Liebschers Tübinger Dissertation »zur internationalen Freizeit- und So-

---

Mussolini reiste im März 1922 gewiss nicht »beunruhigt durch den Abschluß des Rapallovertrages« nach Deutschland (S. 129 und 220); Wilhelm Frick wurde als Reichsminister des Innern nicht 1941 abgesetzt (S. 195); Sterbedatum und -ort Gerhart Hauptmanns sind falsch angegeben (S. 217); »Arnoldo« statt Arnaldo Mondadori (S. 75; 80; 402); »Albert von Kesselring« (S. 374–377; 401). Absurd ist es, eine in einer Aktennotiz vom 2. April 1936 wiedergegebene Bemerkung Mussolinis zur Situation »in der belagerten Festung« zu kommentieren als eine »ironische Anspielung auf die NS-Propaganda, die seit 1942 von einer belagerten ›Festung Europa‹ sprach« (S. 313 mit Anm. 7). Tatsächlich ging es um die aktuelle Situation im von den Völkerbundsanktionen bedrängten Italien.

zialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes«. <sup>28</sup> Die Verfasserin verfügt über eine beeindruckende Sachkenntnis, die sich nicht zuletzt in den zum Ende des Buchs hin immer umfangreicher werdenden monströsen Anmerkungen niederschlägt, in denen neben Aktenstücken vor allem Beiträge aus Organen der faschistischen und nationalsozialistischen Publizistik zu Fragen der Sozial- und Arbeiterpolitik dokumentiert werden. Die Frage nach der spezifischen Aussagekraft dieser Art von regimetreuen Veröffentlichungen wird nicht erörtert. Die Untersuchung hat auch einen Gegenstand: »die Entstehung, die Phasen und die Ausgestaltung der totalitären internationalen Freizeitpolitik« der beiden Regime in Italien und Deutschland »als Gegenentwurf zur internationalen Sozialpolitik« der Genfer, in Anlehnung an den Völkerbund und die reformistischen Gewerkschaften agierenden Internationalen Arbeitsorganisation. Das Buch

»beschreibt [!] die Beziehungsgeschichte zwischen den staatlichen Vertretern des italienischen Königreichs, des Deutschen Reichs sowie den jeweiligen Nichtregierungsorganisationen und Parteiverbänden in- und außerhalb der Genfer Internationalen Arbeitsorganisation jeweils vor und nach den Übergängen von der Demokratie zur Diktatur«

sowie »die Wechselbeziehungen zwischen dem faschistischen und dem nationalsozialistischen Regime [...] nicht allein als Teil der italienischen oder deutschen Nationalgeschichte [...], sondern auf den internationalen Kontext bezogen« (S. 18). In transnationaler Perspektive gehe es dabei um »doppelte und ineinander verflochtene Transfer- und Vergleichsstrukturen« (S. 42). Um dieses überwältigende Programm abzuwickeln, befasst sich Liebscher einleitend mit Forschungskonzept, Forschungsstand, Quellenlage und Gliederung. Allein eine erkenntnisleitende Fragestellung sucht man in der Einleitung dieser Arbeit ebenso vergeblich wie ein greifbares Ergebnis in ihrer Schlussbetrachtung.

Tatsächlich beschreibt Liebscher über Hunderte von Seiten hinweg, und zwar eingestandenmaßen: Sie »beschreibt die Ereignisse und Hintergründe« (S. 443), sucht »die Geschichte der internationalen Sozialpolitik der Zwischenkriegszeit zu beschreiben« (S. 615), möchte »die Eskalationsdynamik der Wechselbeziehungen [...] im Detail beschreiben« (S. 621) und macht sich noch auf der vorletzten Seite Gedanken über »die Beschreibung der faschistischen und der nationalsozialistischen Sozialpolitik und vor allem ihrer Wechselbeziehungen« (S. 636). Das alles ist folgerichtig nicht analytisch, wenig erkenntnisfördernd und schon gar nicht zielgerichtet. Dementsprechend mäandert die Darstellung vor sich hin, beschreibt eben die vergleichsweise gelungene Integration der Vertreter des faschistischen Regimes in die Gremien und Kongresse der Internationalen Arbeitsorganisation und des Internationalen Arbeitsamts in Genf bis zur Zäsur des italienischen Angriffskriegs gegen Äthiopien 1935/36, den radikal lärmenden und polternden Bruch Robert Leys als prototypischer Vertreter des NS-Regimes mit diesen Institutionen gleich im Juni 1933, den Vorbildcharakter der faschistischen Freizeitorganisation »Opera Nazionale Dopolavoro« für die NS-Gemeinschaft »Kraft durch Freude« (KdF), die schwierigen Beziehungen dieser beiden Einrichtungen von anfänglichem Überschwang 1933 über die baldige demonstrative Abgrenzung insbesondere von deutscher Seite und die Wiedernäherung 1936–1938 bis hin zu erneuten Differenzen auf dem Weg in den Krieg, die Ansätze in Deutschland und Italien zur Schaffung einer internationalen sozial- und freizeitpolitischen Konkurrenzorganisation zu den dem Gedanken der Demokratie, des Friedens und der individuellen Selbstbestimmung verpflichteten Genfer Einrichtungen. Das alles ist durchsetzt mit Exkursen zu Themen, die jeweils als Gegenstand eigener Monografien geeignet wären: die formalen und sozialpolitischen Unterschiede zwischen der Deutschen

<sup>28</sup> Daniela Liebscher, *Freude und Arbeit. Zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes* (Italien in der Moderne, Bd. 16), SH-Verlag, Köln 2009, 693 S., geb., 49,80 €.

Arbeitsfront (DAF) und den in Italien beibehaltenen Gewerkschaften, die Vertreter der »jungen Generation« um das Jahr 1930 als Experten für arbeitswissenschaftliche und sozialpolitische Modernisierung und ihr Verhältnis zu den politischen Strömungen über die Zäsuren von 1922, 1933 und 1945 hinweg, das gänzlich neuartige Phänomen massenhafter Freizeit infolge von Rationalisierung und Arbeitszeitverkürzung in den 1920er und 1930er Jahren und die von Wissenschaftlern, Regierungen und Nichtregierungsorganisationen gleichermaßen aufgeworfene Frage, wie die betroffenen Arbeiter und Angestellten damit umgehen sollten, der (para-)staatlich organisierte Massentourismus etwa in Form der berühmten KdF-Kreuzfahrten, die biografischen Parallelen zwischen den führenden sozialpolitischen Exponenten der Regime Robert Ley und Tullio Cianetti. Diese und weitere Themen werden berührt und mit Akribie bibliografisch erfasst, ohne jeweils wirklich gründlich erörtert zu werden, und den fortlaufenden Beschreibungen eingegliedert. Es bleibt dem Leser überlassen, zu entscheiden, was er davon für wichtig erachten möchte. Im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Faschismus und Nationalsozialismus bietet der Band zahlreiche Hinweise auf die tief greifenden Differenzen der beiden Regime auch im Bereich der Sozialpolitik: Die nationalsozialistische Sozialpolitik war radikal und rassistisch, »denn sie ging von der Überlegenheit der arischen Rasse aus. Eine gleichberechtigte Partnerschaft mit ausländischen Sozialpolitikern konnte es folglich nicht geben« (S. 413). Das NS-Regime war im sozialpolitischen Bereich wie auch sonst auf Vorherrschaft in Europa und der Welt ausgerichtet und nahm selbst auf den italienischen Partner im Zweifel keinerlei Rücksicht. Die DAF-Führung verfolgte letztlich das Ziel, »auch die italienischen Faschisten in der internationalen Sozialpolitik zu verdrängen« (S. 590). Daniela Liebschers Buch lässt sich aufgrund der durchgehenden Hinweise auf wechselseitige Resentiments, ja offen geäußerte Verachtung insbesondere der Nationalsozialisten gegenüber den Italienern, und auf fortgesetzte Auseinandersetzungen unter den beteiligten Sozialpolitikern, Experten und Journalisten, sowie auf eine andauernde Rivalität und einen ständigen Konkurrenzkampf um die vermeintliche Überlegenheit der jeweils eigenen Sozialpolitik gut als Beitrag zu den gravierenden Systemunterschieden zwischen Faschismus und Nationalsozialismus im Rahmen einer Beziehungsgeschichte miteinander unvereinbarer, spezifischer und im deutschen Falle rassistisch aufgeladener Nationalismen lesen. Die Beteiligten auf italienischer Seite äußerten übrigens nicht selten ihr distanzierendes Unverständnis und ihr Erschrecken angesichts des von den Vertretern der NS-Herrschaft an den Tag gelegten Fanatismus und Antisemitismus.

Von gänzlich anderer Beschaffenheit ist die Göttinger Dissertation von Frauke Wildvang über die »Judenverfolgung im faschistischen Italien 1936–1944«.<sup>29</sup> Unter strikter Konzentration auf die Thematik und – methodisch durchaus sinnvoll – in der Darstellung weitgehend ohne Bezugnahme auf die Entwicklung in Deutschland fragt Wildvang nach den autogenen Wurzeln und Motiven der Entwicklung des faschistischen Regimes hin zu einer 1938 eingeführten antisemitischen Gesetzgebung und nach der Realität und den Auswirkungen der zumindest bis zur deutschen Besetzung des Landes 1943 autonom vorgenommenen Verfolgung jüdischer Menschen in Italien. Dabei geht es ihr am Beispiel der Stadt Rom um eine Erweiterung des Blickfelds durch die Einbeziehung eines breiten Spektrums aktiv Handelnder, weg von der Konzentration auf die Ebene der Regierung und der höheren Verwaltung hin zu den Akteuren auf der mittleren und unteren Ebene, auf die Vertreter der lokalen Administration und ihrer Polizeiorgane, auf potenzielle und tatsächliche Nutznießer der antijüdischen Maßnahmen und auf Denunzianten, aber auch auf die betroffenen jüdischen Italiener und ihre Reaktionen im Angesicht der rassistischen Gesetzgebung, beginnend im Frühherbst 1938 mit der völlig unerwarteten Entfernung

29 Frauke Wildvang, *Der Feind von nebenan. Judenverfolgung im faschistischen Italien 1936–1944* (Italien in der Moderne, Bd. 15), SH-Verlag, Köln 2008, 408 S., geb., 39,80 €.



jüdischer Schüler und Studenten, Lehrer und Hochschuldozenten aus den öffentlichen Schulen und Hochschulen. In ihrem Bemühen, das Geschehen in Rom in den Jahren 1938 bis 1943/44 zugleich anschaulich zu machen und zu analysieren, sieht sich die Verfasserin allerdings durchgehend mit dem gravierenden Problem eines Mangels an authentischem Quellenmaterial konfrontiert. Frauke Wildvang holt das Mögliche aus Aufzeichnungen und Erinnerungen jüdischer Betroffener, einer offenbar durchweg splitterhaften Überlieferung der Verwaltungsorgane und einer ebenfalls eher dürftigen juristischen Aufarbeitung in der unmittelbaren Nachkriegszeit heraus. Ihr gelingen eindrucksvolle Skizzen etwa zur Fassungslosigkeit der zunächst besonders mit dem Verlust ihrer Arbeitsplätze und einer zunehmenden sozialen Ausgrenzung konfrontierten Juden oder zu Reaktionen in der nicht jüdischen Mehrheitsbevölkerung, aus der nach Kriegsbeginn 1940 Forderungen nach weiterer Diskriminierung der Juden erhoben wurden, teils aus wirtschaftlichen Motiven, die darauf abzielten, Juden aus den jeweils selbst betriebenen Gewerben zu verdrängen, teils aus Neid auf die vom Kriegsdienst ausgeschlossenen jungen jüdischen Männer, worauf das Regime 1942 schließlich mit deren partieller Heranziehung zu öffentlich sichtbarer, ökonomisch jedoch unsinniger Zwangsarbeit reagierte. Auch die Zustände im von deutschen Polizeiverbänden nur notdürftig kontrollierten Rom 1943/44 lässt Wildvang an Beispielen plastisch hervortreten, insbesondere die Atmosphäre allseitiger Bedrohung durch deutsche und italienische Sicherheitsorgane und deren oft auf eigene Rechnung tätige Handlanger, die vielfach in regelrechten Banden organisiert waren und aus materiellen Motiven Jagd auf Juden – die vor Ort zahlenmäßig geringen Vertreter der deutschen Besatzungsmacht agierten mit lukrativen Kopfgeldern – und Antifaschisten machten, sowie durch Denunzianten wie Nachbarn, Hausverwalter und selbst durch jüdische Verwandte.

Das zugrunde liegende Material lässt Miniaturen oft nur zu einigen wenigen Fällen zu, die auch eine gewisse Aussagekraft haben, es erlaubt aber keine wirklich belastbaren Analysen des Mehrheitsverhaltens von Akteuren und Bevölkerung im Rahmen der vom Regime verordneten antisemitischen Verfolgung. An dieser Stelle wird Wildvangs Interpretation der Befunde problematisch. Sie gibt zu, dass »die begrenzte Auswahl der Fälle keine allgemeingültigen Schlüsse« zulasse, spricht aber gleichwohl von einer »Vielzahl der Fälle von Denunziationen«, von der »Beteiligung zahlreicher italienischer Akteure«, und sie vermutet, »dass auch zahlreiche Akteure aus der vermeintlich abwartenden und passiven Mehrheit der Bevölkerung an der Verfolgung der Juden beteiligt waren«.<sup>30</sup> Und dann zieht sie doch einen Schluss, der durch das ausgebreitete Material nicht gedeckt wird:

»Auch wenn sich diese Annahme empirisch nur schwer nachweisen läßt, scheinen doch die verschiedenen Formen der Verschärfung der italienischen antijüdischen Politik ab 1938 und auch nach dem 8. September 1943 von einem öffentlichen Konsens getragen, ja sogar durch diesen erst ermöglicht worden zu sein« (S. 362).

Das schafft, ebenso wie ihre Bemerkung, »die italienische Bevölkerung duldete die anti-jüdische Verfolgung zu allen Zeitpunkten« (S. 375), Raum für grundsätzliche Überlegungen zum Verhalten und zu Handlungsmustern von Bevölkerungen in autoritären oder totalitären, auch terroristischen Regimen, die notwendigerweise oft spekulativ und kontrovers bleiben. Tatsächlich zieht Wildvang zur Frage des Denunziantenwesens die Ergebnisse der inzwischen reichhaltigen einschlägigen Literatur über die NS-Herrschaft heran, deren Übertragung auf den italienischen Fall aber methodisch fragwürdig erscheint. Dass Wildvang zu den zitierten Urteilen gelangt, ergibt sich letztlich allein aus ihrem mehrfach ausgesprochenen Untersuchungsziel, den vermeintlich den öffentlichen Diskurs und auch

<sup>30</sup> Ebd., S. 361f. Dieselben vagen Formeln dominieren auch die Schlussbemerkungen der Arbeit: »bei großen Teilen der italienischen Bevölkerung«, »von vielen«, »zahlreiche Denunzianten« (S. 365 und 372).

Teile der Geschichtswissenschaft dominierenden Mythos des vor allem im Vergleich zum Verhalten der Deutschen im Zweiten Weltkrieg guten Italieners, der *italiani brava gente*, zu zerstören (vgl. insbesondere die Einleitung, S. 9–16, und *passim*).

Abgesehen davon, dass ernsthafte Historiker und Sozialwissenschaftler gegenwärtig ohnehin kaum mit derartigen ganze Nationen betreffenden Charakterzuschreibungen arbeiten, führt ihr entsprechender Eifer die Verfasserin mitunter über das Ziel hinaus: So bietet das von ihr ausgebreitete Material massive Hinweise auf die in italienischen Polizeidienststellen offenkundig weit verbreitete, von potenziellen Opfern sogar als Gewohnheit angesehene Neigung, die nach der Gesetzgebung der *Repubblica Sociale Italiana* seit Ende November 1943 generell vorzunehmende Verhaftung aller Juden durch rechtzeitige Warnung der Betroffenen zu hintertreiben: »Dabei scheint es sich um eine relativ verbreitete Strategie gehandelt zu haben« (S. 309). Wildvang möchte hinter diesem Verhalten generell keine humanitären Motive vermuten, sondern in erster Linie eine rein eigennützige Überlegung einzelner Polizisten in Erwartung der herannahenden westalliierten Truppen: »Nur ein eher moderates Verhalten konnte auch unter einer neuen Regierung für den weiteren Verbleib im Staatsdienst sorgen« (S. 311). Doch zieht Wildvang aus dem letztlich nur spärlichen Material über das Verhalten der römischen Polizeibehörden wiederum einen zu weitgehenden Schluss: »Anders als das Narrativ der *italiani brava gente* und der Mythos von den guten *poliziotti* es suggerieren, verhielten sich während der Besatzungszeit nicht alle Polizisten widerständig oder halfen mehrheitlich den Verfolgten und Bedrohten« (S. 311). Es dürfte schwierig sein, in der wissenschaftlichen Literatur die Behauptung zu finden, alle römischen Polizisten seien widerständig gewesen – insofern kämpft Wildvang gegen die Windmühlenflügel eines selbst konstruierten Mythos. Die von Wildvang ausgebreiteten Einzelfälle reichen aber nicht einmal aus, um die Hypothese zu widerlegen, die italienische Polizei in Rom hätte unter deutscher Herrschaft mehrheitlich den verfolgten und bedrohten Juden geholfen, und sei es durch Obstruktion und Passivität. Immerhin breitet Frauke Wildvang ihr Material durchgehend unbefangen aus und erlaubt dem Leser dadurch ein eigenes Urteil. Auch bestreitet sie nicht die Rettung der Mehrzahl der italienischen und sich 1943/44 in Italien aufhaltenden ausländischen Juden aufgrund entscheidender Mithilfe der italienischen Bevölkerung und auch vieler kirchlicher Einrichtungen. Zudem setzt sich Wildvang ausführlich mit der Bewahrung der von 1941 bis 1943 unter italienischer Besatzungsherrschaft lebenden Juden vor den deutschen Mördern durch italienische Militärbehörden auseinander, in der sie allerdings wiederum nicht menschliche Regung, sondern lediglich die Sorge um die Aufrechterhaltung italienischer Souveränität gegenüber dem deutschen Bündnispartner erkennen möchte.

Aus der Not der unzureichenden Überlieferung zu ihrem exemplarischen Untersuchungsgegenstand Rom macht Frauke Wildvang eine Tugend, die ihr Buch um so wertvoller erscheinen lässt: Ihre Arbeit besteht zu großen Teilen nicht aus eigener Quellenforschung und -aufbereitung, präsentiert sich aber stattdessen als ein umfassender, kommentierter und im Sinne der Destruktion eines vermeintlichen *Bravo-italiano*-Mythos mit deutlicher Akzentsetzung versehener Bericht zur italienischen und internationalen Forschung über die faschistische Judenpolitik und -verfolgung und bietet damit eine eminent nützliche Transferleistung. Wildvang behandelt die Vorgeschichte auf der Suche nach autogenen Wurzeln eines italienischen und faschistischen Antisemitismus im Katholizismus und in der Nationalstaatsbildung und resümiert, dass die Antisemiten »in der liberalen Bewegung eine verschwindend kleine Minderheit bildeten«, der Antisemitismus »als Instrument politischer Mobilisierung und Integration in der politischen Kultur Italiens« zwischen 1861 und 1922 »keine signifikante Rolle« spielte und auch angesichts des Kriegs gegen das Osmanische Reich 1911/12 »der Antisemitismus [einer] kleinen, nationalistischen Strömung keine kritische Masse« erreichte (S. 49f.). Selbst das faschistische Regime



»kam bis in die 1930er Jahre weitgehend ohne eine antisemitische Disposition aus – ein fundamentaler Unterschied zum Nationalsozialismus« (S. 73). Wildvang erwähnt »die rassentrennende koloniale Gesetzgebung zwischen 1936 und 1940« in den afrikanischen Kolonien Italiens und erkennt in ihr »eindeutig eine fortschreitende Radikalisierung«; sie wähnt mit Wolfgang Schieder »eine enge Verbindung« zwischen »dem kolonialen und dem antisemitischen« Rassismus, »denn ebenso wie die rassistische Gesetzgebung in den Kolonien zielten die antijüdischen Gesetze auf die soziale Separation der jüdischen Minderheit«. Einen echten kausalen Zusammenhang mag sie letztlich aber mit gutem Grund nicht herstellen:

»Die für das faschistische Regime symptomatische Verbindung von Rassismus und Imperialismus generierte jedoch nicht zwingend eine antisemitische Komponente. Seit der Etablierung der faschistischen Herrschaft vergingen fünfzehn Jahre, bevor der lange ausgebildeten rassistischen Matrix der Antisemitismus gleichsam als sekundäre Disposition hinzugefügt wurde« (S. 70f.).

Tatsächlich wurden, und das stellt die grundlegende, vielfach wiederholte und variierte Einsicht von Wildvangs Dissertation dar,

»in Italien etwa ab Herbst 1936 antisemitische Elemente in Rhetorik und Praxis zunehmend vom Regime zur Mobilisierung instrumentalisiert [...], blieb der Antisemitismus hier vor allem Mittel zum Zweck und wurde nicht zum ideologischen Primat, wohingegen der Antisemitismus den Nationalsozialismus im (ideologischen) Kern prägte« (S. 73).

Zahlreiche Befunde in Wildvangs Arbeit stützen diese Interpretation des faschistischen Antisemitismus als einer rein instrumentalen Funktion, als einer »sekundären Option«, die Ende der 1930er Jahre willkürlich aktiviert wurde (so schon S. 11 und passim), deren Umsetzung beliebig verschärft, aber auch, so ließe sich hinzufügen, wieder zurückgenommen werden konnte, sofern es dem Regime nützlich schien:<sup>31</sup> Die Eugenikprogramme italienischer Wissenschaftler unter dem Faschismus dienten keiner rassistischen Auslese oder Ausmerzung, sondern der Kontrolle und Vermehrung der Bevölkerung; nicht nur bei Mussolini selbst, sondern generell im italienischen Sprachverständnis implizierte die Verwendung des Worts »razza« zumindest bis 1938 keine rassenbiologische Konnotation, es bezeichnete schlicht ein Synonym von »Volk« oder »Nation«; noch in der »dottrina ufficiale del fascismo« aus dem Jahre 1937 findet sich »eine strikte Ablehnung einer rassistischen Begründung von Nationalität« (S. 57, Anm. 128). Juden waren bis 1938 selbst an führenden Stellen im Staatsapparat und im »Partito Nazionale Fascista« (PNF) tätig, während rassistische Antisemiten auch danach keine Karrierevorteile erlangten. Die militärische Führung stand der Rassengesetzgebung offenkundig verständnislos gegenüber. Eine ideologisch-antisemitische Motivation ist in der Regel selbst bei den Faschisten, Polizisten oder Bandenmitgliedern nicht zu erkennen, die 1943/44 als freiwillige Helfer den deutschen Besatzungsorganen zu deren mörderischen Zwecken Juden zuführten. Ob Wildvang die gegen Juden gerichteten Enteignungen untersucht, die Berufsverbote oder die Zwangsarbeit, immer gelangt sie zu dem unzweideutigen Ergebnis, »dass Antisemitismus und antijüdische Verfolgung kein primäres Ziel des faschistischen Regimes waren«, »der Antisemitismus im Faschismus kein absolutes Ziel, sondern eine aktivierbare Option« darstellte (S. 125). Von den 3.634 bis Februar 1940 bearbeiteten Anträgen auf

31 Zumindest einen Hinweis darauf bietet Wildvangs Text: Zu dem im Hinblick auf die Überlebenschancen des Regimes bereits weit fortgeschrittenen Zeitpunkt Frühjahr/Sommer 1943 stellte die italienische Diplomatie im besetzten Griechenland Staatsangehörigkeitsbescheinigungen für in der deutschen Besatzungszone lebende nicht italienische Juden aus, um sie vor dem deutschen Zugriff zu retten, und das, obwohl die Gesetzgebung des Regimes zuvor »selbst die Staatsangehörigkeit aller nach dem 1. Januar 1919 eingebürgerten Juden widerrufen« hatte (ebd., S. 216f. mit Anm. 85).

Ausnahme von den antijüdischen Gesetzen wurden 3.415 positiv beschieden (S. 127, Anm. 283; es bleibt unerfindlich, warum diese Information in einer Anmerkung versteckt wurde)!

»Nicht ideologische Prämissen rassistisch-antisemitischer Provenienz, sondern Opportunitätsstrukturen sollten die antijüdische Verfolgung in Italien maßgeblich prägen«, und »seine spezifische Dynamik« erhielt der »exklusiv Antisemitismus des faschistischen Regimes vor allem als Instrument innerer Mobilisierungslogiken, die sich insbesondere in den Kriegsjahren mit der zunehmend virulenteren Ausgrenzung des ›inneren Feindes‹ als handlungsleitend erweisen sollten« (S. 144). Die »kumulative Radikalisierung« der faschistischen Judenverfolgung, von der Wildvang in Anlehnung an Hans Mommsen wiederholt spricht, führte 1940 bis zu Überlegungen hinsichtlich einer Aussiedlung der italienischen Juden nach Madagaskar, und die bürokratische Erfassung der von den Rassegesetzen Betroffenen seit 1938 sollte den Deutschen etwa bei der Razzia im Gebiet des einstigen römischen Gettos im Oktober 1943 das Auffinden von Deportationsopfern erleichtern. Doch der faschistische Antisemitismus selbst war bis zuletzt nicht »eliminatorisch« oder »exterminatorisch«, wie Wildvang immer erneut klarmacht, er zielte nicht auf die physische Vernichtung von Menschen. Insgesamt schärft auch diese Untersuchung durchgehend den Blick für die fundamentalen Unterschiede zwischen Faschismus und Nationalsozialismus als Bewegungen und Regime.

Eine zentrale Frage bleibt in Frauke Wildvangs verdienstvoller und für jede weitere Beschäftigung mit der Thematik grundlegender Arbeit ungeklärt: die nach den Ursachen und Motiven der sich nach Auffassung der Verfasserin seit Mitte oder Herbst 1936 anbahnenden und sich im Laufe des Jahres 1938 manifestierenden antisemitischen Wende des Regimes. Ihre knappen Ausführungen dazu (S. 103f.) bleiben unbefriedigend. Ihr Hinweis auf überwiegend interne Faktoren – »eine im Faschismus angelegte ›totalitäre Intoleranz‹«, eine »Kampagne zugunsten der Einheit des italienischen Volkes«, die Forcierung einer »Faschisierung der italienischen Gesellschaft«, der Versuch einer Überwindung der drohenden inneren Erstarrung des Regimes oder »die Instrumentalisierung des Antisemitismus [...] als eine Vorbereitung der italienischen Bevölkerung auf den [welchen?] bevorstehenden Krieg« – vermag nicht zu überzeugen, kann vor allem den Zeitpunkt der tief greifenden antisemitischen Wende nicht erklären. Den vermeintlichen Zusammenhang mit der »Entwicklung des kolonialen Rassismus im Kontext der Besatzungsherrschaft in Äthiopien«, durch den »die antijüdischen Gesetze als konsequente Übertragung rassistischer Konzepte und Praktiken auf das italienische Mutterland zu interpretieren« seien, hatte sie selbst bereits zu Recht als nicht zwingend gekennzeichnet – das gilt um so mehr, als dem Faschismus die Vorstellung einer jüdischen, außerhalb der italienischen Nation stehenden Rasse an sich fremd war. Mutmaßlich würde es weiterführen, der Überlegung, die die Verfasserin lediglich als »nicht auszuschließen« abtut, nämlich »dass auf italienischer Seite der Wille, die Allianz mit dem nationalsozialistischen Deutschland zu festigen, eine Rolle spielte«, in einem neuen Anlauf intensiv nachzugehen: Die außenpolitische Isolation Italiens gegenüber den Westmächten infolge der Aggression gegen Äthiopien und seine beginnende Annäherung an das Deutsche Reich standen 1936 in einer alles andere als zufälligen zeitlichen Koinzidenz mit der propagandistischen Vorbereitung auf einen möglichen antijüdischen Schwenk (vgl. dazu auch S. 85), ebenso wie 1938 die endgültige Aufgabe jeglichen italienischen Widerstands gegen eine deutsche Annexion Österreichs, der Staatsbesuch Hitlers in Rom und die partielle Zusammenarbeit der beiden Regime im durch handfeste Drohungen in Gang gesetzten Prozess der Auflösung der Tschechoslowakei mit der Installierung der antisemitischen Gesetzgebung. Die zunehmende außenpolitische Orientierung Mussolinis an Deutschland bildete den Hintergrund einer zumindest versuchsweisen Annäherung des faschistischen Regimes an den NS-Staat

auch auf innen- und gesellschaftspolitischem Terrain (vgl. auch dazu einen vereinzelt Hinweis auf S. 92). Hier müssten weitere vergleichende und beziehungs geschichtliche Untersuchungen im Kontext der internationalen Beziehungen ansetzen, die dann allerdings wiederum den Schwerpunkt auf die Ebene der Entscheidungsträger in der italienischen Partei und Regierung zurückzuverlagern hätten.<sup>32</sup>

Die Schlüsselrolle, die der in mehrfacher Hinsicht unter Bruch des Völkerrechts vorgenommene Angriffskrieg gegen den unabhängigen, dem Völkerbund angehörenden Staat Äthiopien für die weitere Entwicklung des faschistischen Regimes spielte, wird aus jeder möglichen Perspektive offenkundig, gleich ob man seine Folgen für die italienische Außenpolitik im Rahmen der internationalen Beziehungen, seine ruinösen Auswirkungen auf den italienischen Staatshaushalt, seinen Zusammenhang mit der Radikalisierung des faschistischen Rassismus oder seine innenpolitisch mobilisierende Funktion zur Überwindung einer möglichen inneren Krise angesichts einer nachlassenden Zustimmung der Bevölkerung zur Herrschaft Mussolinis betont. Der an der Universität Luzern lehrende Schweizer Historiker Aram Mattioli leitete dort am 3. Oktober 2005 anlässlich des 70. Jahrestags des Beginns der italienischen Aggression eine Tagung, deren Beiträge in einem Sammelband unter dem programmatischen Titel »Der erste faschistische Vernichtungskrieg« vorliegen.<sup>33</sup> Der Band ist schon deshalb wertvoll, weil er den Extrakt einiger kurz zuvor publizierter Monografien zum Thema enthält<sup>34</sup> und insofern eine leicht zugängliche Annäherung an den Stand der Forschung ermöglicht. Für Mattioli geht es darum, Italiens Aggression gegen das Kaiserreich Äthiopien als »ein Schlüsselereignis in der Gewaltgeschichte der Weltkriegsepoche« zu würdigen, ihre »historische Bedeutung als Laboratorium der Massengewalt« ins Licht der Forschung zu rücken und ihr die Beachtung zu geben, die dieser Angriffs- und Eroberungskrieg »eigentlich verdienen würde«. Immerhin sei der Abessinienkrieg »der erste Angriffskrieg« gewesen, »den ein europäisches Land in der Ära der kollektiven Sicherheit entfesselte« (S. 9). Dieser Krieg dauerte, so die Perspektive Mattiolis, aufgrund des anhaltenden Widerstands gegen die italienische Okkupation und der dadurch veranlassten fortgesetzten Vergeltungsmaßnahmen der Konterguerilla bis zur Befreiung des Landes durch britische Truppen 1941 an und bildete insofern einen integralen Teil des Zweiten Weltkriegs. Vor allem aber »charakterisierte diesen Konflikt nichts so sehr wie die Tatsache, daß die zivile Bevölkerung von Anfang an im großen Stil zum Opfer gemacht wurde« (S. 13). Insofern fügt sich dieser Krieg in die Entwicklung eines stetig steigenden Anteils ziviler Opfer im Verhältnis zu den getöteten

32 Die konzeptionslose und konfuse, ebenso oberflächliche wie fehlerbehaftete und aus lauter Veratzstücken zusammengeklautbe, am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin entstandene Dissertation von *Kilian Bartikowski*, *Der italienische Antisemitismus im Urteil des Nationalsozialismus 1933–1943* (Zentrum für Antisemitismusforschung, Reihe Dokumente, Texte, Materialien, Bd. 77), Metropol Verlag, Berlin 2013, 208 S., kart., 22,00 €, demonstriert eindrücklich die Überforderung des Verfassers angesichts seiner Aufgabe. Eine reflektierte und systematische, gründliche und tiefschürfende, eigenständig argumentierende Studie zu der an sich dankbaren Thematik bleibt ein Desiderat.

33 *Asfa-Wossen Assefate/Aram Mattioli* (Hrsg.), *Der erste faschistische Vernichtungskrieg. Die italienische Aggression gegen Äthiopien 1935–1941* (Italien in der Moderne, Bd. 13), SH-Verlag, Köln 2006, 197 S., geb., 29,80 €.

34 Das gilt vor allem für *Aram Mattioli*, *Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935–1941*, Zürich 2005, *Giulia Brogini Künzi*, *Italien und der Abessinienkrieg 1935/36. Kolonialkrieg oder Totaler Krieg?*, Paderborn/München etc. 2006, *Gabriele Schneider*, *Mussolini in Afrika. Die faschistische Rassenpolitik in den italienischen Kolonien 1936–1941*, Köln 2000, und *Petra Terhoeven*, *Liebespfand fürs Vaterland. Krieg, Geschlecht und faschistische Nation in der italienischen Gold- und Eheringsammlung 1935/36*, Tübingen 2003.

und verwundeten Kombattanten in bewaffneten Konflikten ein, die die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts seit dem Ersten Weltkrieg kennzeichnete. Mattioli und einige seiner Mitautoren rufen nachdrücklich die Brutalität der unter Einsatz von Bombenflugzeugen und Giftgas agierenden Kriegführung des Aggressors ins Bewusstsein, die offene Propagierung des gnadenlosen Vorgehens italienischer Soldaten gegen einen militärisch hoffnungslos unterlegenen, noch dazu als barbarisch oder minderwertig gezeichneten Gegner in der rasch aufblühenden Kriegsliteratur, die mörderischen Massaker der als neue Kolonialmacht auftretenden Besatzer und ihre darüber hinausreichenden Zerstörungsmaßnahmen gegen die Lebensgrundlagen der Bevölkerung etwa durch das Abbrennen von Dörfern oder die Vernichtung ganzer Viehherden.

Die Verantwortung der militärischen und politischen Führung vor Ort und in Italien bis hinauf zu Mussolini für die Art der Kriegführung und die mitunter zu Tötungsorgien ausufernden Vergeltungsmaßnahmen wird in den Darstellungen deutlich. Es handelte sich nicht allein um bloße Exzesse einzelner Einheiten, die auch vorkamen. Mattioli spricht vielmehr von »völkerrechtswidrigen Aufforderungen zum Massenmord« und erkennt »eine systematische Terror- und Ausrottungspolitik« bis hin zum »Sozozid«, der gezielten Ermordung von Angehörigen bestimmter sozialer Gruppen wie dem amharischen Adel, dem Klerus der äthiopisch-orthodoxen Kirche oder den jungen, aufstrebenden, teilweise im Westen ausgebildeten Eliten, durch die die geistigen Träger des antiitalienischen Widerstands vernichtet werden sollten (S. 18f.). Allerdings sind, und das spielt für die Gesamtinterpretation des Konflikts eine wesentliche Rolle, deutlich zwei Phasen zu unterscheiden, die grob durch die Ausrufung des faschistischen Imperiums durch Mussolini am 9. Mai 1936 nach der Eroberung von Addis Abeba und der Proklamierung des italienischen Sieges über das längst nicht vollständig besetzte Land getrennt werden: Zunächst ging es um die Eroberung Äthiopiens als eines alten Ziels des italienischen Imperialismus, dessen Realisierung von Teilen der Generalität auf Wunsch Mussolinis akribisch vorbereitet worden war und die aus Gründen der Selbsterhaltung des Regimes militärisch rasch voranschreiten musste und auf keinen Fall scheitern durfte, was die Anwendung aller zur Verfügung stehenden Mittel und die »Totalisierung der Kriegführung« als logische Folge ohne Weiteres erklärt; aufgrund der »beschränkten Ressourcen Italiens« konnte sich das Land »einen langen Krieg, ob in den Kolonien oder in der Metropole, niemals leisten« (Giulia Brogini Künzi, S. 34). Massenmorde oder die Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen waren zu diesem Zweck weder vorgesehen noch waren sie geplant, vielmehr wurden in der ersten Jahreshälfte 1936, nach den ersten gewonnenen Schlachten, zumindest im Nordteil des Landes Versuche unternommen, die Zivilbevölkerung, den Klerus und die Eliten für eine Akzeptanz der italienischen Herrschaft zu gewinnen (Brogini Künzi, S. 39); noch zu Anfang des Jahres 1937 schien die militärische und politische Lage aus der Sicht der Besatzer auf dem Wege der Besserung und eine mittelfristige Beruhigung möglich zu sein (Matteo Dominioni, S. 121f.). Erst der zweifellos legitime, anhaltende Widerstand von Teilen der einheimischen Bevölkerung und insbesondere das gescheiterte Attentat auf den als Vizekönig amtierenden General Rodolfo Graziani am 19. Februar 1937 führten die italienische Seite zu den als Vergeltungsmaßnahmen verstandenen oder doch kaschierten Vernichtungsaktionen, die die Besatzungspolitik fortan kennzeichnen sollten. Hier ist eher ein prototypischer Fall von »kumulativer Radikalisierung« angesichts einer vom Aggressor so nicht vorhergesehenen Entwicklung zum Guerillakrieg zu konstatieren als die vorsätzliche, direkt mit der Invasion beginnende und ideologisch motivierte Tötung sozial oder gar biologistisch-rassistisch definierter Bevölkerungsgruppen. Das unterscheidet die Entwicklung in Äthiopien aber grundsätzlich von der deutschen Besatzungsherrschaft in Polen ab 1939, mit der Mattioli sie auf eine Stufe stellen möchte (S. 21f.).

Somit wies die Realität der Besetzungsherrschaft im äthiopischen Teil des neu gegründeten kolonialen Herrschaftsgebildes Italienisch-Ostafrika Züge eines anhaltenden Vernichtungskriegs gegen jegliche Regung eines aktiven Widerstands auf, geplant war das Unternehmen aber als herkömmlicher Eroberungskrieg gegen ein Territorium, dessen souveräne und gleichrangige Staatlichkeit weder von Italien noch von den dominierenden europäischen Kolonialmächten Frankreich und Großbritannien ernsthaft anerkannt wurde. Insofern handelte es sich tatsächlich um einen »anachronistischen Kolonialkrieg« in gemeineuropäischer Großmächtetradition, »in dem die Italiener noch einmal alle Verbrechen kopierten, welche die älteren Kolonialmächte seit jeher über eroberte Urbevölkerungen brachten«, auch wenn Aram Mattioli diese von Rudolf Lill vertretene Auffassung gerade überwinden möchte zugunsten der Vorstellung, der Abessinienkrieg habe »die ›Brücke‹ zwischen den Kolonialkriegen des imperialistischen Zeitalters und Hitlers Lebensraumkrieg« gebildet (S. 24f.). Doch Mattioli vermag diese Brückenfunktion nicht überzeugend darzulegen; er selbst verweist eben doch überwiegend auf Anklänge an den traditionellen Kolonialismus: So spricht er von einer »eigentliche[n] Schreckensherrschaft« Grazianis in Addis Abeba, »für die es in der Kolonialgeschichte Afrikas und Asiens« eben nicht keine, sondern »nur wenige Vorbilder gab« (S. 17), der Abessinienkrieg unterschied sich »von den meisten der früheren Kolonialkriege« (S. 11), offenbar aber doch nicht von allen; in Bezug auf die gegenüber der Zivilbevölkerung angewandte Gewalt kennt Mattioli »nicht viele Vorbilder« in der Geschichte der modernen Kolonialkriege, doch er kennt sie (S. 13); die Italiener seien in ihrem neuen afrikanischen Reich bei ihren Aktionen »zur Niederschlagung von ›Rebellionen‹ [...] weit systematischer gegen die zivile Bevölkerung« vorgegangen als England und Frankreich in ihren Überseebesitzungen (S. 21), und doch gehörten diese Maßnahmen offenkundig zur selben Kategorie.

Im Übrigen spricht Petra Terhoeven in dem Band ohne Weiteres vom »anachronistischen Kolonialkrieg« beziehungsweise »-unternehmen« (S. 74; 85), während Gerald Steinacher und Leopold Steuer darin »den letzten kolonialen Eroberungskrieg« erkennen und zu Recht konstatieren: »Italiens Eroberungsfeldzug in Äthiopien gehört zu den späten europäischen Kolonialkriegen; er war gleichzeitig einer der brutalsten« (S. 106; 91). Damit ist die Substanz dieses blutigen Unternehmens hinreichend präzise eingeordnet. Darüber hinaus erscheint es bemerkenswert, dass man sich in der faschistischen Führung offenbar generell wenig Gedanken darüber gemacht hatte, was man mit dem Land jenseits der bloßen militärischen Annexion eigentlich anstellen wollte: »Der Eroberung Ostafrikas waren denn auch keine konkreten Pläne über die spätere Nutzung vorausgegangen. Ein massiver Siedlungskolonialismus [...] ließ sich in Äthiopien nicht realisieren. Auch waren die Möglichkeiten wirtschaftlicher Ausbeutung des großen Landes nicht bekannt« (Brogini Künzi, S. 42). Nimmt man die wesentliche Erkenntnis von Gabriele Schneider hinzu, nach der das Regime vor 1936 auch keine ausgefeilte Rassenideologie als Grundlage für die Errichtung einer diskriminierenden und separierenden Kolonialherrschaft entwickelt hatte – eine für die Gesamteinschätzung des Stellenwerts von Rassismus im Faschismus wiederum bemerkenswerte Beobachtung! – und eine Rassenfrage eigentlich erst im Laufe des Eroberungskriegs ad hoc aufgeworfen wurde, zumal sich viele italienische Soldaten gegenüber den Einheimischen keineswegs so abweisend verhielten, wie es das Regime von ihnen erwartet hatte (S. 127–133), dann stellt sich um so mehr der Eindruck ein, dass die kriegerische Eroberung Äthopiens außer in der imperialistischen, auf die Anerkennung eines gleichberechtigten Großmachtstatus bedachten Tradition italienischer Außenpolitik in erster Linie in dem der faschistischen Bewegung als spezifischem Wesensmerkmal eigenen objektlosen Aktionismus wurzelte, der sich hier in Form eines kolonialen Annexionismus manifestierte. Als Vernichtungskrieg war die italienische Aggression gegen Äthiopien jedenfalls nicht konzipiert worden.

Ein anderer Einwand gegen den programmatischen Titel des Bandes wiegt freilich schwerer: Er impliziert, dass es weitere »faschistische Vernichtungskriege« gegeben habe. Da das faschistische Regime keinen weiteren Vernichtungskrieg geführt hat – selbst hinsichtlich der italienischen Herrschaft auf dem Balkan 1941 bis 1943 spricht etwa Wolfgang Schieder neuerdings wieder vorsichtig von »einem defensiven Besatzungsterror«<sup>35</sup> –, liegt ihm implizit der Verweis auf den nationalsozialistischen Krieg zugrunde. Das wiederum beruht auf dem faschismustheoretischen Konstrukt der »beiden faschistischen Diktaturen«. Wer aber anders als Schieder, der im Nationalsozialismus nur eine »deutsche Abart« des italienischen Faschismus zu sehen vermag (S. 179), auf der Eigenständigkeit der nationalsozialistischen Bewegung und ihrer Herrschaft beharrt, wer in ihr die deutsche Diktatur, den Staat Hitlers oder Hitlers Herrschaft erkennt, die durch den Rassenstaat, den SS-Staat oder die Politik der Vernichtung und durch einen auf die Revolutionierung der europäischen und letztlich der globalen Staatengemeinschaft und ihrer Gesellschaftsordnungen abzielenden rassistisch grundierten Eroberungskrieg charakterisiert war, dem wird die bloß scheinbare Kategorie des »faschistischen Vernichtungskriegs« als analytisches Instrument nicht einleuchten. »Hitlers Weltanschauungssoldaten im Osten Europas« setzten keineswegs, wie Mattioli in arg verkürzender Perspektive meint, das fort, »was Mussolinis Legionäre in Ostafrika erprobten« (S. 25): Nichts spricht dafür, dass der spezifisch deutsche Eroberungs- und Vernichtungskrieg von 1939 bis 1945 in irgendeiner Hinsicht einen anderen Verlauf genommen oder eine andere Gestalt angenommen haben würde, hätte der anachronistische Kolonialkrieg des Königreichs Italien gegen das Kaiserreich Äthiopien 1935/36 nicht stattgefunden.

Ein weiterer, umfangreicher Sammelband widmet sich der deutsch-italienischen »Achse« im Krieg.<sup>36</sup> Er dokumentiert die Ergebnisse einer Tagung, die im April 2005 im Deutschen Historischen Institut in Rom in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte stattfand. Die 23 thematisch breit gestreuten Beiträge können hier nicht im Einzelnen besprochen werden; die Herausgeber selbst fassen die jeweiligen Resultate für den eiligen Leser einleitend zusammen (S. 19–30): Sie gehen relativ vorsichtig an die Frage einer gemeinsamen Identität der Regime in Italien und Deutschland heran, indem sie von den »immer engeren Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich Adolf Hitlers und dem faschistisch-monarchischen Italien Benito Mussolinis« sprechen, von einer »ideologisch-politisch wie militärisch fundierten Allianz, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, Europa im faschistisch-nationalsozialistischen Sinn umzustürzen«, »einer kontinuierlichen und immer intensiveren Annäherung im Zeichen von Hakenkreuz und Liktorenbündel« sowie von »Konvergenz« und einem »aggressiven außenpolitischen Gleichklang zwischen Berlin und Rom« (S. 11f.). Das erscheint hinreichend differenziert und konsensfähig und es hebt sich deutlich von der Vorstellung der »beiden faschistischen Diktaturen« ab. Allerdings betonen die Herausgeber in ihrer Einleitung, die meisten Beiträge des Bandes hoben hervor, »daß es allen Strukturproblemen der Allianz und allen machtpolitischen Konflikten zwischen den Bündnispartnern zum Trotz mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede gegeben habe« (S. 30). Im Folgenden werden nur einige wenige beachtenswerte Erkenntnisse aus der Lektüre des Bandes angesprochen.

35 Schieder, *Der italienische Faschismus*, S. 90.

36 Lutz Klinkhammer/Amedeo Osti Guerrazzi/Thomas Schlemmer (Hrsg.), *Die »Achse« im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945* (Krieg in der Geschichte, Bd. 64), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2010, 539 S., geb., 48,00 €. – Ein Rezensionsexemplar eines weiteren Bandes der Reihe *Italien in der Moderne*, Malte König, *Kooperation als Machtkampf. Das faschistische Achsenbündnis Berlin-Rom im Krieg 1940/41*, Köln 2007, stand leider nicht zur Verfügung.



Hans Woller (S. 34–48) hebt das Überwiegen rein machtpolitischer Motive für die Annäherung Mussolinis an das Deutsche Reich bis 1936 und darüber hinaus hervor, und er verdeutlicht die Rolle, die eine Reihe von Fehlkalkulationen des italienischen Diktators auf seinem Weg in den Krieg spielte. Christof Dipper (S. 49–79) steuert gehaltvolle vergleichende Überlegungen zum Verhältnis von Faschismus und Nationalsozialismus zur Moderne bei: Unter Anwendung eines strikt analytischen Begriffs von Modernisierung stünden »Moderne und Faschismus in engem Zusammenhang«; man könne im Hinblick auf die faschistische und die nationalsozialistische Bewegung »von Spielarten der Moderne sprechen [...], von denen die faschistische oder ›barbarische‹ Moderne eine ist« (S. 50). Insbesondere seien die von beiden Regimen verfolgten, umfassend angelegten gesellschaftspolitischen Pläne und ihr Ausbau des Wohlfahrtsstaats modern gewesen. Dippers Beitrag hat zwar mit der »›Achse‹ im Krieg« nur bedingt zu tun, er vermittelt aber wichtige sozialgeschichtliche Einblicke in das Wesen der faschistischen Herrschaft, die in den übrigen hier zu besprechenden Publikationen merkwürdigerweise durchweg zu kurz kommen: So hätten sich in der faschistischen Frauenorganisation »Fasci femminili« »fast nur Frauen aus der Mittel- und Oberschicht« organisiert. Der Faschismus habe, wie Dipper am Beispiel der Familienpolitik erläutert, »die überlieferte Klassengesellschaft kaum verändert« (S. 58f.). Zwischen Faschismus und Arbeiterschaft hätten stattdessen »nur negative Beziehungen« bestanden. Fabrik- und Landarbeiter, Kleinbauern und Pächter »teilten eine Reihe von Erfahrungen, die im italienischen Faschismus durchweg negativer Natur waren«: »Hunger, ja teilweise Unterernährung gehörte schon seit den zwanziger Jahren für einen Großteil der italienischen Fabrikarbeiter und für die Masse der Landbevölkerung zum Alltag«, der sich im Laufe des Kriegs noch verschlechtern sollte (S. 74f.). Auch in der Lohnpolitik des faschistischen Regimes suche man »vergeblich nach Zeichen der Moderne«; ihr Hauptmerkmal seien »mehrfache drastische Lohnkürzungen« gewesen, die »zu rascher Verarmung führten und immer wieder Streiks provozierten« (S. 70). Dipper ruft damit nachdrücklich den sozialkonservativen Kern der faschistischen Diktatur, ihre konsequente Bewahrung der Herrschaftsposition traditioneller Eliten als Grundzug und Zweck des Regimes in Erinnerung, der sie so fundamental unterschied von dem der NS-Herrschaft zugrunde liegenden Movers einer gesamtgesellschaftlichen Revolution nach biologistisch-rassistischen und Leistungskriterien, wobei unter »Leistung« freilich auch die eifrige Mitwirkung an Weltanschauungskrieg und Völkermord verstanden wurde.

Ausgehend von der Beobachtung, dass die Zahl der im Zweiten Weltkrieg getöteten Italiener bei 230.000 oder etwa 0,5 % der Bevölkerung lag, während die Vergleichszahl im Falle Deutschlands über sieben Millionen Tote oder fast 10 % der Bevölkerung ausmachte, und Italien seinen Kampf im Sommer 1943 abbrach, während das Deutsche Reich bis Ende April 1945 verbissen kämpfte, vergleicht MacGregor Knox (S. 80–107) in einer ebenso sachkundigen wie brillanten Skizze das Verhältnis von Staat, Partei und bewaffneter Macht im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland. Diese fundierte Analyse belegt unabweislich die vollständige Differenz, ja Unvereinbarkeit der beiden Regierungssysteme, Militärapparate und Gesellschaftsordnungen im Hinblick auf ihre Befähigung und Bereitschaft zur kriegerischen Expansion. Der Beitrag von Knox ist vortrefflich geeignet, die Vorstellung massiv infrage zu stellen, Mussolini vom König abhängige und jederzeit widerrufliche Diktatur und Hitlers absolute Herrschaft hätten mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede aufgewiesen. Zwei Aufsätze zur Koalitionskriegführung der Achsenmächte bestätigen die traditionelle Auffassung, eine effiziente militärische Kooperation Italiens und Deutschlands auf der strategischen Ebene habe zu keinem Zeitpunkt bestanden und sei von beiden Seiten auch nicht angestrebt worden (Jürgen Förster, S. 108–121). Der Zustand der italienischen Streitkräfte war hinsichtlich der Anforderungen einer zeitgemäßen Kriegführung in vielerlei Hinsicht deplorabel.

Alessandro Massignani (S. 122–146) hebt darüber hinaus hervor, dass Italien am Zweiten Weltkrieg ohne »klar definierte Ziele« teilnahm. »Ernsthafte Kriegsvorbereitungen hatte Mussolini nicht getroffen.« Der Kriegseintritt des faschistischen Diktators erfolgte 1940 aufgrund »eine[r] opportunistische[n] Haltung [...], die dahin tendierte, den Feind mit Hilfe des stärkeren Verbündeten zu besiegen, um anschließend die Beute mit ihm zu teilen«; der Duce hoffte mutmaßlich, »daß Italien dabei im wesentlichen mit einer Scheinpräsenz davonkommen würde« (S. 126; 146). Vorstellungen vom Krieg als Lebenselixier und Fluchtpunkt des Faschismus werden durch solche Befunde schwerlich gedeckt. Malte König (S. 176–193) arbeitet für den Zeitraum zwischen dem italienischen Kriegseintritt im Juni 1940 und dem Beginn des deutsch-sowjetischen Kriegs im Juni 1941 die zunehmende einseitige Abhängigkeit Italiens vom deutschen Bündnispartner heraus, nicht bloß im rein militärischen und (rüstungs-)wirtschaftlichen Bereich, sondern auch auf der Ebene der Diplomatie und der politischen Entscheidungen. König spricht von der Begrenztheit des außenpolitischen Handlungsspielraums für das faschistische Regime, der untergeordneten Stellung Italiens und der entsprechenden deutschen Vorherrschaft im Achsenbündnis. Auch er betont die stark divergierenden Interessen der beiden Mächte und konstatiert, »daß die ideologischen Bande zwischen den Bündnispartnern nicht ausreichten, um in kriegswichtigen machtpolitischen Fragen transparent zusammenzuarbeiten«. Letztlich habe die faschistische Regierung das deutsche Diktat akzeptiert, »weil sie von einem Sieg der deutschen Waffen ausging, an dem sie beteiligt sein wollte« (S. 190f.). Insgesamt wird vor dem Hintergrund der politischen und militärischen Schwäche des eigenen Landes in allen einschlägigen Beiträgen eine Mischung aus Opportunismus und Fehleinschätzungen als Motiv für Mussolinis Kriegsbeteiligung im Windschatten der scheinbar sicheren deutschen Herrschaft über Europa und als Ursache des für Italien katastrophalen Verlaufs dieses Kriegs ersichtlich.

Nicola Labanca (S. 194–210) warnt in seinem Beitrag zum »Kolonialkrieg in Ostafrika 1935/36« davor, »in der Kriegführung der königlich-faschistischen Streitkräfte« dort »eine Art Vorwegnahme des späteren deutschen Vernichtungskrieges« zu sehen (S. 195). Labanca möchte Mussolinis Entscheidung zur Eroberung Äthiopiens mit »Gründen des internationalen Prestiges« erklären; es sei darum gegangen, Italien als Großmacht zu rehabilitieren und seine Stellung sowohl gegenüber den Westmächten wie gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland zu behaupten. Auch habe es sich um einen, wenn auch mit außergewöhnlichem Aufwand betriebenen, weitgehend herkömmlichen Eroberungskrieg gehandelt. »Der militaristische Charakter der italienischen Kolonialherrschaft« sei dagegen »erst durch das Andauern des antikolonialen Widerstands hervorgerufen« worden (S. 202f.): »Hier lassen sich in der Tat Elemente finden, die es nahelegen, von genozidalen Maßnahmen und Vernichtungspraktiken zu sprechen«. Doch »Einsatzgruppen gab es nicht, auch keine verbrecherischen Befehle des Duce, die die militärische Disziplin zu untergraben drohten«, und »das rassistische Kolonialsystem der Italiener [...] war hart, kann aber auf keinen Fall mit dem rassistischen System des Dritten Reichs gleichgesetzt werden«. »Der Äthiopienkrieg war kein Vernichtungskrieg, ebensowenig war er ein totaler Krieg«, lautet Labancas treffendes Fazit, das er mit der entsprechenden Charakterisierung von Mussolinis Herrschaft in Abgrenzung zum Nationalsozialismus verbindet: »Der italienische Faschismus blieb trotz allem ein – das Adjektiv ist hier von grundlegender Bedeutung – unvollkommener Totalitarismus« (S. 206–209). Davide Rodogno (S. 211–230) Versuch, die zeitgenössischen Überlegungen zur faschistischen Neuen Ordnung im Mittelmeerraum von 1940 bis 1943 zu skizzieren und in Beziehung zur Ausgestaltung von Hitlers Imperium zu setzen, verweist im Wesentlichen auf die Orientierung Italiens an traditionellen Praktiken zur Organisation von Großräumen: »Das Profil dieser Pläne und die spätere faschistische Besatzungspolitik in Europa weisen zahlreiche gemeinsame



Züge mit dem englischen und französischen Imperialismus aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf«, ja

»die faschistische Propaganda griff immer wieder auf das Thema Frieden zurück. Mit der neuen Ordnung, so hieß es, könne man die Ziele erreichen, an denen die Vision Woodrow Wilsons gescheitert sei: die Sicherung des Friedens, die Koordinierung der Wirtschaft und die gerechte Verteilung der Arbeit.«

Das unterschied sich, selbst wenn man eine zunehmend rassistische Grundierung einschlägiger faschistischer Überlegungen zur Neuorganisation der mediterranen Staaten und ihrer Bevölkerungen in Rechnung stellt, so fundamental von der ebenso mörderischen wie bellizistischen Realität der NS-Herrschaft über Europa, von Hitlers Weltanschauung wie von der nationalsozialistischen Ideologie, dass man über Rodognos seinen eigenen Befunden Gewalt zufügende Schlussfolgerung nur staunen kann: »Die italienische Besatzungspolitik wich in ihrer ideologischen Grundlegung kaum vom nationalsozialistischen Vorgehen ab, war allerdings in der Ausführung weit weniger radikal« (S. 217; 230).

Weitere Aufsätze des Bandes befassen sich, ohne wegweisende zusätzliche Aspekte einzubringen, mit dem faschistischen Antisemitismus und seinen ideologischen Ursprüngen in Italien, wobei Michele Sarfatti (S. 231–243) auf gelegentliche antisemitische und rassistische Äußerungen Mussolinis vor 1936 verweist und Amedeo Osti Guerrazzi (S. 434–455) die Auswirkungen der antisemitischen Propaganda des Regimes seit 1938 auf das Verhalten der Bevölkerung ausleuchtet, und mit der Besatzungspolitik Italiens im militärisch zertrümmerten Jugoslawien 1941 bis 1943. Die deutsche Vorherrschaft im eigentlich von Italien beanspruchten Balkanraum wird dabei ebenso deutlich wie die Konzeptions- und Hilflosigkeit der italienischen Bemühungen, mittels eines Nebeneinanders von integrierenden Maßnahmen und gewaltsamen Repressalien die der eigenen Herrschaft zugefallenen Territorien nachhaltig in den Griff zu bekommen. Ruth Nattermann (S. 319–339) belegt am Beispiel des im italienischen Außenamt an exponierter Stelle tätigen Karrierediplomaten Luca Pietromarchi die Rolle von humanitären, nicht zuletzt aus einer katholischen Prägung, aber auch aus antideutschen Ressentiments und einem vollständigen Mangel an Verständnis für eine jüdenfeindliche Politik gespeisten Motiven für seine zentrale Beteiligung an der Bewahrung von Juden in Kroatien vor der Auslieferung an deutsche Behörden. Schließlich geht es in den abschließenden Beiträgen um das Verhältnis zwischen der deutschen Besatzungsherrschaft in Italien ab September 1943 und der radikalfaschistischen *Repubblica Sociale Italiana*, die zwar vielfältigen Pressionen von deutscher Seite ausgesetzt war, deren Protagonisten mit Mussolini an der Spitze gleichwohl in freiwilligem Konsens mit den nationalsozialistischen Besatzern agierten. Lutz Klinkhammer (S. 472–491) macht hinsichtlich der Provinz Arezzo exemplarisch deutlich, auf welch verlorenem Posten die Polizeikräfte der RSI 1944 in ihrem aussichtslosen Kampf gegen allgemeine Kriminalität, bewaffnete Banden und antifaschistische Partisanen standen: Die Auflösung jeglicher gesellschaftlichen Ordnung in diesem in mehrfacher Hinsicht zweigeteilten Italien unter bürgerkriegsähnlichen Zuständen wird dabei ebenso ersichtlich wie der mangelnde Rückhalt, den das spätfaschistische, allein von der deutschen Militärherrschaft aufrechterhaltene Regime von Salò in der Bevölkerung und selbst unter seinen Ordnungskräften besaß. Aufs Ganze gesehen liefert der ertragreiche Sammelband wohl deutlich mehr Material für eine Herausarbeitung der gravierenden Unterschiede und expliziten Differenzen zwischen dem faschistischen Königreich Italien und dem nationalsozialistischen Deutschen Reich als für eine Bestätigung der harmonisierenden, deduktiven Vorstellung der »beiden faschistischen Diktaturen«. Ein Mangel der Konzeption des Bandes besteht im Verharren der Autoren in einer Binnenperspektive: Das Achsenbündnis wird nur aus sich selbst heraus betrachtet. Schon vom japanischen Bündnispartner ist nur ganz am Rande und rein zufällig gelegentlich die Rede. Eine Außensicht

auf das deutsch-italienische Bündnis, sei es aus japanischer, sowjetischer oder westlicher Perspektive, fehlt ebenso wie ein Blick auf seine italienischen und deutschen Gegner in Widerstand und Exil.

Die Folgen der Besetzung weiter Teile Italiens durch deutsche Truppen im Sommer 1943 führt die Kölner Dissertation von Carlo Gentile eindrucksvoll vor Augen, die das unfassbar brutale Vorgehen von Wehrmacht- und SS-Verbänden gegen die italienische Zivilbevölkerung unter dem Vorwand der Partisanenbekämpfung untersucht.<sup>37</sup> Die deutschen Truppen hinterließen von Neapel bis Südtirol eine blutige Spur von Morden, Massakern, Geiselschießungen und Hinrichtungen, die von Deportationen in Lager und zur Zwangsarbeit nach Deutschland, von Plünderungen, Folter und Vergewaltigung begleitet waren. Gentile, der nicht zuletzt durch seine langjährige Tätigkeit als Sachverständiger in Ermittlungen wegen deutscher Kriegsverbrechen in Italien bei deutschen und italienischen Behörden für diese Aufgabe prädestiniert ist, zeichnet diese Spur akribisch nach und rekonstruiert die fraglichen Verbrechen detailliert. Das läuft mitunter Gefahr, in bloße Aufreihung zu verfallen, hat aber den Vorteil, eine hinreichende Differenzierung verschiedener Erscheinungsformen der Gewalttaten zu ermöglichen, von situativ gelagerten Einzelfällen über konkrete Vergeltungsmaßnahmen bis hin zu wahllosen Mordexzessen an Kindern, Frauen und Greisen. Dabei betont Gentile frappierende Unterschiede zwischen einzelnen Heeresdivisionen, die sich in Italien nahezu keiner Kriegsverbrechen schuldig machten, und bestimmten Verbänden wie der 16. SS-Panzer Grenadierdivision »Reichsführer-SS« oder der Fallschirmpanzerdivision »Hermann Göring« der Luftwaffe, die allein für den Tod von mehr als 3.000 der von Gentile insgesamt auf rund 10.000 bezifferten zivilen Opfer deutscher Kriegsverbrechen in Italien verantwortlich waren. Selbst in diesen besonders fanatisierten Verbänden, deren Mannschaften überwiegend aus 17- bis 21-jährigen, weitgehend im NS-Regime sozialisierten Soldaten bestanden, waren allerdings wiederum nur einige wenige Einheiten herausragend an den Massakern beteiligt. Gentile weiß durchgehend in überzeugender Weise zu differenzieren, hebt die Handlungsspielräume und das unterschiedliche Verhalten von Soldaten und Offizieren innerhalb derselben Einheit hervor, beschreibt manche Massaker als dynamische Prozesse, die unter sukzessiven Abstufungen in einer Abfolge von Schüben erfolgten, unterscheidet zwischen einer Häufung von Bluttaten im Operationsgebiet und einer zumeist ruhigeren Situation im Hinterland. Auch eindeutige Befehle mussten nicht zwangsläufig zu Morden führen. Eine generelle Zuschreibung von Motiven für die enthemmte Gewaltausübung ist von daher nicht möglich: So spricht im Falle der Division »Reichsführer-SS« die Sozialisierung eines Großteils ihres Führungspersonals in der Verwaltung und Bewachung von Konzentrationslagern einerseits für das Vorwalten einer eindeutigen ideologischen Prägung. Andererseits macht Gentile plausibel, dass auch eine vorherige Tätigkeit von SS-Führern im Umkreis der Einsatzgruppen von SS und SD auf dem östlichen Kriegsschauplatz nicht notwendig in eine Fortsetzung entsprechender Mordtaten in Italien einmündete. Der Wunsch nach unmäßiger Vergeltung für Attentate auf eigene Kameraden, das subjektive Bedrohungsszenario angesichts einer zumeist übertrieben wahrgenommenen Gefährdung durch Partisanenverbände spielten ebenso eine Rolle wie schlichte Raublust oder Alkoholisierung. Opfer der Aktionen wurden allerdings überwiegend unbeteiligte Zivilisten, während Partisanen oft gar nicht aufzufinden waren. Bei der schon zeitgenössisch von deutschen Militärs als »Vernichtungsunternehmen« bezeichneten Massentötung von rund 770 Menschen im Umkreis des Apenninen-Städtchens Marzabotto etwa ging es überhaupt nicht um die Bekämpfung von Partisanen, sondern um »die demonstrative Bestrafung

37 Carlo Gentile, Wehrmacht und Waffen-SS im Partisanenkrieg: Italien 1943–1945 (Krieg in der Geschichte, Bd. 65), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2012, 466 S., geb., 34,90 €.

einer als feindlich betrachteten Bevölkerung«; Gentile spricht hier von »entgrenzter militärischer Gewalt gegen Zivilisten [...] im Kontext des nationalsozialistischen Weltanschauungskrieges« (S. 239; 254f.).

### III. ITALIEN ALS REPUBLIK

Mit seiner Darstellung über »Italien seit 1945« legt Christian Jansen, inzwischen Lehrstuhlinhaber für Neuere und Neueste Geschichte in Trier, die erste wissenschaftlichen Ansprüchen genügende, allerdings nicht mit Anmerkungen ausgestattete deutschsprachige Synthese zur Geschichte der Italienischen Republik vor.<sup>38</sup> Das Ergebnis vermag durchweg zu überzeugen. Jansen konzentriert sich auf »eine sozialgeschichtlich fundierte und kulturgeschichtlich erweiterte Politikgeschichte« (S. 10) und gliedert seinen Stoff nach einem Auftakt, der die fundamentalen Entscheidungen der Jahre 1943 bis 1948 darlegt, übersichtlich in eine Reihe von strukturgeschichtlichen Kapiteln, die etwa die Wirtschaft, die Südfrage inklusive der Mafia oder die für Italien spezifische Segmentierung der politischen Kultur in einen katholischen, einen kommunistisch-sozialistischen und einen liberal-laizistischen Sektor behandeln, um dann für den Zeitraum von den 1960er Jahren bis in die Gegenwart eine stärker erzählende, doch stets problemorientierte Form der Darstellung zu wählen. Der handbuchartige Charakter des Bandes mit zahlreichen sozialstatistischen Daten, einem durchgehenden Schwerpunkt auf der Entwicklung der gesellschaftlich-politischen Ordnung und der Parteienlandschaft und einer knappen, auf deutsch- und englischsprachige Titel konzentrierten kommentierten Bibliografie verbindet sich mit profunden Einblicken in Gegenstände, deren Erörterung man in ähnlichen Darstellungen sonst eher vermisst: So geht es um den Familiarismus als ein die italienische Gesellschaft bis heute zutiefst prägendes Phänomen, um die angemessene Einordnung Italiens als mediterranes Land, das in mancherlei Kontexten eher an Spanien, Griechenland oder dem Maghreb gemessen werden muss als an West- oder Mitteleuropa, um den Zusammenhang von Fotoromanen und Alphabetisierung oder um die Bedeutung der *cantautori*, der politisch und gesellschaftlich engagierten italienischen Songwriter und Sänger.

Bemerkenswert ist ein eigenes Kapitel über die Außenpolitik der Italienischen Republik, die einerseits den Bruch mit der Politik des *sacro egoismo* und des »Lumpenimperialismus« vollzog – die, wie Jansen zu Recht betont, das liberale wie das faschistische Italien charakterisiert hatte –, sich in engem Anschluss an die USA nach Westen orientierte und sich ebenso konstruktiv in das atlantische Bündnis wie in die Europäische Gemeinschaft einfügte. Allerdings lassen sich immer wieder Bemühungen beobachten, mit den nunmehrigen europäischen Mittelmächten Frankreich, Großbritannien und bald auch der Bundesrepublik Deutschland gleichzuziehen und damit an das traditionelle Streben Italiens nach einer gleichberechtigten Rolle im internationalen Mächtesystem anzuknüpfen, insbesondere durch ein selbstbewusstes Auftreten im Mittelmeerraum und durch ein verstärktes Engagement im nördlichen Afrika und im Nahen Osten. Freilich scheiterten diese Bemühungen allzu oft, und auch das gehört eher in den Traditionsbestand italienischer Außenpolitik, an Konzeptionslosigkeit und Übereifer ebenso wie an den letztlich unzureichenden ökonomischen wie machtpolitischen Mitteln. Jansen liefert wertvolle Ansatzpunkte für eine Gesamteinschätzung der Rolle Italiens im 20. Jahrhundert im internationalen System wie unter geopolitischen Aspekten. Einen weiteren Aspekt struktureller Kontinuität im politischen System Italiens eröffnen Bemerkungen zur Regierungsweise herausgehobener politischer Führungsfiguren, wenn Jansen auf Ähnlichkeiten im Umgang etwa mit Parteiapparaten oder Justiz bei Mussolini, Bettino (»Benito«) Craxi und Berlusconi verweist.

38 Christian Jansen, *Italien seit 1945* (Europäische Zeitgeschichte, Bd. 3), Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen 2007, 255 S., kart., 16,90 €.

Gleichermaßen bedeutsam sind Jansens Hinweise auf die kontinuierliche Rolle des *trasformismo*: Diese spezifisch italienische Art und Weise, im nationalen Parlament mit wechselnden Mehrheiten zu regieren, unter weitgehender Auflösung eines Gegensatzes zwischen Regierung und Opposition sowie mit Abgeordneten, die jederzeit bereit sind, sich und ihre Klientel für die Verfolgung beliebig austauschbarer politischer Ziele zur Verfügung zu stellen, prägte im Grunde, unter je unterschiedlichen Rahmenbedingungen, das gesamte 20. Jahrhundert, das liberale ebenso wie das frühfaschistische Italien und eben die Republik, die nicht zuletzt auf diese Weise immer auch den kommunistischen Systemgegner, den mächtigen PCI, bis hin zur indirekten Regierungsbeteiligung einband.

Ob sich das mit dem politischen Umbruch der 1990er Jahre, wie Jansen meint, grundlegend geändert hat und sich in die Richtung eines Systems zweier klar getrennter und in der Regierungsverantwortung alternierender Lager entwickeln wird, bleibt abzuwarten und erscheint gerade gegenwärtig wieder eher ungewiss. Jansens Sichtweise hängt an dieser Stelle mit der für seine Darstellung fundamentalen Interpretation zusammen, der zufolge es in Italien eine »Erste Republik« gegeben habe, die mit dem Zusammenbruch des Parteiensystems 1993 untergegangen sei, während sich seitdem eine »Zweite Republik« herausbilde. Diese Perspektive ist weit verbreitet<sup>39</sup>, und Jansen arbeitet für die Zeit seit Mitte der 1970er Jahre Vorzeichen eines drohenden Kollapses der politischen Ordnung heraus, der nicht zuletzt aus der Unfähigkeit der politischen Klasse resultiert habe, trotz gesamtwirtschaftlicher Prosperität wachsende gesellschaftliche Spannungen durch tief greifende Reformen abzubauen. Doch Jansen selbst liefert massive Gegenargumente gegen die analytische Trennung zweier aufeinanderfolgender Republiken: Der »Umbruch von 1991 bis 1993« habe »keine politisch-kulturelle Revolution ausgelöst«, »es gab kein gesellschaftliches Umdenken und keine Abkehr von korrupten und klientelistischen Verhaltensweisen, die als ›normal‹ galten und von denen allzu viele profitierten«.

»In der Gesellschaft und in der öffentlichen Meinung [...] blieb eine (selbst)kritische Auseinandersetzung mit den tieferen Ursachen der Systemkrise aus. Sie wurde kaum in Verbindung gebracht mit der Alltagskultur, mit Vetternwirtschaft, Bestechlichkeit, Schwarzarbeit oder Steuerhinterziehung.«

Selbst die Kommunistische Partei und ihre Nachfolgeorganisationen hätten bei der Aufarbeitung der Ursachen für das Desaster des politischen Systems versagt und es versäumt, neue Perspektiven für die politische Kultur aufzuzeigen. »Man wählte ›neue‹ Parteien, die jedoch die alten klientelistischen und familiaristischen Strukturen nicht antasteten« (S. 210), das Wahlsystem wurde ständig revidiert, ohne dabei jedoch zu einem überzeugenden Resultat zu gelangen, an eine grundlegende Überarbeitung der Verfassung oder gar deren Neuschöpfung ist bis heute nicht zu denken. Kurzum: »Vom Zusammenbruch des Parteiensystems war keine politisch-kulturelle Erneuerung ausgegangen« (S. 223). Das lässt die von Jansen zugrunde gelegte Einteilung in »Erste« und »Zweite« Republik fragwürdig erscheinen. Dessen ungeachtet ist sein Buch für jede Annäherung an die bisherige Geschichte der Italienischen Republik uneingeschränkt zu empfehlen.

Mit Christian Jansens Kompendium und Hans Wollers Ausführungen im dritten Teil seiner Geschichte Italiens liegen nunmehr zwei aktuelle zeitgeschichtliche Darstellungen zur Italienischen Republik in deutscher Sprache vor, die bis nahe an die Gegenwart heranreichen, wissenschaftlich begründet argumentieren und erste Interpretationsangebote darreichen.<sup>40</sup> Durch sie wird die »Kleine Geschichte Italiens« seit 1943 aus der Feder von

39 Vgl. als frühe geschichtswissenschaftliche Darstellung mit diesem Interpretationsmuster bereits Aurelio Lepre, *Storia della prima Repubblica. L'Italia dal 1942 al 1992*, Bologna 1993.

40 Vgl. auch die knappen Skizzen von Rudolf Lill, *Italien als demokratische Republik*, in: Wolfgang Altgeld (Hrsg.), *Kleine italienische Geschichte*, Stuttgart 2002, S. 431–484, und Volker Reinhardt, *Geschichte Italiens. Von der Spätantike bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 293–316.

Friederike Hausmann, die 1989 erstmals veröffentlicht wurde und seitdem in zahlreichen überarbeiteten, aber immer wieder fortgeschriebenen und so auf den neuesten Stand gebrachten Neuausgaben erschienen ist, zugleich überholt und aufgehoben.<sup>41</sup> Die der Chronologie folgende, erzählende, überwiegend politikgeschichtlich ausgerichtete, aber auch den Zusammenhang der wirtschaftlichen Strukturen Italiens mit den zahlreichen Skandalen und Krisen der Republik beleuchtende Darstellung der auch als Übersetzerin renommierten Italienerin bewegt sich letztlich eher im journalistisch-publizistischen Rahmen als im Bereich der Wissenschaft.<sup>42</sup> Gleichwohl vermag die Lektüre mit Blick auf die Ereignisgeschichte eine Reihe von Ergänzungen zu den Texten von Jansen und Woller zu liefern, und sie lässt erkennen, dass Jansens Buch Hausmanns Werk einiges zu verdanken hat.

Eine umfassende, monografische, aus den Quellen gearbeitete Gesamtdarstellung zur Geschichte der Italienischen Republik wird die deutschsprachige Zeitgeschichtsforschung auf absehbare Zeit mutmaßlich nicht hervorbringen. Schon die Zahl einschlägiger Spezialstudien ist, gemessen an der derjenigen, die zu Themen des faschistischen Italien vorgelegt wurden, nach wie vor gering. Einem zentralen Gegenstand widmet sich die Münchner, am Institut für Zeitgeschichte entstandene Dissertation von Tobias Hof, die anhand von Parlamentsdebatten, Regierungsakten, Berichten von Untersuchungskommissionen und publizistischen Quellen die Reaktionen des italienischen Staats auf die terroristische Herausforderung der 1970er Jahre analysiert.<sup>43</sup> Mit einem Ansatz, der Politikgeschichte mit Elementen der Perzeptionsforschung verbindet, möchte Hof auf der nationalen Makroebene eine Pionierstudie zu einer Problematik vorlegen, die anders als die terroristischen Gruppen und ihr Handeln selbst bislang kaum untersucht worden sei. Seine Kernfrage lautet, ob es in überschießender Reaktion auf die terroristische Bedrohung zu einem Verfall des Rechtsstaats und des parlamentarischen Regierungssystems gekommen sei. Nach einem für das Untersuchungsthema unerheblichen »ereignisgeschichtlichen Überblick über die Jahre 1958 bis 1992« und einigen wenig zielführenden Überlegungen zur Problematik der Perzeption des Terrorismus in Regierung und Parlament behandelt Hof im 200 Seiten umfassenden Hauptteil seiner Arbeit die »Anti-Terrorismus-Politik« des italienischen Staats, die in vier Phasen einzuteilen sei und die neben Regierung, Parlament und Parteien die Justiz und den Sicherheitsapparat zu berücksichtigen habe.

Die Ergebnisse von Hofs methodisch sauberer, gründlicher und unvoreingenommener Untersuchung fallen differenziert aus: Einerseits sei für die Terrorismusbekämpfung auf legislativer Ebene insgesamt eine »Flickschusterei« kennzeichnend gewesen, »mit der immer wieder kleinere oder größere Defizite« des Strafgesetzbuchs, der Strafprozessordnung oder der Zustände in den italienischen Haftanstalten bereinigt werden sollten und die mit misslichen Folgen etwa auch bei der überstürzten und zunächst kontraproduktiven Reform der Geheimdienste 1977/78 zu beobachten gewesen sei (S. 192). In den Anti-Terrorismus-Konzepten habe zwischen 1969 und 1982 durchgehend »die Symptombekämpfung gegenüber der Ursachenbekämpfung« dominiert (S. 310), wobei allerdings auch Hof nicht präzise zu sagen vermag, worin die Ursachen der in Italien im europäischen Vergleich besonders ausgeprägten terroristischen Welle der 1970er Jahre bestanden oder

41 *Friederike Hausmann*, Kleine Geschichte Italiens von 1943 bis zur Ära nach Berlusconi, Klaus Wagenbach Verlag, aktual. u. erw. Neuausg., Berlin 2006, 252 S., kart., 12,90 €.

42 Dasselbe gilt für ein weiteres Buch von *Friederike Hausmann*, Italien (Die Deutschen und ihre Nachbarn), Verlag C. H. Beck, München 2009, 231 S., geb., 18,00 €, das für die Zeit der Republik einige zusätzliche Hinweise zur Einschätzung der Mafia und des italienischen Justizsystems gibt.

43 *Tobias Hof*, Staat und Terrorismus in Italien 1969–1982 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 81), Oldenbourg Verlag, München 2011, X + 409 S., geb., 49,80 €.

gar wie sie erfolgreich zu beseitigen gewesen wären. Der unscharfe Begriffsinhalt des Worts »terroristisch« in Gesetz(esdekret)en, erweiterte Befugnisse für Polizeiorgane und Strafverfolgungsbehörden oder eine Verlagerung von Entscheidungen in verfassungsmäßig nicht vorgesehene Zirkel von Spitzenvertretern der Parteien seien, so Hof, einerseits durchaus kritisch zu bewerten. Andererseits, und darin liegt die Haupteckenerkenntnis seiner Arbeit, bestätigt Hof die grundsätzliche Verfassungskonformität sämtlicher zum Zwecke der Terrorismusbekämpfung getroffenen Maßnahmen und fällt ein insgesamt »positive[s] Urteil« (S. 335) über die kontinuierlich gewährte Rechtsstaatlichkeit und das gerade angesichts der terroristischen Herausforderung funktionierende parlamentarische System der Italienischen Republik.

Nachdem bis über die Mitte der 1970er Jahre hinaus die Passivität des Staats das Anwachsen des Terrorismus begünstigt habe, sei die Anti-Terrorismus-Politik der Folgejahre durchaus erfolgreich gewesen, wozu neben konkreten Maßnahmen wie einer Bündelung und Spezialisierung von Polizeieinheiten oder der Einführung und mehrfachen Ausweitung einer Kronzeugen- und schließlich Aussteigerregelung auch eine stärkere Einbeziehung der Bevölkerung in einen umfassenden Konsens zur Beendigung der grassierenden Gewalt beigetragen habe. Der PCI habe die maßgeblich von der »Democrazia Cristiana« (DC) gestellten Regierungen konstruktiv unterstützt und dabei ein hohes Maß an demokratisch-rechtsstaatlichem Verständnis an den Tag gelegt. Letztlich sei das politische System aufgrund seiner Kompromissfähigkeit und eines sich entspannenden Verhältnisses zwischen großen Teilen der Bevölkerung und den Exponenten der politischen Klasse gestärkt aus der Auseinandersetzung zwischen Staat und Terrorismus hervorgegangen – Hof verweist anhand einer Reihe von Beispielen auf die fundamentale Bedeutung des *trasformismo* als eines allgegenwärtigen spezifischen Strukturmerkmals italienischer Politik, das die Einbindung der verfassungstreuen Teile des Parteiensystems, die Integration weiterer Kreise der Bevölkerung im Kampf gegen den Terrorismus und letztlich selbst die Wiedereingliederung von Sympathisanten und Aktivisten der Terrorgruppen in die Gesellschaft ermöglicht habe. Gerade angesichts dieser grundlegenden Einsicht in ein Spezifikum der italienischen Kultur des Politischen erscheint es aber fragwürdig, wenn Hof diese erfolgreich bestandene Bewährungsprobe des politischen Systems schließlich doch nur als »ein Intermezzo in der Geschichte der ›Ersten Republik‹« interpretiert, die 1992 einem Kollaps erlegen sei (S. 347): Sofern man der Zäsur der Jahre 1993/94 anders als Hof eine geringere, im Ergebnis doch nur relative Bedeutung zuspricht, dann wird man aus den Erkenntnissen seiner Arbeit vielmehr zu dem Schluss kommen können, die *Repubblica Italiana* werde auch weiterhin Krisen unterschiedlicher Art zu überwinden in der Lage sein und aus bestandenen Herausforderungen gestärkt hervorgehen. Unabhängig von dieser Frage der Interpretation besticht Hofs Arbeit durch eine ausgesprochen sachliche Beurteilung des Problems des rechten Terrorismus in Italien – der allerdings in Hofs Darstellung durchgehend im Schatten des Linksterrorismus steht, wofür in erster Linie die Quellenlage und ganz generell die unterschiedliche Transparenz der beiden Phänomene verantwortlich ist – und durch seine Ablehnung sämtlicher Verschwörungstheorien. So gebe es im Hinblick auf die rechtsterroristische Gewalt – und das gilt genauso für die linksterroristische – »bislang keine stichhaltigen Beweise für eine direkte Beteiligung prominenter politischer Akteure« oder ausländischer Instanzen; der Rechtsterrorismus sei vielmehr »eine Antwort auf den zunehmenden Einfluß der Linken in Politik und Gesellschaft« seit den 1960er Jahren gewesen (S. 338). Eine angesichts ihres vermeintlichen Versagens oder Wegsehens, aber auch angeblich nicht rechtsstaatskonformer Methoden »pauschale Verurteilung der Justiz- und Polizeibehörden, wie sie vielfach die italienischen Linken betrieb[en]«, sei »irreführend«. Die Wortführer des linken Meinungsspektrums seien vielmehr von vornherein »per se von einem Fehlverhalten der Beamten ausgegangen«: Insbe-



sondere, »sobald die Behörden oder auch die Politik einen Erfolg vorweisen konnten, vergingen nur wenige Stunden, bis die ersten kritischen Stimmen und Verschwörungstheorien in den Medien auftauchten. Eine erfolgreiche Arbeit ohne Abgleiten in illegale Methoden wurde dem Staat nicht zugetraut.« Derartige Ressentiments würden bis heute »eine sachliche Analyse der Auseinandersetzung zwischen Staat und Terrorismus« behindern (S. 336).

Ein Sammelband mit vergleichend angelegten knappen Aufsätzen über »Staat und Terrorismus in der Bundesrepublik Deutschland und [in] Italien 1969–1982« führt im Hinblick auf den italienischen Fall nicht über Tobias Hofs solide, auch als erste deutschsprachige Synthese brauchbare Studie hinaus, zumal er selbst mit zwei Beiträgen darin vertreten ist.<sup>44</sup> Das Bändchen resultiert aus einer gemeinsamen Tagung des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient und des Instituts für Zeitgeschichte und erschien in einer kleinen Reihe mit dem Titel »Zeitgeschichte im Gespräch«, die von Thomas Schlemmer und Hans Woller für das als Herausgeber fungierende Münchener Institut redaktionell betreut wird. Beides gilt auch für zwei weitere hier anzuzeigende Publikationen, die den Schritt in die unmittelbare Gegenwartsgeschichte wagen: In einem Band wird in einer Runde von Historikern, Publizisten und Vertretern des deutsch-italienischen Kultur- und Wissenschaftsaustauschs die Frage erörtert, inwiefern im Sinne einer von Gian Enrico Rusconi aufgeworfenen These von einer »schleichenden Entfremdung« zwischen Italien und Deutschland seit dem Umbruch von 1989/90 gesprochen werden könne.<sup>45</sup> Zwar sei im engeren Bereich der bi- und internationalen Beziehungen auf dem Feld der »großen Politik« aufgrund des wachsenden Einflusses und Gewichts der erweiterten Bundesrepublik Deutschland einerseits, der demgegenüber relativ geringeren Bedeutung Italiens, das darüber hinaus durch gravierende innenpolitische Verwerfungen seit den 1990er Jahren zusätzlich geschwächt und auf sich selbst zurückgeworfen sei, andererseits durchaus eine gewisse zunehmende Distanz und ein Auseinanderdriften zwischen den beiden Staaten zu beobachten. Doch sei eine solche binationale, auf das Politische beschränkte Perspektive angesichts des europäischen Einigungsprozesses und der Globalisierungstendenzen möglicherweise ohnehin überholt, und die Kooperation, Interaktion und gegenseitige Verflechtung etwa auf wirtschaftlichem Gebiet und im Bereich des kulturellen und wissenschaftlichen Austauschs verweise insgesamt eher auf eine zunehmende Konvergenz. Hans Woller (S. 17–24) meint in diesem Sinne sogar, man könne »mit gutem Recht von einer *special relationship* sprechen [...], die den Kern des neuen Europa in sich trägt« (S. 23), und warnt vor einem gefährlichen Alarmismus. Der informative, insgesamt eher feuilletonistisch als wissenschaftlich argumentierende Band enthält nützliche Hinweise auf Dialog-, Interaktions- und Transferprozesse im Bereich der deutsch-italienischen Zeitgeschichtsforschung, die sich aus Sicht der deutschen Diskutanten in einer relativen Blütephase befindet, während Gustavo Corni (S. 123–132) für die italienische Seite ein kontinuierliches Desinteresse nördlich der Alpen an den Ergebnissen der italienischen Deutschlandforschung beklagt. Ein weiterer, unter Beteiligung deutschsprachiger und italienischer Forscher entstandener Tagungsband der Reihe »Zeitgeschichte im Gespräch« widmet sich aus verschiedenen Perspektiven der Politik Silvio Berlusconi von 1994 bis 2009.<sup>46</sup> Der Be-

44 Johannes Hürter/Gian Enrico Rusconi (Hrsg.), Die bleiernen Jahre. Staat und Terrorismus in der Bundesrepublik Deutschland und Italien 1969–1982 (Zeitgeschichte im Gespräch, Bd. 9), Oldenbourg Verlag, München 2010, 128 S., kart., 16,80 €.

45 Gian Enrico Rusconi/Thomas Schlemmer/Hans Woller (Hrsg.), Schleichende Entfremdung? Deutschland und Italien nach dem Fall der Mauer (Zeitgeschichte im Gespräch, Bd. 3), Oldenbourg Verlag, München 2008, 136 S., kart., 16,80 €.

46 Gian Enrico Rusconi/Thomas Schlemmer/Hans Woller (Hrsg.), Berlusconi an der Macht. Die Politik der italienischen Mitte-Rechts-Regierungen in vergleichender Perspektive (Zeitgeschichte im Gespräch, Bd. 10), Oldenbourg Verlag, München 2010, 164 S., kart., 16,80 €.

fund ist betont nüchtern und sachlich: Berlusconi und sein Mitte-rechts-Bündnis stehen in vielerlei Hinsicht in einer die Jahrzehnte und auch den Umbruch von 1992 bis 1994 überdauernden Kontinuität italienischer Politik; die inhaltlichen Differenzen in der politischen Linie erscheinen auch gegenüber der Mitte-links-Regierungen von Romano Prodi eher gering, wie am Beispiel der Europa-, Familien- und Arbeitsmarktpolitik dargelegt wird. Hans Woller und Gian Enrico Rusconi sind weithin einig in ihrem Urteil, dem zufolge von einem italienischen Sonderweg unter den Regierungen Berlusconis keine Rede sein könne; »das demokratische Regelwerk funktioniert, die Selbstheilungskräfte sind nicht gelähmt, außerdem wacht auch die Europäische Union über Italien« – »der Berlusconiismus gehört in das Spektrum demokratischer Politik und muß in seiner Besonderheit studiert werden« (S. 23; 154).

Aram Mattioli scheint die Entwicklung mit größerer Sorge zu betrachten. Er analysiert in einer fakten- und zitatenreichen Monografie »die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconis«.<sup>47</sup> Mattioli möchte einen in Italien grassierenden geschichts- und erinnerungspolitischen Revisionismus aufzeigen, den er eng mit einer anhaltenden politischen Rechtsentwicklung im Land verbunden sieht, und so einen historisch informierten Beitrag zur Analyse des gegenwärtigen Italien liefern. Er meint, einen umfassend angelegten »revisionistischen Umbau der Erinnerungskultur« zu erkennen, der in der Absicht erfolge, »Mussolini vermeintlich milde Diktatur ganz oder wenigstens in Teilen weiss zu waschen« (S. 21). Dabei schießt Mattioli schon einleitend über das Ziel hinaus und verfällt in jenen Alarmismus, zu dem besonnene Beobachter wie Hans Woller und Gian Enrico Rusconi keinen Anlass sehen: So spricht Mattioli nicht bloß von einer in der italienischen Gesellschaft verbreiteten »revisionistische[n] ›Normalität«; Italien sei vielmehr »zu einem Land ohne historisches Gedächtnis geworden«, das Berlusconis Populismus in eine »Demokratie ohne wirkliche Demokratie« verwandelt habe »und damit in einen Zustand, der zu schlimmen Befürchtungen Anlass gibt« (S. 9f.). Das überschätzt maßlos die Möglichkeiten eines einzelnen Politikers, der sich dem Votum des Wahlvolks, der Öffentlichkeit und schließlich auch des Staatspräsidenten letztlich immer gefügt hat. Tatsächlich kann keine Rede davon sein, dass der »politisch-ideologische Missbrauch der Geschichte«, wie er von rechten Kräften in Italien zweifellos gefördert wird, »eine Gefahr für ein zivilisiertes Zusammenleben« darstelle (S. 153).

Im Darstellungsteil seines Buchs gibt Mattioli fundiert und engagiert Auskunft über die seit den 1980er Jahren verstärkt an die Öffentlichkeit tretenden Tendenzen und Bemühungen, das Verbrecherische an der faschistischen Diktatur herunterzuspielen, Mussolini selbst als gutmütigen Modernisierer darzustellen, die gewalttätige Eroberungs- und Besatzungspolitik des Faschismus in Abrede zu stellen oder die Anhänger und Aktivisten der spätfaschistischen *Repubblica Sociale* von Salò als Kinder ihrer Zeit mit den antifaschistischen Kämpfern der Resistenza moralisch auf eine Stufe zu stellen. Auch zeigt er haarsträubende Beispiele profaschistischer Aktivitäten von Politikern bis hinauf in Regierungsränge auf, die etwa Straßen nach faschistischen Politikern benennen oder mit erhobenen rechtem Arm Polizeiparaden abnehmen. Doch wird zugleich auch die Gegenwehr gesellschaftlicher Kräfte deutlich, sobald solche Handlungen ein bestimmtes Maß, das dieser Gesellschaft eben tolerierbar erscheint, übersteigen. Gleichzeitig verfolgt Mattioli ganz sachlich den Weg des einstigen Führers der faschistischen Sozialbewegung MSI Gianfranco Fini, der über die Umwandlung seiner Partei in die rechtskonservative »Alleanza Nazionale« (AN) und deren schließliche Auflösung den größten Teil der einstigen (neo-)faschistischen Anhängerschaft an die freiheitlich-demokratische Gesellschaft heran- und in die Partizipation an der Regierungsmacht hineingeführt hat. Mattioli bezweifelt nicht die

47 Aram Mattioli, »Viva Mussolini!« Die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconis, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2010, 201 S., kart., 19,90 €.



grundlegende Läuterung Finis und die Ernsthaftigkeit seiner Abwendung insbesondere von den rassistischen Ingredienzen des neofaschistischen Weltbilds. Er vermag darin aber nicht eine Leistung zu erkennen, die dazu beitragen kann, die politisch-gesellschaftliche Ordnung Italiens durch die Integration der einstigen Systemopposition auch auf der rechten Seite des Spektrums zu normalisieren und letztlich zu stärken. Stattdessen geißelt er die Fortexistenz mehrerer faschistischer Splittergruppen, deren Personal dem Kurs Finis nicht zu folgen vermochte und die sich untereinander ebenso zerstritten und noch randständiger präsentieren als die diversen, mehr oder weniger orthodoxen Nachfolgeorganisationen des kommunistischen PCI.

Mattiolis Kritik am System Berlusconi geht bis hin zu konkreten Handlungsanweisungen: Der Ministerpräsident habe »die revisionistische Umdeutung der Geschichte« zugelassen, »wo er sie hätte stoppen müssen« (S. 145). Es fällt dem Schweizer Historiker sichtlich schwer, es hinzunehmen, dass auch diesseits von glorifizierenden und verharmlosenden, politisch motivierten Versuchen zur Umdeutung oder gar Verfälschung von historischen Erkenntnissen in Gesellschaft und Wissenschaft Auffassungen existieren – und im italienischen öffentlichen Diskurs vielleicht auch dominieren –, die nicht mit seiner extremen Gesamtinterpretation der faschistischen Diktatur als einem »Megatötungsregime« übereinstimmen. Dabei geht Mattioli, um dieses Urteil zu untermauern, mit Zahlen generell großzügig und methodisch unvorsichtig um. So ist es unbestritten, dass Mussolini ein Verbrecher war, doch ob er »den Tod von mindestens einer Million Menschen verschuldete«, erscheint fraglich (S. 144). Die Behauptung, italienische Truppen hätten von 1941 bis 1943 in Jugoslawien und Griechenland »geschätzte 400.000« Menschen umgebracht (S. 60), dürfte einer kritischen Überprüfung nicht einmal annähernd standhalten<sup>48</sup> – die Italiener müssten dann auf der Balkanhalbinsel pro Tag allein mehr als 400 Menschen getötet haben, wofür jeglicher Anhaltspunkt fehlt. An anderer Stelle übernimmt Mattioli ohne Abgleich die von Brunello Mantelli ins Gespräch gebrachte, auch nicht wirklich plausible Zahl von »250.000 Opfern« der italienischen Okkupation in Jugoslawien, gibt aber zu, dass »sich die genaue Zahl nicht angeben lässt« (S. 107). Richtig ist es gewiss, dass »die italienischen Besatzer eine Spur von Tod und Verwüstung durch Jugoslawien« zogen und in den Partisanengebieten »Tausende von Menschen« exekutierten, »unabhängig davon, ob es sich dabei um bewaffnete Kämpfer oder um unbeteiligte Dorfbewohner handelte« (ebd.) – das verweist jedoch auf eine gänzlich andere Dimension. Ebenso sorglos hantiert Mattioli in sämtlichen seiner hier zu besprechenden Publikationen mit Zahlen von Todesopfern italienischer Herrschaft in Libyen und Ostafrika. Auch hier spricht Mattioli einerseits pauschal von »eine[r] halbe[n] Million Menschen«, die »Mussolinis Legionäre« umgebracht hätten (S. 60), später dann von »den vielen tausend afrikanischen Opfern der faschistischen Gewaltherrschaft in Libyen und Ostafrika« (S. 79), was wiederum eine ganz andere Größenordnung suggeriert.<sup>49</sup> Gerade wenn Mattioli das faschistische Italien als »Megatötungsregime« klassifizieren und es damit offensichtlich auf eine Stufe mit dem nationalsozialistischen Deutschen Reich und der stalinistischen Sowjetunion stellen und das mit möglichst großen Opferzahlen untermauern möchte, dann empfiehlt es sich, akribisch und methodisch reflektiert vorzugehen. Im Übrigen bleibt es nicht ohne inneren Widerspruch, wenn Mattioli Hannah Arendt dafür kritisiert, dass sie dem faschistischen Italien die »eigentlich totalitären Züge« absprach und es in eine Reihe mit den autoritären Regimen in Portugal, Ungarn und Spanien stellte (S. 59), um dann an anderer Stelle

48 Vgl. zur Einordnung in die tatsächlichen Dimensionen und Verhältnisse nur *Marie-Janine Calic*, *Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert*, München 2010, S. 137–173, insb. S. 169f. und 173.

49 Vgl. auch die stark differierenden und kaum miteinander zu vereinbarenden Zahlenangaben bei *Asserate/Mattioli*, *Der erste faschistische Vernichtungskrieg*, S. 10, 20f., 28f. und 124–126.

von einer Franco-Diktatur zu sprechen, »die viel mit dem Mussolini-Regime gemeinsam hatte« (S. 152). Insgesamt geben die von Mattioli angeführten Tatsachen gewiss keinen Anlass zu der Befürchtung, die Italienische Republik – die ganz davon abgesehen ja auch noch Probleme ganz anderer Qualität zu bewältigen hat – werde von einer »Aufwertung des Faschismus« in ihren Grundfesten bedroht.

#### IV. ARCHITEKTUR UND STÄDTEBAU

Der Regensburger Ordinarius Franz J. Bauer liefert mit seiner Monografie über »Rom im 19. und 20. Jahrhundert« bewusst keine umfassende Stadtgeschichte.<sup>50</sup> Er konzentriert sich vielmehr auf den Bereich der Stadtplanung und Architektur, auf die Entwicklung des äußeren Stadtbilds, und möchte »zeigen, wie das heutige Rom entstanden ist, als urbaner Organismus wie als Ort kollektiver Erinnerung und symbolischer Konstruktion von Identität« (S. 15). Das Ergebnis ist eine ebenso lesenswerte wie gut lesbare Synthese einer abundanten, vor allem italienischen Literatur, die gleichermaßen als historische Untersuchung, als Handbuch zur Stadtentwicklung Roms wie auch als mit Engagement und Emphase geschriebener Reiseführer benutzt werden kann. Dabei kommen sozialgeschichtliche Aspekte nicht zu kurz, so wenn verschiedentlich auf das Schicksal der römischen Unterschichten eingegangen wird, die entweder im Zuge der fortlaufenden Innenstadtsanierung kurzerhand entfernt, in periphere Vorstadtgebieten umgesiedelt oder schlicht sich selbst überlassen wurden und in Barackenlagern und frühen Slums vegetierten, oder die, aus den umliegenden Regionen als billige Arbeitskräfte angelockt, unter ganz ähnlichen Umständen irgendwie in Rom überleben mussten: Für die einfache Arbeiterbevölkerung oder gar für die subproletarischen Schichten wurde von den kommunalen und staatlichen Behörden zu keiner Zeit in angemessener Weise geplant und gebaut. Die Planung eilte den Realitäten stets hinterher, und die Züge einer Metropole der »Dritten Welt«, die Teile von Roms Außenbezirken heute kennzeichnen, lassen sich in Ansätzen schon in das Rom der liberalen und der faschistischen Ära zurückverfolgen. Besonders deutlich wird erneut, dass der Faschismus sich gesellschaftspolitisch allein an den Wünschen der Oberschichten orientierte: Die Reihe der *governatori*, der Mussolini persönlich unterstehenden Stadtregenten Roms, eröffnete mit Filippo Cremonesi, der bereits im liberalen Rom Bürgermeister war, ein Industrieller, der »die Interessen der Haus- und Grundeigentümer, der Unternehmer und der Finanzkreise bediente«; ihm folgten im Amt des *governatore* mit der kurzzeitigen Ausnahme des faschistischen Multifunktionärs Giuseppe Bottai ausschließlich Fürsten aus der römischen Hocharistokratie (S. 222f.).

Das unter wissenschaftlichem Gesichtspunkt zentrale Thema, das Bauer aufzeigt und variiert, bildet generell die vielfältige Kontinuität zwischen dem liberalen und dem faschistischen Rom. So waren die großen Straßendurchbrüche und die *sventramenti*, die »Ausweidungen« von Altstadtbezirken, keine Spezialität der faschistischen Rompolitik; sie charakterisierten vielmehr die stadtplanerischen Bemühungen seit 1870. Die Freilegung und Konservierung antiker und christlicher Monumente, die Hinzufügung monumentaler Architekturkomplexe für Zwecke staatlicher Verwaltung und nationaler Repräsentation, auch konkret die Prachtboulevards rund um den Kapitolshügel oder die geplante Ausdehnung der Stadt in Richtung auf das Meer verbanden die städtebaulichen Anstrengungen und Visionen von 1870 bis 1943, ebenso wie große Teile des dazu eingesetzten Personals an Architekten und Stadtplanern den scheinbaren Bruch von 1922/25 (wie

<sup>50</sup> Franz J. Bauer, Rom im 19. und 20. Jahrhundert. Konstruktion eines Mythos, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2009, 352 S., geb., 34,90 €. Faktisch behandelt der Band die Zeit von 1870 bis 1942/43.

auch den von 1943/48) überdauerten. Die Rompolitik des Faschismus zielte Bauers Urteil zufolge nicht in grundsätzlich neue Richtungen, sie übersteigerte eher vorhandene Ansätze, schritt stärker vom nationalen zum imperialen Anspruch fort und berief sich dabei unablässig auf das Beispiel des antiken Römischen Reichs, dem es nachzueifern galt. Rom, »der Kapitale«, sollte dabei »in Selbstbewusstsein und Selbstdarstellung des neuen Regimes eine alles überragende Rolle zufallen« (S. 199). Stilistisch unterscheidet Bauer in der Architekturpolitik des faschistischen Regimes am Beispiel Roms drei, bei allem relativ pluralistischen Nebeneinander vorwaltende Phasen – Mussolinis Sprunghaftigkeit und Uneindeutigkeit wird auch anhand dieses Sujets erkennbar. Nach einer bruchlosen Anknüpfung an den monumentalen Eklektizismus der liberalen Ära, den Bauer als eigentümlich stillos und beliebig empfindet, sei in der ersten Hälfte der 1930er Jahre eine Umorientierung auf den Rationalismus der klassischen Moderne erfolgt, dem wiederum um 1935/36 ein erneuter, nicht zuletzt ideologischen Ausdrucksbedürfnissen entspringender Schwenk hin zu »schwer lastende[n], wuchtige[n] Baukörper[n] aus hermetisch sich verschließendem, von Fenstern nur sparsam durchbrochenem Mauerwerk« gefolgt sei. Bauer verbindet mit dieser dritten Phase mitsamt ihrer »frappierende[n] Anklänge an den nationalsozialistischen Reichskanzlei- und Reichsparteitagstil« seine grundsätzliche Einschätzung eines tief greifenden Wandels des Regimes:

»Die späten 1930er waren die Jahre der innenpolitischen Verhärtung und Radikalisierung der faschistischen Diktatur und des immer engeren Anschlusses Italiens an das Deutschland Hitlers – von der ›Achse Rom-Berlin‹ 1936, dem Staatsbesuch des ›Führers‹ in Rom und den Rassegesetzen nach deutschem Muster im Jahr 1938 bis zum ›Stahlpakt‹ von 1939 eine Allianz des Verbrechens, die Mussolinis Italien schließlich mit in den Abgrund des Zweiten Weltkriegs riss« (S. 248).

Die Resultate der faschistischen Bautätigkeit beurteilt Franz J. Bauer mit erstaunlicher Unvoreingenommenheit: »Für den Historiker ist es eine professionelle Herausforderung, das Objektivitätsgebot auch gegenüber den kulturellen Hervorbringungen eines verwerflichen Regimes in Anschlag zu bringen.« Eine »dogmatische Verurteilung des Stadtbbaus als Akt des Vandalismus [...] nur aus ideologisch-moralisierendem Eifer« lässt Bauer jedenfalls nicht gelten (S. 244). Er versteht die faschistische, in der Tradition der liberalen Vorgängerregierungen stehende Umgestaltung Roms vielmehr als ein Element nachholender Modernisierung, die nicht nur im stadtplanerischen Bereich weithin erfolgreich, sondern auch architektonisch in formaler und ästhetischer Hinsicht vielfach gelungen sei, was sich etwa am Beispiel des Foro Mussolini (heute Foro Italico) oder dreier von vier 1933 bis 1935 errichteten neuen Postämtern nachvollziehen lasse. Die monumentalen Überreste der für 1942 geplanten Weltausstellung *Esposizione Universale di Roma* (EUR), die sich im Süden Roms noch heute besichtigen lassen, bezeichnet Bauer gar ganz unbefangen als »beeindruckend eigenständig«, »ästhetisch überzeugend«, »faszinierend« und »atemberaubend«, von »magische[r] Suggestivkraft«; dem kubischen Gebäude des *Palazzo della Civiltà Italiana* nähere man sich »am besten nachts, wenn es, magisch illuminiert, über dem EUR beinahe zu schweben scheint« (S. 278–280; 292; 298).

Gewiss weist Bauer an anderer Stelle deutlich darauf hin, dass die Architektur »dem Regime als Mittel zur monumentalen Manifestation der faschistischen Idee und Identität, zur Gewinnung und Befestigung des gesellschaftlichen Konsenses und darüber hinaus auch zur politischen Erziehung der Massen« diene. In erster Linie erkennt er aber in der Bauwelt des faschistischen Regimes, deren Resultate bis heute die italienische Halbinsel überziehen – »wohl kein anderer Staat hat in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr politische Energie in öffentliche Bauten jedweder Art und Bestimmung gelenkt als das faschistische Italien« –, den Ausweis des Faschismus als eines Phänomens nicht des Rückschritts, sondern des Fortschritts. Damit habe er »in der Tradition einer ausgesprochen modernisierungsgeneigten Strömung der bürgerlichen Eliten des Landes« gestanden, »welche

gerade angesichts der Entwicklungsverzögerung im 19. Jahrhundert in forciertem Industrialisierung und beschleunigtem Wachstum die einzige Chance Italiens sahen, sich als ›späterer‹ Nationalstaat in der internationalen Mächtekonkurrenz zu behaupten« (S. 200f.). Mit dieser Interpretation setzt sich Bauer vom Mainstream der deutschsprachigen Faschismusforschung ab. Gleichzeitig ordnet Bauer die Bauten des Faschismus ansatzweise in den Zusammenhang der internationalen National- und Staatsarchitektur ein und gelangt zu dem Ergebnis, dass es verfehlt wäre, von einem spezifisch faschistischen Baustil der 1930er Jahre zu sprechen. Öffentliches Bauen erfolgte generell überwiegend im monumental-repräsentativen, klassizistischen Formenkanon »mit mächtig aufstrebenden Steinfassaden oder reichlicher Verwendung majestätischer Säulenfronten«, von den USA bis zur UdSSR, in Demokratien, autoritären und totalitären Staaten gleichermaßen: »Die 1930er Jahre waren stilgeschichtlich einer gemeinsamen Internationale der ›monumentalen Ordnung‹ verpflichtet« (S. 295f.).

Einen interpretatorischen Gegenpol zu Bauers Arbeit bietet ein von Aram Mattioli und Gerald Steinacher herausgegebener Sammelband über »Architektur und Städtebau im Italien Mussolinis«. <sup>51</sup> Die Herausgeber verbinden die »seltsame Faszination«, die davon seit einigen Jahren ausgehe, mit einem »rechtsgerichtete[n] Geschichtsrevisionismus«. Einschätzungen von Baukomplexen wie dem einstigen Foro Mussolini als »architektonischem Meisterwerk«, das »einer positiven Neubewertung unterzogen werden« solle, seien »wissenschaftlich unhaltbar« und »bizarrr«, »weil sie die im Faschismus realisierte Architektur konsequent aus ihren hochpolitischen Entstehungskontexten herauslösen« (Vorwort, S. 9f.). Gewiss spricht auch Mattioli von »Avantgarde-Architekten«, welche in Italien »zum Teil atemberaubende Bauwerke entwarfen, die bis heute als Zeugnisse der italienischen Moderne bewundert werden«; auch habe Mussolini »das öffentliche Bauen als einen Motor gesellschaftlicher Veränderung« eingesetzt (S. 14f.). Doch müsse dieses Schaffen aus historischem Blickwinkel als »zentraler Bestandteil einer totalitären Gesellschaftsutopie« analysiert und in die faschistische Zielsetzung der »Um- und Neugestaltung der italienischen Gesellschaft« eingeordnet werden, die »seit 1936 gar um eine »anthropologische Revolution« und die Erschaffung eines neuen Menschentyps« erweitert worden sei. Mussolinis Architektur- und Städtebaupolitik habe »stets im Dienst konkreter bevölkerungs-, sozial-, innen- und machtpolitischer Ziele« gestanden; der Diktator »setzte die Architektur gezielt ein, um zu verführen, zu beeindrucken und einzuschüchtern« (S. 14f.; 34f.). Selbst wenn der Duce »die zurückgebliebene Infrastruktur des Landes auf den neuesten Stand bringen und die visionäre Gestaltungskraft, Leistungsfähigkeit und ›Modernität‹ des faschistischen Regimes« habe »unter Beweis stellen« wollen, so könne man äußerstenfalls »von einer Moderne ohne wirkliche Modernität ausgehen oder aber von einer vorgetäuschten Modernität« (S. 16 mit Anm. 18 auf S. 37). Jedenfalls müssten Architektur und Städtebau des Faschismus »künftig vermehrt in ihren politischen Entstehungs- und Funktionskontexten analysiert werden«, lasse sich »die zum Teil bemerkenswerte formal-ästhetische und praktisch-funktionale Qualität der faschistischen Architektur« nicht »von ihrem verwerflichen ideologischen und politischen Inhalt abstrahieren« (S. 35f.).

Wie das konkret umzusetzen sei, exemplifiziert Mattioli selbst am Beispiel der imperialen Raumordnung in Italienisch-Ostafrika, speziell des dortigen Straßen- und Städtebaus: »Stadtplanung war hier Herrschaftsmittel und diente der Durchsetzung der neuen faschistischen Gesellschaft.« Das bemerkenswerte modernistisch-urbanistische Ensemble des eritreischen Asmara etwa müsse man »als stadtgewordenen Rassismus und Relikt faschisti-

<sup>51</sup> Aram Mattioli/Gerald Steinacher (Hrsg.), Für den Faschismus bauen. Architektur und Städtebau im Italien Mussolinis (Kultur – Philosophie – Geschichte, Bd. 7), Orell Füssli Verlag, Zürich 2009, 406 S., geb., 29,90 €.

schen Reichsdenkens« begreifen (S. 342 und 347). Mit einem insgesamt geringerem Maß an Rigorismus behandeln die anderen Autoren des Bandes Themen wie die Stadtgründungen in den trockengelegten Pontinischen Sümpfen südlich von Rom, die Anfänge des Autobahnbaus im faschistischen Italien, ausgewählte einzelne Bau- und Umgestaltungsprojekte des Regimes oder die monumentalen totenburgartigen Bauwerke in den 1918/19 von Österreich-Ungarn neu erworbenen Grenzgebieten des Königreichs Italien, in die die Überreste der Gefallenen des Ersten Weltkriegs überführt und dort der politisch aufgeladenen nationalen Erinnerung dienlich gemacht wurden. Im Ganzen bestätigen die Beiträge die Beobachtungen Franz J. Bauers zur eminenten Bedeutung öffentlichen Bauens für das faschistische Regime, zu den drei aufeinanderfolgenden Phasen jeweils bevorzugter Architekturstile, aber auch zu dem relativen Pluralismus verschiedener Stile und Architektenschulen, der sich nicht so ohne Weiteres in einen Gegensatz von Traditionalisten und Modernisten zwingen lässt, wenn auch den Ersteren die zentralen staatlichen Repräsentationsbauten vorbehalten waren, während Letztere überwiegend auf Funktionsbauten wie Bahnhöfe, Postämter und Parteigebäude in der Provinz beschränkt blieben. Beachtlich erscheinen die Hinweise von Jonas Briner auf die Vielzahl von Architekturwettbewerben im Zusammenhang mit öffentlichen Ausschreibungen, deren Entwürfe und Ergebnisse in der faschistischen Öffentlichkeit breit und kontrovers diskutiert wurden und die möglicherweise als eine Art Surrogat für die mangelnde politische Partizipation in der Diktatur dienten, und auf die partielle Einbindung unterschiedlicher, auch rationalistischer Architekten(-gruppen) unter Ausschluss von Extrempositionen bei den Projektvergaben als einer typischen Form faschistischer Konsensbildung (S. 161–188). Unter sozialgeschichtlichem Aspekt wiederum bemerkenswert ist die Erwägung Daniela Spiegels (S. 111–136), Mussolini sei aus Gründen seiner auf Konsens abzielenden Politik im Laufe der 1930er Jahre vor einer stärkeren Förderung der modernistischen Architektur zurückgeschreckt, denn »hätte er fortan tatsächlich ausschließlich die Modernisten gefördert, hätte dies die einflussreiche bürgerliche Oberschicht verstimmt, die den substanziellen Kern des Regimes bildete und die Moderne als Staatsarchitektur mehrheitlich ablehnte« (S. 123).

Der bereits mit verschiedenen Arbeiten zur stalinistischen und zur nationalsozialistischen Architektur und Stadtgestaltung hervorgetretene Berliner Architektursoziologe und Stadtplaner Harald Bodenschatz (S. 45–64) hält noch einmal fest, dass von einem einheitlichen faschistischen Städtebau keine Rede sein könne, und betont generell die Offenheit des Regimes für unterschiedliche kulturelle Strömungen; im Übrigen verweist er auf die Tatsache, dass für die öffentlichen Bauten im faschistischen Italien im Gegensatz zur Sowjetunion und zum ›Dritten Reich‹ keine Zwangsarbeiter herangezogen wurden. Insgesamt beurteilt er die Frage der Einschätzung faschistischer Bautätigkeit und ihrer Bewertung aus heutiger Sicht äußerst differenziert und abgewogen: Die Architektur im faschistischen Italien sei in keiner Weise durch außergewöhnliche Monumentalität gekennzeichnet gewesen, weder im Verhältnis zur vorherigen Bautätigkeit in Rom und Italien noch im internationalen zeitgenössischen Vergleich. Außerdem müsse man bei allen Beurteilungen baulicher Hinterlassenschaften zwischen den Produkten selbst und den Produktionsverhältnissen, unter denen sie entstanden seien, analytisch unterscheiden. Im Städtebau einer Diktatur seien nicht allein Herrschaft, Unterdrückung und Terror zu erkennen. Gerade im Faschismus mitsamt seinen »meist übersehenen Anstrengungen hinsichtlich einer Modernisierung der verkehrs-, stadttechnischen und sozialen Infrastruktur« sei es auch um »die Herstellung von kultureller Hegemonie« gegangen, um »das Werben um Konsens und Vertrauen seitens breiter Teile der Bevölkerung, insbesondere der neuen Mittelschichten, die von der Diktatur profitierten«. Die »zahlreichen neuen Infrastrukturanlagen passen nicht in das oft gezeichnete Bild einer starren, stagnativen, nur rückwärts orientierten Staatsform und werden oft ausgeblendet«. Bei einer Sichtweise, die die Pro-

duktion von Konsens und damit auch die Konsolidierung der Diktatur in den Blick nehme, sei es »keineswegs selbstverständlich, dass der Städtebau negativ codiert werden muss«.

»Städtebau sollte faszinieren, begeistern, zum Konsens animieren, was eine entsprechende Gestaltung und Nutzung voraussetzte. Die Form war also keineswegs vor allem als Unterdrückung konzipiert [...] und sie war auch nicht einfach populistisch. [...] Mit der schönen Form sollten die Anstrengungen zur Modernisierung der Infrastruktur ins rechte Bild gesetzt werden. Die Form war nicht nur Show und Schein, sondern nützte vor allem denjenigen Schichten, die von der Politik des Regimes profitierten.«

Die aufstrebenden Mittelschichten, vor allem die zahlenmäßig stark zunehmenden Angestellten der staatlichen oder halbstaatlichen Institutionen, fanden ihre Arbeitsplätze und Wohnungen in den neuen Bauten, deren auf Konsens zielende Form »noch heute oder heute wieder Zustimmung produziert«. Der repressive Charakter der Diktatur sei dagegen »weniger in der einschüchternden Form als in den Verhältnissen der Produktion dieser Form zu finden, etwa in der Beseitigung der kommunalen Autonomie und der Ausbürgierung der Stadtarmut«. Aus der Sicht des Architektursoziologen schließlich könnten und müssten die Hinterlassenschaften des faschistischen Städtebaus »auch hinsichtlich ihrer Gebrauchsqualität für heute und morgen diskutiert werden«. Sie seien »mehr als ein Erinnerungsraum: Sie sind auch ein Lebensraum [!] von heute« (S. 60–62).

Eine willkommene und unschätzbare Ergänzung zu den letztlich doch unzureichend illustrierten Bänden von Bauer und Mattioli/Steinacher bildet die eindeutig monumentale und faszinierende, im Folioformat mehrere Kilogramm schwere Dokumentation »Städtebau für Mussolini«, die von einer kleinen Autorengruppe unter der Leitung von Harald Bodenschatz erarbeitet wurde.<sup>52</sup> Der Impetus des Unternehmens ergibt sich aus der Feststellung, es sei,

»unabhängig davon, wie jeweils Modernisierung definiert wird, [...] unübersehbar, dass das faschistische Regime in vielerlei Hinsicht, auch in Architektur, Städtebau beziehungsweise Infrastruktur, Modernisierungsprozesse nicht nur geduldet, sondern aktiv angeschoben hat – Prozesse, die man durchaus als diktatorische Modernisierung bezeichnen muss, um überhaupt den Charakter der Diktatur verstehen zu können« (Einleitung, S. 9f.).

Die Darstellungstexte des mit zahlreichen, oft farbigen Fotografien, zeitgenössischen Abbildungen und Plänen opulent ausgestatteten Bandes befassen sich ausführlich mit den Projekten zur Umgestaltung Roms und ihrer Umsetzung, mit den Neustadtgründungen im Agro Pontino und andernorts in Italien, mit dem faschistischen Städtebau und der Architektur in den größeren Städten Italiens und kursorisch auch in den italienischen Überseegebieten, von den Inseln des Dodekanes über Albanien und Libyen bis nach Italienisch-Ostafrika. Zusätzlich bietet der Band reflektierende Texte zu den Produktionsverhältnissen des Städtebaus und seinen Produkten im Sinne der von Bodenschatz vorgeschlagenen Differenzierung, zur Rezeptionsgeschichte und zu den institutionellen und legislativen Bedingungen von Städtebau und Architektur im faschistischen Italien. Es handelt sich um ein Grundlagenwerk, das nicht zuletzt aufgrund seines präzisen dokumentarischen Duktus und der instruktiven Abbildungen Maßstäbe setzt und dem Leser die Gelegenheit verschafft, sich selbst ein Urteil zu bilden.

52 Harald Bodenschatz (Hrsg.), Städtebau für Mussolini. Auf der Suche nach der neuen Stadt im faschistischen Italien (Schriften des Architekturmuseums der Technischen Universität Berlin, Bd. 4), DOM publishers, Berlin 2011, 519 S., geb., 98,00 €. – Der Band enthält (S. 218–285) auch eine ausführliche, von der Verfasserin selbst erstellte Zusammenfassung der Dissertation von Daniela Spiegel, Die Città Nuove des Agro Pontino im Rahmen der faschistischen Staatsarchitektur, Petersberg 2010.



## V. LÄNDERKUNDE, GESELLSCHAFT, POLITISCHES SYSTEM

Abschließend seien einige aktuelle Werke annotiert, die nicht primär zeitgeschichtlich orientiert sind, sich aber mit ihrer sozial- und politikwissenschaftlichen, ökonomischen und geografischen Schwerpunktsetzung dazu eignen, strukturelle Grundlagen für eine Beschäftigung mit der Gegenwartsgeschichte Italiens aufzuzeigen und damit als willkommene Hilfsmittel zu dienen. Da ist zunächst die wissenschaftliche Länderkunde zu Italien aus der Feder von Klaus Rother und dem inzwischen verstorbenen Franz Tichy zu nennen, die in ihrem Ursprung auf eine 1985 erschienene Arbeit zurückgeht, die zum Jahr 2000 vollständig neu bearbeitet wurde und nun in einer aktualisierten Auflage vorliegt.<sup>53</sup> Es handelt sich um ein reich bebildertes, mit vorzüglichen farbigen Karten und zahlreichen Tabellen, Schaubildern und Statistiken ausgestattetes Grundlagenwerk mit einem deutlichen geografischen Schwerpunkt, dessen Abschnitte zu geschichtlichen Entwicklungen und politischen Strukturen eher zu vernachlässigen sind. Stattdessen liefert der Band umfassende Informationen zu Staatsgebiet und Naturraum, Bevölkerung und Städten, Landwirtschaft, Industrie und Dienstleistungen sowie einige knappe thematische Beiträge zur italienischen Familie, zu »Mode – ein Glanzstück Italiens« (man mag zuerst staunen, doch gibt gerade dieser kleine Aufsatz einen Hinweis auf die ständig steigende Zahl chinesischer Klein- und Kleinstfirmen im Bereich der Textilproduktion etwa in der Provinz Prato, deren ökonomische Rolle und soziale Problematik es in geschichtswissenschaftliche Arbeiten noch nicht geschafft haben) sowie zur Mezzogiorno- und zur Europapolitik Italiens. Den einzigen Einwand gegen den Band liefert die Tatsache, dass viele statistische Daten und Zahlenangaben im Text aus den 1960er und 1970er Jahren stammen und neuere Werte oft nur in einem Nachsatz hinzugefügt werden. Indes sind gerade die entsprechenden Fakten beispielsweise zur industriellen Entwicklung seit dem späten 19. Jahrhundert einschließlich der Verweise auf zeitgenössische Spezialliteratur für den Historiker von unverändertem Nutzen. Allein schon zur Weitung der Perspektiven sei der Band allen an Italien interessierten Geschichtswissenschaftlern nachdrücklich empfohlen.

Ein Sammelband über »das politische Italien«<sup>54</sup> geht auf ein Themenheft der Zeitschrift »Der Bürger im Staat« über Italien zurück, das 2010 von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg herausgegeben wurde<sup>55</sup> – interessierte Leser mögen lieber auf das reichlicher, farbig und qualitativ besser illustrierte Original zurückgreifen, zumal die Buchausgabe die darin enthaltenen Aufsätze unverändert bis hin zu den sachlichen und sprachlichen Fehlern übernommen hat. Der Band umfasst neben einem Überblicksartikel von Malte König über den Faschismus (S. 69–95) Beiträge von deutschen und italienischen Autoren zu Mezzogiorno und organisierter Kriminalität, zu Italien als Einwanderungsland, Parteiensystem und politischer Kultur, Berlusconi, dem schwierigen Prozess der Föderalisierung Italiens, zu Frauenrollen, schließlich zu gegenseitiger Wahrnehmung und Stereotypen im italienisch-deutschen Verhältnis und zur insgesamt erfolgreichen Integrationsgeschichte italienischer Migranten in Deutschland. Teilweise mit kaum veränderten Texten derselben Autoren zu denselben Themen, doch insgesamt tiefschürfender, umfangreicher und mit einem breiteren Themenspektrum präsentiert sich ein aktueller »Länderbericht Italien«, der von der Bundeszentrale für politische Bildung vertrieben wird.<sup>56</sup> Er soll Kontinuität und Wandel der italienischen Republik über die Zäsur von

53 Klaus Rother/Franz Tichy, *Italien* (Wissenschaftliche Länderkunden), Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2., überarb. Aufl., Darmstadt 2008, X + 238 S., geb., 44,90 €.

54 Siegfried Frech/Boris Kühn (Hrsg.), [Das politische] *Italien*. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur, Wochenschau Verlag, Schwalbach im Taunus 2012, 350 S., kart., 16,80 €.

55 *Der Bürger im Staat* 60, 2010, H. 2.

56 Karoline Rörig/Ulrich Glassmann/Stefan Köppl (Hrsg.), *Länderbericht Italien*, Bonn 2012.

1992/94 herausarbeiten – von der »Zweiten Republik« habe aufgrund ihrer vielfältigen Verflechtungen mit der »Ersten Republik« »weder ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit noch eine Erneuerung der italienischen Demokratie erwartet werden« können (S. 461) – und enthält, überwiegend aus der Feder italienischer Autoren, zusätzliche Aufsätze etwa zu den historischen Voraussetzungen des heutigen Italien, zum Verhältnis von Religion und Gesellschaft, zu Familie, Jugend, Bildung und Ausbildung, Wirtschaft, Finanzpolitik und Wohlfahrtsstaat, ferner zur Rolle der Justiz und wiederum zum Komplex »Mafia und organisierte Kriminalität«, zu dem beide Sammelbände weitaus fundierter Auskunft geben als sämtliche oben besprochenen zeitgeschichtlichen Arbeiten. Nützlich ist ein konziser Abriss zur jüngsten Vergangenheit der italienischen Außen-, Sicherheits- und Europapolitik von Carlo Masala, dem zufolge die enge Anlehnung der Italienischen Republik an die Vereinigten Staaten als Schutzmacht von allen politischen Parteien des demokratischen Spektrums als Teil der italienischen Staatsräson betrachtet wird; Masala betont darüber hinaus die starke Kontinuität und beeindruckende Beständigkeit italienischer Außenpolitik über den mehrfachen Wechsel zwischen Mitte-links- und Mitte-rechts-Regierungen seit Anfang der 1990er Jahre hinweg. Die Herausgeber konstatieren in ihrem Fazit drei miteinander verwobene Problembereiche, die die jüngste Entwicklung Italiens ebenso wie die Geschichte der Republik seit 1948 kennzeichneten und die sich darüber hinaus bis in die Phase der Nationalstaatsgründung zurückverfolgen ließen: die Ineffizienz und Ineffektivität der öffentlichen Institutionen, die strukturellen Schwächen der italienischen Wirtschaft und die daraus resultierende Verschuldung des gesamtstaatlichen Haushalts sowie die sich teilweise noch vertiefenden gesellschaftlichen Spaltungen (S. 459). Die Herausforderungen, vor denen Italien stehe, seien gewaltig; es könnten vorerst nur die Probleme formuliert, keine Lösungen angeboten werden.

In ähnlicher Weise betont der Politikwissenschaftler Helmut Drüke in der nunmehr dritten, stark erweiterten und aktualisierten Auflage seines Buchs zu Wirtschaft, Gesellschaft und Politik Italiens, das sich aus bescheidenen Anfängen 1986 zu einem Standardwerk entwickelt hat<sup>57</sup>, Italien stehe im Vergleich mit anderen entwickelten Industrieländern vor besonders brisanten Herausforderungen. »Wenn das Land auf den bisher eingeschlagenen Pfaden bleibt, könnten sie neue Verschärfungen bestehender wirtschaftlicher, sozialer und politischer Probleme nach sich ziehen« (S. 389). Drükes Werk bietet im Kern profunde Informationen zu allen denkbaren Bereichen der wirtschaftlichen Grundlagen und Entwicklungen des Landes, zur sozialen Gliederung der Bevölkerung und den sozialpolitischen Einrichtungen und Akteuren, zum politischen System<sup>58</sup> insbesondere in seiner Ausprägung nach dem Umbruch von 1992/94, ferner zum Bildungswesen und den Informations- und Kommunikationsmedien Italiens. In seinen Schlussüberlegungen führt Drüke die drängendsten ungelösten Probleme auf: die Südfrage, die Zukunftsfähigkeit hinsichtlich der wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit und des gesellschaftlichen Zusammenhalts, die demografisch ungünstige Bevölkerungsstruktur mit zunehmender Überalterung, ein fragwürdiges Sozialmodell, das auch gut ausgebildeten Jugendlichen wenig Zugang zu adäquaten Arbeitsplätzen bietet, alarmierende Rückstände in der Innovationstätigkeit, eine unbewegliche und defizitäre Energie- und Umweltpolitik sowie nicht zuletzt auch eine »unterentwickelte politische Kultur«. Hier zählt Drüke eher zu den Alarmisten, wenn er konstatiert, in den letzten 15 Jahren sei »ein Rückschritt in der Qualität des politischen Systems und der Demokratie eingetreten«. An der Spitze werde »seit 1994 ein autoritärer Populismus mit Orientierungen und Verhaltensweisen gepflegt, die mit der Errungenschaft der Demokratie westlicher Prägung nicht vereinbar sind«; das politische System werde sich

57 Helmut Drüke, *Italien. Wirtschaft – Gesellschaft – Politik*, VS Verlag, 3., erw. u. aktual. Aufl., Wiesbaden 2012, 439 S., kart., 34,95 €.

58 Vgl. dazu auch Stefan Köppl, *Das politische System Italiens. Eine Einführung*, Wiesbaden 2007.



»von seiner Aushöhlung erholen müssen« (S. 398f.). Wenigstens bestreitet er nicht, dass das möglich ist. Die Zukunft wird erweisen, ob die systemstrukturell orientierten Sozial- und Politikwissenschaftler mit ihrer Betonung der unbewältigten Probleme Italiens oder die vor einem erfahrungsgeschichtlichen Hintergrund urteilenden Historiker mit ihrem Vertrauen auf die vielfach unter Beweis gestellte Problemlösungskapazität der *Repubblica Italiana* der Gegenwart des Landes eher gerecht werden.

## VI. AUSBLICK

In welche Richtung könnte, in welche Richtung sollte sich vielleicht die künftige Beschäftigung der Zeitgeschichtsforschung im deutschsprachigen Raum mit Italien in nächster Zeit entwickeln? Einige Zielpunkte scheinen unabweislich. So demonstriert der in den hier besprochenen Arbeiten weiterhin zu konstatierende Schwerpunkt auf der Ära des Faschismus – inhaltlich im engeren Sinne wie auch gleichsam als Fluchtpunkt der Mehrzahl der Darstellungen – eindringlich die Notwendigkeit, auch das liberale Italien und die Zeit seit 1943/48 verstärkt in den Blick zu nehmen. Während sich die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit der Italienischen Republik aus leicht einsichtigen Gründen ohnehin mit fortschreitender Zeit intensivieren wird und die Vielfalt möglicher Themen hier offensichtlich ist, bedarf es beharrlicher und kontinuierlicher Anstöße, um die Geschichte des jungen italienischen Nationalstaats von 1861/70 bis 1922 nicht vollends aus dem Fokus der Geschichtswissenschaft diesseits der Alpen zu verlieren: Nicht allein als Beispiel eines nationalstaatlichen Entwicklungspfad im Europa des Imperialismus sowie des Ersten Weltkriegs und seiner Nachwirkungen und schon gar nicht als bloße Vorgeschichte des Faschismus, sondern unter der leitenden Fragestellung, welche Chancen und welchen Eigenwert dieses liberale Italien im Hinblick auf sein politisches und gesellschaftliches System, seine wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung hatte, verdient das Königreich Italien vor 1922 eine neue, unbefangene und offene Betrachtung; der letztlich willkürliche Unterschied zwischen Neuester und Zeitgeschichte sollte dabei kein Hindernis darstellen. Gerade im europäischen Kontext und in der Gegenüberstellung insbesondere mit Deutschland, Frankreich und Großbritannien, aber auch mit Spanien, würden sich für diesen Zeitraum der italienischen Geschichte, dessen Bearbeitung durch deutsch(sprachige) Forscher(innen) derzeit praktisch ruht<sup>59</sup>, vielfältige Perspektiven eröffnen.

Methodisch wird eine Ausweitung von der im Vorstehenden zu verfolgenden Konzentration auf die politische und Sozialgeschichte auf Aspekte der Kultur- und Mentalitätengeschichte unausweichlich sein.<sup>60</sup> Ebenso scheint der Trend zu vergleichenden oder verflechtungs- und transfergeschichtlich vorgehenden Studien, insbesondere zu Deutschland und Italien, ungebrochen: Dagegen lässt sich gegenwärtig nicht gut argumentieren; einige der hier vorgestellten Arbeiten lassen aber die Warnung vor einer möglichen Überforderung einzelner Forscher(innen) angesichts zu gewagter und überdimensionierter Projekte nicht unangebracht erscheinen. Als Mindestkriterium für solche Unternehmen erscheinen eine präzise, zielführende Fragestellung sowie eine inhaltliche und auf die Menge des zu bearbeitenden Materials bezogene strikte Eingrenzung des Untersuchungsfelds angebracht. Ohnehin stellt möglicherweise eine auf Italien beschränkte Arbeit gleich welcher Thema-

59 Vgl. etwa das Verzeichnis von bei der Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens gemeldeten laufenden Qualifikationsarbeiten unter URL: <[www.uni-saarland.de/lehrstuhl/clemens/ag-italien/forschung.html](http://www.uni-saarland.de/lehrstuhl/clemens/ag-italien/forschung.html)> [20.3.2014], das überhaupt nur am Lehrstuhl von Oliver Janz in Berlin einschlägige Projekte aufführt.

60 Vgl. dazu bereits *Oliver Janz*, Das symbolische Kapital der Trauer. Nation, Religion und Familie im italienischen Gefallenenkult des Ersten Weltkriegs, Tübingen 2009.

tik schon eine hinreichende Herausforderung dar. Zudem kann ein sinnvoller Vergleich eigentlich erst erfolgen, wenn für beide oder gar alle Vergleichsobjekte eine annähernd kompatible Basis an Erkenntnissen vorliegt. Die reichliche Verwendung des Zauberworts »transnational« allein macht jedenfalls noch keine gute Untersuchung aus. Gewiss sind Anstrengungen zu einer Überwindung nationalstaatlich begrenzter Horizonte und zur Einbeziehung europäischer Perspektiven immer zu begrüßen. Doch die vorrangige und vorgängige, konzentrierte Erforschung von Problemen allein der italienischen Geschichte kann, wie insbesondere die Dissertationen von Frauke Wildvang und Tobias Hof erweisen, zu brauchbareren und nachhaltigeren Ergebnissen führen als die heillosse Verstrickung in transnationale Perspektiven.

Der Faschismus steht weiterhin im Zentrum der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung zu Italien. Dabei erscheint die Tendenz einer zunehmenden Verengung der Perspektive einerseits auf die kriegerisch-expansiven und rassistischen Tendenzen des faschistischen Regimes, andererseits auf dessen vermeintlich vorwaltende Gemeinsamkeiten mit der nationalsozialistischen Diktatur bedenklich, zumal der Vergleich mit dem Nationalsozialismus gegenwärtig durchweg nicht ergebnisoffen vorgenommen wird, sondern dem expliziten Ziel dient, im Sinne eines »generischen« Faschismusbegriffs eine Art Zwillingshaftigkeit der beiden Regime aufzuzeigen, von der tatsächlich nicht die Rede sein kann. Dabei bietet das faschistische Italien an sich schon eine Fülle von offenen Forschungsfragen, denen zunächst einmal unabhängig von der Entwicklung im Deutschen Reich und von den deutsch-italienischen Beziehungen nachzugehen wäre: Wie verhält es sich mit der offenbar sehr kontrovers beurteilten, aber nirgends intensiv diskutierten Frage nach dem Verhältnis von Faschismus und Moderne und nach der Rolle von Modernisierung für den Faschismus?<sup>61</sup> Wie stand es um die soziale Grundierung der faschistischen Herrschaft, von welcher Beschaffenheit war der viel zitierte, faktisch jedoch primär vom Regime selbst propagierte Konsens der Bevölkerung? Vom antifaschistischen Widerstand, von Gegnerschaft gegen Mussolinis Politik in den Reihen von Partei, Militär und Verwaltung oder auch nur vom Dissens großer Teile der Bevölkerung ist in den hier besprochenen Arbeiten kaum je die Rede. Wie funktionierte überhaupt der faschistische Staat? Weder Wolfgang Schieder's bloße Chiffre von der »als charismatisch anzusehende[n] Führerherrschaft« noch Hans Wollers Eingeständnis, »restlos überzeugende Antworten« auf die Frage, »was die faschistische Diktatur denn eigentlich gewesen sei«, könne es nicht geben, führen da wirklich weiter.<sup>62</sup> Konkrete, quellengesättigte und reflektierte Untersuchungen zu dem »neuen Menschen«, den Mussolini und seine faschistischen Meinungsmacher im Munde führten, stehen in deutscher Sprache ebenso aus wie Studien zur Realität der Vorbereitung des Regimes auf den großen Krieg, auf den es angeblich so versessen war. Auf diesen Feldern ist Raum für eine Fülle von Detailstudien, die dann wiederum als Grundlage eines unvoreingenommenen Vergleichs mit der Entwicklung im nationalsozialistisch beherrschten Deutschen Reich dienen können, aber nicht müssen.

Eine mindestens so große und sinnvolle Aufgabe wie der Vergleich zwischen Faschismus und Nationalsozialismus stellt im Übrigen die Einordnung des faschistischen Regimes in die Kontinuität der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung Italiens im Gesamt-

61 Nur um das Problem zu verdeutlichen, seien zwei Aussagen von Wolfgang Schieder aus den Jahren 2009 und 2005 zitiert, die der Berichterstatter nicht leicht auf einen Nenner zu bringen vermag: »Trotz seiner scheinbar rückwärtsgerichteten Ideologie war der italienische Faschismus ein Projekt der Moderne« (*Mattioli/Steinacher*, Für den Faschismus bauen, S. 68); »Man sollte [...] aufhören, dem Faschismus weiterhin ein Modernisierungspotential zu unterstellen« (*Schieder*, Faschistische Diktaturen, S. 375).

62 *Schieder*, Mythos Mussolini, S. 32 (vgl. auch *ders.*, Der italienische Faschismus, S. 9f.); *Woller*, Geschichte Italiens, S. 187.

zusammenhang des 20. Jahrhunderts dar, wie sie Hans Woller am Beispiel der Industrialisierungs- und Wirtschaftspolitik eindrucksvoll vorführt. Ob Sozial-, Steuer-, Arbeitsmarkt- oder Bildungspolitik, Verwaltung, Polizei und Militär, das Verhältnis von Kirche und Staat oder der Umgang von Regierungen und Parteien mit der Rückständigkeit des Südens und mit dem organisierten Verbrechen, ob die Institution des *trasformismo* oder insbesondere die Außenpolitik des italienischen Nationalstaats: Überall finden sich Ansatzpunkte, die Frage von Kontinuität und Bruch zwischen liberalem, faschistischem und republikanischem System aufzuwerfen und spezifisch italienische Pfade zu verfolgen<sup>63</sup>, ohne den Blick zwanghaft auf die scheinbare Affinität zur Entwicklung in Deutschland zu richten. Von zusätzlichem Nutzen würden Regional- und Lokalstudien sein, aber auch Untersuchungen zu Personen, Parteien und gesellschaftlichen Organisationen über ereignisgeschichtliche Einschnitte hinweg. Eine engagierte und motivierte Zeitgeschichtsforschung zu Italien im 20. Jahrhundert, der immer auch die Aufgabe von Transfer und Synthese der Ergebnisse einschlägiger italienischer und internationaler Forschungen zukommen wird, steht jedenfalls vor einer Fülle von reizvollen Herausforderungen.

---

<sup>63</sup> Unter diesen Aspekten darf mit Spannung die Gesamtdarstellung zur italienischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert unter dem Titel »Von Napoleon zu Berlusconi« erwartet werden, die von Oliver Janz angekündigt wird.

Annemone Christians/Nicole Kramer

## Who Cares?

### Eine Zwischenbilanz der Pflegegeschichte in zeithistorischer Perspektive

Von den einstigen Ansätzen einer eher affirmativen und methodisch wenig reflektierten Berufsgeschichte ist die Geschichte der Pflege heute weit entfernt. Drei Richtungen der Fortentwicklung lassen sich dabei deutlich erkennen: 1. Konzentrierten sich die ersten Studien meist noch auf einzelne Krankenschwestern und deren Verdienste um die Krankenpflege, hat sich der Fokus inzwischen geweitet. Nicht nur, dass die Pflegenden mittlerweile umfassend sozialhistorisch untersucht und ihre Arbeitsbedingungen sowie ihr Arbeitsalltag dokumentiert worden sind.<sup>1</sup> Die Beschäftigung mit Pflege hat damit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Institution Krankenhaus geleistet, vor allem deren Innenleben beleuchtet. Mehr noch geht es auch um die Gepflegten und deren Angehörige, wobei hierfür wichtige Impulse von der medizinhistorischen Patientengeschichte ausgingen.<sup>2</sup> Je mehr die Forschung den relationalen Charakter von Pflege ernst nahm, desto mehr öffnete sie sich gesellschaftsgeschichtlichen Fragestellungen. 2. Die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus, insbesondere mit der Mitwirkung von Pflegekräften an der Verfolgungs- und Vernichtungspolitik im ›Dritten Reich‹, hat ein Bewusstsein für das Gewaltpotenzial und damit für die Ambivalenz pflegerischen Handelns gefördert. Diese zunächst empirisch induzierte Reflexion hat in den Konzepten Michel Foucaults ihr theoretisches Rüstzeug gefunden. Die Analyse von Praktiken und Techniken der Disziplinierung hat sich auch jenseits der Forschung zur NS-Herrschaft als Grundfrage etabliert.<sup>3</sup> 3. Die ersten Pflegehistorikerinnen betrieben insofern bereits früh Frauengeschichte, als sie die persönlichen und beruflichen Emanzipationsbestrebungen von Krankenschwestern nachzeichneten. Mithin feierten sie ihre Protagonistinnen als Protofeministinnen und übersahen dabei geflissentlich deren Bemühungen, traditionelle Gesellschaftsverhältnisse zu stabilisieren.<sup>4</sup> Mittlerweile wich die eher identifikatorische Frauen- nicht nur einer kritischeren Geschlechtergeschichte, vielmehr ist die Pflege ein Feld, auf dem sich Historiker – insbesondere in den angelsächsischen Ländern – intersektionaler Ansätze bedienen und nach dem Zusammenspiel verschiedener Differenzkategorien, wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität und auch Religion fragen.<sup>5</sup>

1 Sabine Braunschweig, Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), *Pflege – Räume, Macht und Alltag*, Beiträge zur Geschichte der Pflege, Chronos Verlag, Zürich 2006, 302 S., kart., 24,80 €, S. 9–13.

2 Zum Ansatz der Patientengeschichte, der auch körpergeschichtliche Fragestellungen integriert, vgl. Eberhard Wolff, Perspektiven der Patientengeschichtsschreibung, in: Norbert Paul/Thomas Schlich (Hrsg.), *Medizingeschichtsschreibung. Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt am Main/New York 1998, S. 311–334.

3 Heinrich Recken, Von Aarau nach Jena. Rückblick und Ausblick auf 16 Jahre Historische Pflegeforschung, in: Andrea Thiekötter/Heinrich Recken/Manuela Schoska u. a. (Hrsg.), *Alltag in der Pflege – Wie machten sich Pflegenden bemerkbar?* Beiträge des 8. Internationalen Kongresses zur Geschichte der Pflege 2008, Frankfurt am Main 2009, S. 27–38, hier: S. 28; Doris Arnold, *Pflege und Macht – Der Beitrag Foucaults*, in: Braunschweig, *Pflege – Räume, Macht und Alltag*, S. 155–164.

4 Patricia D'Antonio, Revisiting and Rethinking the Rewriting of Nursing History, in: *Bulletin of the History of Medicine* 73, 1999, S. 268–290, hier: S. 281.

5 Patricia D'Antonio/Julie A. Fairman/Jean C. Whelan, Introduction, in: *dies.* (Hrsg.), *Routledge Handbook of the Global History of Nursing*, Abingdon/New York 2013, S. 1–8, hier: S. 1. Das

Der folgende Forschungsbericht wird Grundtendenzen und neuere Trends, wie sie sich in diesen kurz skizzierten Entwicklungslinien ankündigen, nachvollziehen. Wir greifen dafür über den Bereich, der sich als historische Pflegeforschung beziehungsweise *nursing history* etabliert hat, hinaus. Bereits 1978 hat die ehemalige Krankenschwester Teresa Christy die »American Association for the History of Nursing«<sup>6</sup> gegründet, die bis heute eine der wichtigsten Periodika der Pflegegeschichte, die »Nursing History Review«, herausgibt. Einen ähnlichen Forschungszusammenschluss gibt es in Großbritannien mit der »History of Nursing Society«<sup>7</sup>, die einer der führenden Ausbildungsstätten des Landes, dem »Royal College of Nursing«, angeschlossen ist.<sup>8</sup> In Deutschland wird Pflege zum einen vonseiten der Medizingeschichte in institutionalisierter Form vor allem am Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart betrieben.<sup>9</sup> Zum anderen entwickelte sich im Zusammenhang mit der in Deutschland eher späten Akademisierung der Pflege ein weiterer von der Medizingeschichte unabhängiger Forscherinnenkreis, was sich in der Gründung der Sektion »Historische Pflegeforschung« innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Pflegewissenschaft niederschlug.<sup>10</sup>

Diese Verbände, Netzwerke und Zeitschriften haben viel dazu beigetragen, eine in geschichtswissenschaftlichen Methoden wesentlich versiertere Generation von Forscherinnen und Forschern herauszubilden. Sie regen regelmäßig selbstreflexive Diskussionen um eine Standortbestimmung der Geschichte der Pflege an, besonders lässt sich das im angelsächsischen Raum beobachten.<sup>11</sup> Allerdings ist die Geschichte der Pflege auch das Anliegen von Historikerinnen und Historikern, die sich Feldern wie dem Gesundheitswesen, dem Wohlfahrtsstaat oder dem der sozialen Arbeit widmen. Besonderes Augenmerk wollen wir auf eine für das 20. Jahrhundert wichtige Erweiterung des Begriffs der Pflege richten. Pflege umfasst sowohl Handlungen aus dem medizinisch-gesundheitsfürsorglichen wie aus dem psychosozialen Bereich. Neben Krankenschwestern und Ärzten geht es auch um Erzieher, Therapeuten, Hebammen, Alten- oder Familienpfleger. Diese thematisch-inhaltliche Erweiterung lässt sich zugleich in einer semantischen Verschiebung greifen, die sich besonders im Englischen nachvollziehen lässt: Pflege versteht sich nicht mehr nur im Sinne von »nursing« als gesundheitsbezogene Betreuung und Versorgung durch professionelle Kräfte.<sup>12</sup> Viel-

Differenzkriterium der Religion macht wiederum die deutschsprachige historische Pflegeforschung sehr stark; vgl. hierfür vor allem die Beiträge von Karen Nolte, zum Beispiel: *Karen Nolte*, Protestant Nursing Care in Germany in the 19th Century. Concepts and Social Practice, in: ebd., S. 167–183.

6 URL: <<http://www.aahn.org>> [30.7.2014].

7 Neben der »History of Nursing Society« gibt es seit 2000 auch die Forschungsstelle des »UK Centre for the History of Nursing and Midwifery« in Manchester, URL: <<http://www.nursing.manchester.ac.uk/ukchnm/>> [17.6.2014].

8 *Monica Baly*, A Brief History of the Royal College of Nursing History of Nursing Society and Its Journal, 1983–1994. Part I – The Early Years, in: *International History of Nursing Journal* 1, 1995, Nr. 2, S. 75–82; *dies.*, A History of the Royal College of Nursing History of Nursing Society: Part II, in: *International History of Nursing Journal* 1, 1996, Nr. 3, S. 61–70.

9 Seit 2005 gibt es das Schwerpunktprogramm »Sozialgeschichte der Pflege« am Robert-Bosch-Institut für Geschichte der Medizin, vgl. URL: <<http://www.igm-bosch.de/content/language1/html/10372.asp>> [17.6.2014].

10 URL: <<http://www.dg-pflegewissenschaft.de/2011DGP/sektionen/pflege-und-gesellschaft/historische-pflegeforschung>> [17.6.2014].

11 *Janet Wilson James*, Writing and Rewriting Nursing History. A Review Essay, in: *Bulletin of the History of Medicine* 58, 1984, S. 568–584; *D'Antonio*, Revisiting and Rethinking the Rewriting of Nursing History; *Celia Davies*, Rewriting Nursing History – Again?, in: *Nursing History Review* 15, 2007, S. 11–28.

12 *Virginia Henderson*, The Concept of Nursing, in: *Journal of Advanced Nursing* 53, 2006, S. 21–31, hier: S. 26.

mehr weitet das sehr viel offenere Konzept der »Care«-Arbeit den Fokus: Die kritische Auseinandersetzung der Genderforschung mit dem Wohlfahrtsstaat hat »care«, verstanden als »activities and relations involved in meeting the physical and emotional requirements of dependent adults and children«<sup>13</sup>, sowohl als sozialpolitische Berücksichtigung unbezahlter Familienarbeit als auch als soziale Dienstleistung konzeptionalisiert. Es geht um Handlungen, die auf die Befriedigung individueller, teils intimer Bedürfnisse im gesundheitsfürsorglichen ebenso wie im sozialen Bereich zielen. Kennzeichnend sind der direkte Kontakt und die relationale Dimension. Eine solche Definition bezieht professionelle Pflegenden ebenso ein wie ungelernete Kräfte und die Hilfe durch Familienangehörige und Freunde. Dieser Zugang ermöglicht Pflege als grundlegende soziale Handlung zu begreifen, ist sich aber zugleich der geschlechtsspezifischen Codierung als Reproduktionsarbeit bewusst und fragt danach, inwieweit sich eine Verlagerung in andere Bereiche der Gesellschaft feststellen lässt.

Der folgende Forschungsbericht wird zeigen, dass Pflege nicht mehr nur ein Thema von und für Spezialisten ist. Das Themenfeld weist über das Interessengebiet der Pflegepraktiker und auch der Medizingeschichte hinaus. Für frühere Epochen mag dies schon seit geraumer Zeit gelten, doch auch für die Geschichte des 20. Jahrhunderts lässt sich mittlerweile eine ähnliche Entwicklung konstatieren. »Pflege« ist in zentrale zeithistorische Themenfelder wie Krieg, Rassismus und Gewalt, aber auch Armut, Gesundheit, Familie, Erziehung, Behinderung, Alterung oder Wohlfahrtsstaat integriert.

Das erste Kapitel ist Überblicks- und Einführungswerken gewidmet, mit denen sich die Pflegegeschichte als eine Forschungsperspektive sichtbar macht. Im zweiten Kapitel stehen berufs- und institutionengeschichtliche Arbeiten im Mittelpunkt. Gefragt wird, inwieweit sich dieser eher traditionelle Zugang inzwischen auch kritisch und theorieversiert versteht. Der dritte Teil blickt auf Forschungsliteratur, die Pflege als einen Machtraum analysiert. Das Spannungsverhältnis von Pflege, Kontrolle und Gewalt steht hier im Zentrum. Schließlich sollen im vierten Abschnitt Studien behandelt werden, die den Fokus weiten und sich über die Krankenpflege hinaus der »Care«-Arbeit widmen, die durch die demografische Alterung, aber auch durch den Wandel von Vorstellungen, wie behinderte und hilfsbedürftige Menschen leben können sollten, an Bedeutung gewann. Zur Diskussion stehen dabei die Frage nach der Rolle des Wohlfahrtsstaats und das Verhältnis zwischen privat-familiärer und öffentlich-staatlicher Pflege. Zeitlich umfasst der Forschungsbericht die Neuzeit und trägt damit dem zäsurübergreifenden Interesse der Pflegegeschichte Rechnung. Als Zeithistorikerinnen möchten wir jedoch vor allem diskutieren, welche Erschließungskraft die Forschung zur Pflege für das Verständnis des 20. Jahrhunderts als »Zeitalter der Extreme« hat. Denn Heilen und Helfen waren und sind eng verknüpft mit Kontrollieren, Einschränken und Töten. Dem Umgang mit Kranken und Krankheit liegt eine Steuerungs- und Selektionsfunktion inne, ebenso wie eine definitivische Hoheit über die Abgrenzung von Normalität zum »Abnormalen«. Der Pflege kommt damit auch für die Beschäftigung mit den großen sozialgeschichtlichen Topoi des 20. Jahrhunderts – wie Ex- und Inklusionsprozessen und Social Engineering – ein analytisches Potenzial zu, dem wir anhand der besprochenen Studien nachspüren.

## I. ÜBERBLICKE UND GRUNDLAGEN

Die Organisation pflegegeschichtlicher Forschung im deutschsprachigen Raum spiegelt sich auch in den Publikationen. Wichtiger Treffpunkt sind die seit 1992 stattfindenden

13 *Mary Daly/Jane Lewis, The Concept of Social Care and the Analysis of Contemporary Welfare States*, in: *British Journal of Sociology* 51, 2000, S. 281–298, hier: S. 285.

Internationalen Kongresse zur Geschichte der Pflege, die jedoch im Wesentlichen von Wissenschaftlern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz bestritten werden und deren Ergebnisse sich in Sammelbänden niederschlagen.<sup>14</sup> Wie die Pflegegeschichte insgesamt decken diese ein breites Spektrum ab, ziehen sich über Epochengrenzen und umfassen verschiedene Länder. Der von Sabine Braunschweig herausgegebene Titel »Pflege – Räume, Macht und Alltag« zeigt, wie sehr sich die Forschung von der einstmaligen auf klassische Krankenpflege konzentrierten Perspektive gelöst hat. Die einzelnen Beiträge geben Einblick in die Herausbildung des Berufs der Röntgenschwester (Monika Dommann, S. 107–120) am Anfang des 20. Jahrhunderts, der durch den Einsatz von moderner Technik Prestige versprach, sowie in den Alltag der Gruppe psychiatrischer Pflegekräften (Dorothe Falkenstein, S. 95–106), worunter viele Männer waren. Untersuchungen wie die zu den Hauspflegerinnen (Bettina Racine-Wirz, S. 121–128), die in den 1950er Jahren in der Schweiz als eine Mischung aus Krankenschwester und Hausangestellte tätig wurden, um teure Krankenhausaufenthalte zu vermeiden, deuten die Erweiterung der medizinisch-gesundheitsfürsorglichen Tätigkeiten um soziale Komponenten an. In Karen Noltes Beitrag (S. 165–174) lernt man Pflegenden, konkret Diakonissen im 19. Jahrhundert, als Seelsorger kennen, die Sterbende religiös begleiteten und dabei wenn nötig auch normativen Druck ausübten, um den günstigen Moment für Bekehrung zu nutzen. Die von der Autorin ausgewerteten Briefe, die die Diakonissen ans Mutterhaus schrieben und in denen sie von ihrer Arbeit berichteten, erweisen sich als bemerkenswerte Quelle für die Frage nach Tod und Religion.<sup>15</sup> Patrick Bernhard widmet sich einer pflegehistorisch bisher wenig beachteten Gruppe: den Zivildienstleistenden (S. 141–154).<sup>16</sup> Ihre Bedeutung schlägt sich nicht nur zahlenmäßig nieder (sie stellten 1990 immerhin 12 % der Vollzeitbeschäftigten in Einrichtungen, ein Zehntel von ihnen blieb nach der Dienstzeit im Sozialsektor). Zudem trieben sie als Außenstehende, die eine gewisse Lust hatten, bestehende Verhältnisse zu hinterfragen, den Reformprozess in Heimen maßgeblich voran. Dies galt für die Zeit um 1968 ebenso wie für die späteren Jahrzehnte, sodass dieser Veränderungsdrang eher lebenszyklisch als generationell erklärt werden kann.

Synthetisierende Beiträge bleiben in den Sammelbänden generell leider eher knapp oder fallen ganz weg. Fest steht: An spannenden empirischen Befunden fehlt es nicht, sie müssen jedoch mehr auf ihre Bedeutung für den Zugang der Pflegegeschichte hin befragt werden. Ansatzpunkte für eine Konzeptualisierung der Geschichte der Pflege zeichnen sich dabei deutlich ab: Inwieweit sorgen die selbstreflektierende Art vieler Pflegenden und die Dokumentationsforderungen ihrer Tätigkeit für eine charakteristische Quellengrundlage, die Einblick in den Pflegealltag, aber auch in die Lebensumstände kranker, alter und sterbender Menschen gibt? Welche Perspektiven eröffnet eine Pflegegeschichte, die sich als Gesellschaftsgeschichte von Krankheit, Behinderung, Abhängigkeit und Tod versteht? Wie solch eine Standortbestimmung, die zugleich eine Reflexion über Methoden und Merkmale des pflegehistorischen Zugangs ist, aussehen kann, haben die englischsprachi-

14 Braunschweig, *Pflege – Räume, Macht und Alltag*. Vgl. auch Elisabeth Seidl/Ilsemarie Walter (Hrsg.), *Rückblick für die Zukunft. Beiträge zur historischen Pflegeforschung*, Wien/München etc. 1998; Thiekötter/Recken/Schoska, *Alltag in der Pflege*.

15 Vgl. auch Karen Nolte, *Pflege von Sterbenden im 19. Jahrhundert. Eine ethikgeschichtliche Annäherung*, in: Susanne Kreuzer (Hrsg.), *Transformationen pflegerischen Handelns. Institutionelle Kontexte und soziale Praxis vom 19. bis 21. Jahrhundert*, Göttingen 2010, S. 87–108.

16 Hintergrund des Aufsatzes ist die Studie von Patrick Bernhard, *Zivildienst zwischen Reform und Revolte. Eine bundesdeutsche Institution im gesellschaftlichen Wandel 1961–1982*, München 2005. Darin geht es jedoch eher um die Ursprünge, Anfänge und Veränderung des Zivildienstes und weniger um ihre Wirkung auf die Einrichtungen, in denen die Kriegsdienstverweigerer tätig waren.



gen Kolleginnen vorgemacht.<sup>17</sup> Erst jüngst haben drei führende Pflegehistorikerinnen aus den USA ein Handbuch herausgegeben, das Pflege in eine globalhistorische Perspektive rückt. Ein solcher Fokus überrascht nicht, verfolgt man die weltgeschichtliche Ausrichtung der Geschichtswissenschaft. Der Band von Patricia D'Antonio, Julie A. Fairman und Jean C. Whelan zeugt von einer sehr produktiven Einschreibung in den neuesten historiografischen Trend. Das Thema »Pflege«, so die Herausgeberinnen, zwingt dazu, die Globalgeschichte von der Ebene der Diskurse auf die der Praktiken zu bringen, und zeigt, wie sich Nationalgrenzen überschreitende Ideen- und Wertetransfers lebensweltlich niederschlugen. Das Interesse für die Tätigkeit der Pflegenden sensibilisiert für die gegenseitige Beeinflussung kolonialer und indigener Gesundheitsregimes, die sich spätestens am Krankenbett kreuzten. Die globalhistorische Herausforderung ermuntert schließlich dazu, erneut über die kulturelle Bedingtheit von Pflegepraktiken und -standards nachzudenken, vor allem die Bedeutung religiöser Rahmungen (auch jenseits christlicher Traditionen) zu untersuchen.

Überlegungen zur Konzeption der Pflegegeschichte finden sich auch in der Quellensammlung zur Geschichte der Krankenpflege, ein von der Robert Bosch Stiftung gefördertes Projekt, das der Pflegegeschichte mehr Präsenz in der Lehre geben soll.<sup>18</sup> Die Autorinnen und Autoren zielen dabei weniger auf die fachhistorische Lehre als auf die pflegewissenschaftliche Ausbildung, was sich insofern auf die Gestaltungskriterien auswirkt, als die Kommentierung großes Gewicht auf allgemeinesgeschichtliche Erläuterungen legt. Die Quellen reichen von Ordnungen, Dienstanweisungen, Protokollen von Schwesternkonferenzen bis hin zu Artikeln aus Zeitschriften und Auszügen aus Oral-History-Interviews. Die beiden letztgenannten Quellengruppen sind in jüngerer Zeit als besonders wertvoll für die (zeitgeschichtliche) Pflegeforschung erkannt worden.<sup>19</sup> Insgesamt sind die Quellen fünf thematischen Teilbereichen zugeordnet: Religion und Ethik, berufliche Entwicklung, Alltag, Geschlechterverhältnisse sowie Eugenik und Nationalsozialismus. In dieser Auswahl lässt sich ansatzweise ein Forschungsprogramm erkennen, das traditionelle Schwerpunkte mit neuen verbindet. Besonders überzeugend ist dies, wenn es um die Analyse von Geschlechterverhältnissen geht, wobei die Kategorie »Gender« nicht nur altbekannte Fragen nach der Verweiblichung der Pflegeberufe anleitet<sup>20</sup>, sondern ebenso solche nach der Funktion und den Problemen von Männern in dieser Profession.<sup>21</sup>

Die einschlägigen Pflegeexperten, die für die genannten Arbeiten verantwortlich zeichnen, haben 2009 einen weiteren, zweisprachigen Sammelband vorgelegt. Das Buch mit

17 D'Antonio/Fairman/Whelan, Routledge Handbook. Ein früheres Beispiel ist *Ellen Condliffe Lagemann* (Hrsg.), *Nursing History: New Perspectives, New Possibilities*, New York 1983. Hier wird die durch die Geschlechtergeschichte angeregte Neuorientierung der Pflege diskutiert.

18 Sylvelyn Hähner-Rombach (Hrsg.), *Quellen zur Geschichte der Krankenpflege*. Mit Einführungen und Kommentaren, Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main 2008, 739 S. + 1 CD-ROM, geb., 34,00 €. Die Quellen sind auf der beiliegenden CD-ROM einsehbar, während im Band nur die Kommentierungen und Überblicksartikel publiziert sind.

19 Eva-Maria Ulmer, Eine Schwester und ihre Zeitschrift: Elsa Fleischmann, geb. Hilliger, in: Thiekötter/Recken/Schoska, *Alltag in der Pflege*, S. 263–273; Nadine Rauner, Die Entwicklung der Fachzeitschriften für Krankenpflege vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis 1945 am Beispiel der »Deutschen Krankenpflege-Zeitung«, in: ebd., S. 275–291, hier: S. 289; Mathilde Hackmann, Interviews in der historischen Pflegeforschung, in: *Pflege* 12, 1999, S. 28–33.

20 Susanne Kreuzer, Vom »Liebesdienst« zum modernen Frauenberuf. Die Reform der Krankenpflege nach 1945, Frankfurt am Main/New York 2005; Andrea Bergler, Von Armenpflegern und Fürsorgeschwestern. Kommunale Wohlfahrtspflege und Geschlechterpolitik in Berlin und Charlottenburg 1890 bis 1914, Stuttgart 2011.

21 Vgl. Hähner-Rombach, *Quellen zur Geschichte der Krankenpflege* (CD-ROM), Dokumente IV 5, IV 10 und IV 11.



dem Titel »Alltag in der Krankenpflege: Geschichte und Gegenwart« ist ebenfalls aus einer Tagung hervorgegangen, der »Zweiten Internationalen Tagung zur Pflegegeschichte« des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, schafft es jedoch durch eine bündelnde Einführung, dem Risiko der »Verinselung« einzelner Beiträge zu entgehen.<sup>22</sup> Sylvelyn Hähner-Rombach eröffnet darin zwei große Bezugsräume: Zu Untersuchungen der Arbeitsmilieus zählt sie Bereiche wie die Gemeinde- und Hauspflege, Spezialeinrichtungen, die Psychiatriepflege und die Pflege im Ausland; Analysen zu Auswirkungen auf Arbeitsalltag und Berufsverständnis bezieht sie zum einen auf Krankheitsfolgen bei den Pflegenden selbst, zum anderen auf deren Erwartungen an eine Karriere oder berufliche Erfüllung. Hähner-Rombach erschafft damit ein konzeptionelles Gerüst, in dem sich zwischen den folgenden Beiträgen fruchtbare Bezüge herstellen lassen. So machen die Aufsätze zur häuslichen Krankenpflege christlicher Wohltätigkeitsvereine in England in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Stuart Wildman, S. 47–62) und zur Gemeindepflege durch Diakonissen der Henriettenstiftung nach dem Zweiten Weltkrieg (Susanne Kreutzer, S. 81–100) spannende Parallelen der Selbstwahrnehmung – zwischen Abhängigkeit und Eigenständigkeit – deutlich. Weitere Aufsätze legen fragwürdige Anwerbepraktiken zur Anstellung südkoreanischer Schwestern in chronisch unterversorgten Krankenhäusern in der Bundesrepublik der 1960er Jahre frei (Ulrike Winkler, S. 169–182) oder widerlegen Wahrnehmungen der Pflege als Kostenfaktor ohne sichtbare Erfolge. John C. Kirchgessner (S. 281–308) kann zeigen, dass Krankenpflegende des Universitäts-Hospitals von Virginia in den späten 1940er bis 1960er Jahren einen deutlichen Anteil am erwirtschafteten Einkommen des Hospitals hatten.

Das Thema »Pflege« beschäftigt nicht nur die (historische) Forschung, sondern stellt in jüngerer Zeit ein bedeutendes politisches Diskussions- und Handlungsfeld dar. Aus Anlass der Reformdiskussion um die Pflegeversicherung zeigte das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité im Jahr 2011 eine Ausstellung zu Geschichte und Alltag der Krankenpflege. In der Kürze des dazu erschienenen Ausstellungskatalogs bietet die Herausgeberin Isabel Atzl eine Tour de Force durch 200 Jahre Pflegegeschichte.<sup>23</sup> Neben Fotografien von Exponaten der Ausstellung – Schätze aus der medizinhistorischen Sammlung der Charité – enthält der schmale Band einen gegenwartsbezogenen, programmatischen Ansatz. Er will die Bedeutung der Pflege anhand der Entwicklung ihrer Anforderungsprofile und Kernkompetenzen konturieren und stärken. Vor dem Hintergrund eines sich in Zukunft massiv erweiternden Pflegebedarfs, der im scharfen Kontrast zu gegenwärtigen Gehalts- und Anstellungssituationen steht, ist der Titel des Ausstellungskatalogs damit als implizite Anklage zu verstehen: Who cares?

## II. BERUFS- UND INSTITUTIONENGESCHICHTE: ZWISCHEN IDENTITÄTSBILDUNG UND KRITISCHER AUFARBEITUNG

Zwei Bereiche fanden in der jüngeren deutschen Pflegegeschichtsforschung zunehmende Beachtung: die Professionalisierung der Kranken- und Altenpflege sowie deren Alltags- und Erfahrungsperspektive. Die jeweils entstandenen Untersuchungen verbindet das Interesse, der Pflege eine eigenständige Berufsgeschichte zuzuerkennen. Anfang der 2000er Jahre sahen Medizinhistoriker wie Wolfgang Woelk hierin noch ein markantes For-

<sup>22</sup> Sylvelyn Hähner-Rombach (Hrsg.), *Alltag in der Krankenpflege. Geschichte und Gegenwart/Everyday Nursing Life, Past and Present* (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 32), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2009, 307 S., kart., 45,00 €.

<sup>23</sup> Isabel Atzl (Hrsg.), *Who cares? Geschichte und Alltag der Krankenpflege*, Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main 2011, 127 S., kart., 19,90 €.

schungsdesiderat<sup>24</sup>, dessen sich seither jedoch angenommen wurde. Einige dieser neueren Arbeiten betrachten die Entwicklungsetappen der Pflege hin zu einem eigenständigen Berufsfeld und schreiben eine Erfolgs- oder zumindest Etablierungsgeschichte fest.<sup>25</sup> Dabei ist die historisch-wissenschaftliche Beschäftigung als Teil des beobachteten Professionalisierungsprozesses zu sehen – und wurde bereits selbst zum Untersuchungsgegenstand.<sup>26</sup>

Im Fokus der berufsgeschichtlichen Arbeiten standen vor allem die Verwissenschaftlichung der Pflegearbeit sowie die spannungsreiche Entwicklung, innerhalb derer Pflege von einer überwiegend religiös motivierten Tätigkeit zu einer weltlichen wurde. Einen wichtigen Beitrag leistete hier Christoph Schweikardt mit seiner 2008 erschienenen Habilitationsschrift.<sup>27</sup> Ihm geht es insbesondere um das Verhältnis des preußischen Staats zum Pflegewesen, das er erstmalig und in einer »longue durée« von Anfang des 19. Jahrhunderts bis etwa 1914 in den Blick nimmt. Er setzt den staatlichen Umgang mit der Krankenpflege in Relation zu deren beruflicher Konturierung und Modernisierung. Er legt frei, dass die ungünstige politisch-rechtliche Verortung des Pflegewesens außerhalb der traditionellen Heilberufe fast über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg eine starke Entwicklungsbremse darstellte. Als »unproduktiver« Kostenfaktor hatte die Pflege im preußischen Medizinalwesen zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen niedrigen Rang – trotz ihrer wahrnehmbaren Bedeutung für die Patienten.<sup>28</sup> Die Lücke, die das staatliche Desinteresse hinterließ, füllte zunächst die konfessionelle Krankenpflege. Mehrere Versuche, die (weltliche) Pflege durch staatliche Anerkennung – der Ausbildung, des Berufsstands – aufzuwerten und neben dem »heilenden« Medizinalwesen zu qualifizieren, scheiterten. Erst nach den Krisenerfahrungen zum Beispiel durch die Choleraepidemie der 1870er Jahre offenbarten sich Ende des 19. Jahrhunderts deutliche Missstände im staatlichen Medizinalwesen, die den politischen Reformdruck erhöhten. Die Einführung eines staatlichen, jedoch fakultativen Examens nach einem Jahr der Krankenpflegeausbildung im Jahr 1907 bedeutete schließlich einen Teilerfolg. Sie markiert einen wichtigen Professionalisierungsschritt, setzte allerdings nur einen Minimalstandard. Christoph Schweikardts umsichtige Darstellung, die sowohl den Blick auf England als Mutterland und Vorbild des »nursing« miteinbezieht als auch den Anteil des Ärztestands an der schleppenden Anerkennung der Pflege auslotet, endet am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Zwar waren bis

24 Vgl. Wolfgang Woelk, Rezension von Birgit Panke-Kochinke (Hrsg.), Die Geschichte der Krankenpflege (1679–2000). Ein Quellenbuch, Frankfurt am Main 2001, in: sehepunkte 2, 2002, Nr. 3, URL: <<http://www.sehepunkte.de/2002/03/2846.html>> [17.6.2014].

25 Aus den seit 2000 erschienenen Publikationen zur Pflegegeschichte im deutschsprachigen Raum vgl. unter anderem Gabriele Dorffner, »... ein edler und hoher Beruf«. Zur Professionalisierung der österreichischen Krankenpflege, Strasshof 2000; Dorothe Falkenstein, »Ein guter Wärter ist das vorzüglichste Heilmittel ...«. Zur Entwicklung der Irrenpflege vom Durchgangs- zum Ausbildungsberuf, Frankfurt am Main 2000; Silvia Käppeli, Vom Glaubenswerk zur Pflegewissenschaft. Geschichte des Mit-Leidens in der christlichen, jüdischen und freiberuflichen Krankenpflege, Bern/Göttingen etc. 2004; Margit Sailer, Zukunft braucht Vergangenheit. Die berufspolitische Entwicklung der österreichischen Krankenpflege von 1918–1938, Strasshof/Wien 2003; Marianne Schmidbauer, Vom »Lazaruskreuz« zu »Pflege aktuell«. Professionalisierungsdiskurse in der deutschen Krankenpflege 1903–2000, Königstein im Taunus 2002.

26 Vgl. Heinrich Recken, Stand und Perspektiven der Historischen Pflegeforschung in Deutschland, in: Pflege & Gesellschaft 11, 2006, S. 124–132; Christoph Schweikardt, Entwicklungen und Trends in der deutschen Krankenpflege-Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Medizinhistorisches Journal 39, 2004, S. 197–218.

27 Christoph Schweikardt, Die Entwicklung der Krankenpflege zur staatlich anerkannten Tätigkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Das Zusammenwirken von Modernisierungsbestrebungen, ärztlicher Dominanz, konfessioneller Selbstbehauptung und Vorgaben preußischer Regierungspolitik, Martin Meidenbauer Verlag, München 2008, 339 S., kart., 52,90 €.

28 Ebd., S. 267.

1914 nahezu 200 Prüfungsstationen für Krankenpfleger an konfessionellen und städtischen Krankenhäusern eingerichtet und eine relativ flächige staatliche Anerkennung konfessionellen Pflegepersonals in Preußen erreicht. Zu weiteren, von Pflegeexperten dringlich geforderten Reformen der Ausbildungsdauer und Fortbildung kam es in den Kriegsjahren und Anfang der 1920er Jahre jedoch nicht.

Im Spannungsfeld von konfessioneller Krankenpflege und staatlichem Regelungsanspruch bewegt sich auch die Arbeit von Cornelia Ropers, deren 2010 erschienene Dissertation die katholische Pflegeausbildung in der Sowjetischen Besatzungszone, in der DDR und in der Transformationsphase 1989/90 untersucht.<sup>29</sup> Ropers Studie ergänzt die 2006 veröffentlichten Ergebnisse von Andrea Thiekötter zur staatlichen Krankenschwesternausbildung in der DDR und bietet gleichzeitig eine interessante Vergleichsfolie.<sup>30</sup> Sie zeigt Wechselwirkungen zwischen staatlich vorgegebenen Professionalisierungsschritten einerseits und den Erfahrungen aus der konfessionellen Pflegearbeit andererseits. So konnten die Berliner Ordinariatenkonferenz und die Caritas zum Beispiel durchsetzen, dass im Lehrplan der kirchlichen Pflegeausbildung der Glaubenslehreunterricht im gesamten Untersuchungszeitraum erhalten blieb. Claudia Ropers macht jedoch ebenfalls deutlich, dass die Etablierung und Vereinheitlichung der katholischen Krankenpflegeschulen nur in dem Maße voranschritt, wie es das sozialistische Regime zuließ. Den analytischen Grundfragen der Arbeit – unter anderem nach Gründen für die staatliche Gewährung konfessioneller Pflege – hätte man stellenweise mehr Raum gewünscht. In ihrem dokumentarischen Ansatz liefert die Studie aber detailreiche Einsichten in Professionalisierungs- und Verhandlungsprozesse und überzeugt durch die konsequente methodische Einbindung von Zeitzeugeninterviews mit Pflegeexperten.

Sowohl in Claudia Ropers Untersuchung als auch bei Christoph Schweikardt wird deutlich, dass die Initiativen einzelner Einrichtungen – wie zum Beispiel der Berliner Charité – einen entscheidenden Einfluss auf die Berufsgeschichte der Pflege hatten. Mehrere lokalgeschichtliche Spezialuntersuchungen zu konfessionellen, kommunalen oder universitären Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen haben hierzu institutionengeschichtliche Ergebnisse beigesteuert.<sup>31</sup> Diese sind gerade dann sehr bereichernd, wenn sie das etablierte Narrativ der Pflegeberufsgeschichte – fehlende Anerkennung im 19. Jahrhundert, späte Professionalisierung – mit lokalen Befunden brechen. Zum Beispiel kann Fritz Dross in seiner 2004 zum Düsseldorfer Krankenhauswesen erschienenen Arbeit »Krankenhaus und lokale Politik 1770–1850« zeigen, dass das dortige Schwesternpersonal bereits um 1805 per Statut zum Besuch von Krankenpflegekursen verpflichtet wurde. Hier festigte sich also sehr früh ein – zumindest zeitweiliger – Ausbildungsstandard.<sup>32</sup>

29 Cornelia Ropers, *Katholische Krankenpflegeausbildung in der SBZ/DDR und im Transformationsprozess* (Studien zur kirchlichen Zeitgeschichte, Bd. 4), LIT Verlag, Berlin/Münster 2010, 351 S., kart., 34,90 €.

30 Vgl. Andrea Thiekötter, *Pflegeausbildung in der Deutschen Demokratischen Republik*. Ein Beitrag zur Berufsgeschichte der Pflege, Frankfurt am Main 2006.

31 Vgl. unter anderem Frieder Berres, *150 Jahre Krankenhaus in Königswinter 1845–1995*. Ein Beitrag zur Geschichte der Krankenfürsorge, Siegburg 1995; Eckart Frantz (Hrsg.), *St. Josefs-Krankenhaus Potsdam Sanssouci 1862–2012*. »Die Liebe Christi drängt uns«, Berlin 2012; Kerstin Stockhecke/Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.), *Von Anfang an evangelisch*. Geschichte des Krankenhauses Gilead in Bielefeld, Gütersloh 2013; Traudel Weber-Reich, *Pflegen und Heilen in Göttingen*. Die Diakonissenanstalt Bethlehem 1866 bis 1966, Göttingen 1999; Stefan Wolter, *Geschichte der allgemeinen Krankenhäuser in der Stadt Eisenach*, 2 Bde., Norderstedt 2006.

32 Fritz Dross, *Krankenhaus und lokale Politik 1770–1850*. Das Beispiel Düsseldorf (Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 67), Klartext Verlag, Essen 2004, 400 S., kart., 24,90 €, S. 316f.

Neben der Studie von Dross, deren Fokus auf dem historischen Prozess einer »Erfindung des Krankenhauses« liegt, ist die Bandbreite jüngerer Untersuchungen zu Pflegeinstitutionen groß: Sie reicht von überblickshaften Lesebüchern wie Ernst Peter Fischers Band zur Geschichte der Charité seit 1710 bis hin zu einer detailreichen Studie über eine Teilanstalt der von bodelschwingschen Fürsorgeeinrichtung Bethel, erarbeitet und herausgegeben von Matthias Benad und Hans-Walter Schmuhl.<sup>33</sup>

Der Wissenschaftspublizist Fischer versteht die Beschäftigung mit der Charité als Teil einer Geschichte der modernen Medizin, die er in seinem Beitrag mit großen Schritten durchmisst. Der gefällig geschriebene Abriss von 300 Jahren Medizinal- und Sozialgeschichte orientiert sich an den politischen und wissenschaftlichen Persönlichkeiten, die die Charité prägten. So erscheinen für die ersten 200 Jahre der Hausgeschichte als Entwicklungshelfer insbesondere der preußische König Friedrich Wilhelm I. – Namensgeber des Krankenhauses –, der Arzt Christoph Wilhelm Hufeland sowie Rudolf Virchow, Nestor der medizinischen Wissenschaften. Mit Virchow benennt Fischer überdies den pflegewissenschaftlich relevantesten Akteur der Charité. Virchow forderte bereits 1860 die Qualifizierung einer nicht konfessionellen Krankenpflege. Erst knapp 50 Jahre später wurde diese an der Charité institutionalisiert: Die Gründung einer »Königlichen Schwesternschaft« 1907 als erste Pflegerinnengemeinschaft an einem weltlichen Krankenhaus erfolgte vier Jahre, nachdem mit der »Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands« der deutsche Pionier-Verband für Belange von professionellen Pflegerinnen ins Leben gerufen worden war. Fischer erwähnt ansonsten die prekäre Gehaltssituation der ersten Berufspflegerinnen, geht aber nicht auf weitere Professionalisierungsetappen ein. Die Tiefenbohrungen überlässt er zwei weiteren Bänden, die anlässlich des 300-jährigen Charité-Jubiläums im Jahr 2010 erschienen sind.<sup>34</sup>

Anlass für die historische Untersuchung der »Bethelkolonien« bot deren Neustrukturierung Anfang der 2000er Jahre. Zunächst als Arbeiterkolonie gegründet, entwickelte sich Bethel-Eckardtshaus zu einer wichtigen Teilanstalt der bethelschen Fürsorgegemeinde<sup>35</sup> und zu einem eigenständigen Pflegekomplex. Diesem widmet sich der detailreiche Sammelband von Benad und Schmuhl. Darin werden einerseits strukturelle Aspekte der Anstaltsgründung und -entwicklung erarbeitet, andererseits die einzelnen Arbeitsfelder der dortigen Fürsorge untersucht (vor allem Wohnungslosenhilfe, Fürsorge für Epileptiker und Tuberkulose-Kranke, Psychiatrie, Jugendsozialarbeit, Suchthilfe, Behindertenwerkstätten). So entsteht ein multiperspektivisches Bild der christlich motivierten Anstaltsarbeit von den 1880er Jahren bis in die Gegenwart, das auch Einzelschicksale von Pfleglingen und Unterstützten miteinbezieht. Die Dreiteilung des Bandes in »Grundstrukturen«, »Arbeitsfelder« und »Geschichtlicher Abriss« sorgt für eine gewisse Unübersichtlichkeit. Sowohl die baulichen und organisatorischen Strukturen als auch die Arbeitsfel-

33 Ernst Peter Fischer, *Die Charité. Ein Krankenhaus in Berlin 1710 bis heute*, Siedler Verlag, München 2009, 287 S., geb., 19,95 €; Matthias Benad/Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.), *Bethel-Eckardtshaus. Von der Gründung der ersten deutschen Arbeiterkolonie bis zur Auflösung als Teilanstalt (1882–2001)*, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2006, 640 S., geb., 38,00 €.

34 Johanna Bleker/Volker Hess (Hrsg.), *Die Charité. Geschichte(n) eines Krankenhauses*, Berlin 2010; Karl Max Einhäupl/Detlev Ganten/Jakob Hein (Hrsg.), *300 Jahre Charité – im Spiegel ihrer Institute*, Berlin/New York 2010. Der letztere Band widmet der Krankenpflege ein eigenes, wenn auch kurzes Kapitel.

35 Zur Mutteranstalt Bethel liegen einige Spezialuntersuchungen vor, eine Gesamtdarstellung steht jedoch noch aus. Vgl. Matthias Benad (Hrsg.), *Bethels Mission*, Bd. 1: Zwischen Epileptischenpflege und Heidenbekehrung, Bielefeld 2001; ders. (Hrsg.), *Bethels Mission*, Bd. 3: Mutterhaus, Mission und Pflege, Bielefeld 2003; Nicolas Tsapos, *Wie Frauen zu Patientinnen werden. Soziale Kategorisierung in psychiatrischen Krankenakten der von Bodelschwingschen Anstalten Bethel (1898–1945)*, Frankfurt am Main 2012.

der werden in ihrer chronologischen Entwicklung dargestellt, sodass ein separater geschichtlicher Abriss zunächst irritiert. Er bietet den Autoren jedoch die Möglichkeit, den Einfluss genauer zu vermessen, den »vier politische Systeme, zwei Kriege, zwei Revolutionen und zwei Währungsreformen«<sup>36</sup> auf Bethel-Eckardtsheim nahmen. So gelingt eine präzise Analyse der Anstaltspflege als Mikrokosmos, in dem sich die Beziehung zwischen Pflegenden und Befürsorgten im Laufe des 20. Jahrhunderts stark wandelte. Die großen pflegegeschichtlichen Prozesse – Spezialisierung, Pädagogisierung, Verrechtlichung – vollzieht die Studie empirisch belegt und konkret nach. Dazu dienen ihr Therapiekonzepte in ihrem Wandel, Personalstrukturen und »Pfleglings«-Wahrnehmungen.

Die Beziehungen und Machtgefälle zwischen Pflegenden und den ihnen Anvertrauten rückten jüngst verstärkt in den Mittelpunkt. Obwohl die Gewalt in Heimen spätestens seit der Heimkampagne 1969 auch außerhalb von Fachkreisen kein Geheimnis mehr war<sup>37</sup>, gaben erst Peter Wensierskis Enthüllungsdokumentation »Schläge im Namen des Herren« und die Skandale um das Berliner Canisius-Kolleg sowie die Odenwaldschule Anstoß für eine umfassende (historische) Aufarbeitung.<sup>38</sup> Betroffene meldeten sich zu Wort, um öffentlich das ihnen widerfahrene Unrecht anzuklagen. Aufträge an Historiker, dem nachzugehen und das Ausmaß zu eruieren, folgten; die Studie über das Johanna-Helenen-Heim in Volmarstein ist ein Produkt dieser »von unten« in Gang gebrachten Aufarbeitung. Hans-Walter Schmuhl und Ulrike Winkler, ein erprobtes Forscherteam, das mittlerweile einige Beiträge an der Schnittstelle von Pflege, Disability Studies und Heimerziehung vorgelegt hat<sup>39</sup>, rekonstruieren die Geschichte einer Einrichtung für körperbehinderte Kinder und Jugendliche in den Jahren zwischen 1947 und 1967, die innerhalb des Volmarsteiner Komplexes weit hinter der Klinik und der beruflichen Rehabilitation rangierte, was sich in der schlechten baulichen und personalen Ausstattung bemerkbar machte. Ganz im Sinne der Grundidee von Oral History nutzen sie diese, um das in den Archivalien nicht Dokumentierte zum Vorschein zu bringen: die Perspektive der Kinder und Jugendlichen, vor allem die von ihnen täglich gemachte Erfahrung von physischer und psychischer Gewalt.<sup>40</sup>

Die Autoren verstehen ihre Studie nicht nur als fachhistorischen Beitrag, sondern auch als Medium der Opfer, in dem das Unrecht als solches mit Verweis auf die damalige Rechtslage dokumentiert und anerkannt werden soll. Die Einordnung in größere Kontexte wie durch den knappen Verweis auf die bundesrepublikanische Behindertenpolitik und den

36 *Benad/Schmuhl*, Bethel-Eckardtsheim, S. 20 (Einleitung).

37 *Marita Schölzel-Klamp/Thomas Köhler-Saretski*, Das blinde Auge des Staates. Die Heimkampagne von 1969 und die Forderungen der ehemaligen Heimkinder, Bad Heilbrunn 2010. Zur Wirkung der Heimkampagne auf die Reform der Heime vgl. *Wolfgang Rudloff*, Sozialstaat, Randgruppen und bundesrepublikanische Gesellschaft. Umbrüche und Entwicklungen in den sechziger und frühen siebziger Jahren, in: *Franz-Werner Kersting* (Hrsg.), Psychiatriereform als Gesellschaftsreform. Die Hypothek des Nationalsozialismus und der Aufbruch der sechziger Jahre, Paderborn/München etc. 2003, S. 181–219, hier: S. 207.

38 *Peter Wensierski*, Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik, München 2006. Vgl. zur politischen Diskussion auch: Abschlussbericht des vom Bundestag beauftragten Runden Tisches »Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren«, Berlin 2010, URL: <[http://www.rundertisch-heimerziehung.de/documents/RTH\\_Abschlussbericht.pdf](http://www.rundertisch-heimerziehung.de/documents/RTH_Abschlussbericht.pdf)> [17.6.2014].

39 *Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler*, »Als wären wir zur Strafe hier«. Gewalt gegen Menschen mit geistiger Behinderung – der Wittekindshof in den 1950er und 1960er Jahren, Bielefeld 2012; *dies.* (Hrsg.), Welt in der Welt. Heime für Menschen mit geistiger Behinderung in der Perspektive der Disability History, Stuttgart 2012.

40 *Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler*, Gewalt in der Körperbehindertenhilfe. Das Johanna-Helenen-Heim in Volmarstein von 1947 bis 1967 (Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel, Bd. 18), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2013, 326 S. + 1 CD-ROM, geb., 19,00 €, hier: S. 24f.

Bezug auf Erving Goffmans Konzept der »totalen Institution«<sup>41</sup> geschieht eher dezent. Allerdings gewinnen Schmuhl und Winkler wichtige Einsichten über Bedingungen und Logiken der Gewalt in der Pflege, vor allem dort, wo sie konsequent der Frage nach dem »Warum« nachgehen. Dank ihrer reichen Quellengrundlage können sie zeigen, wie wichtig der Faktor »Personal« war: Durch Krieg und Flucht traumatisierte Schwestern, die für die Arbeit unterqualifiziert waren, trafen dabei auf eine Lehrerin, die besondere Härte gegen Körperbehinderte predigte. Ärzte und Anstaltsleitung interessierten sich kaum für diesen Teil der Anstalt und ignorierten Zeugnisse über Missstände, die es schon früh gab. Ein Instrument wie die Heimaufsicht, die seit 1961 laut dem Jugendwohlfahrtsgesetz auch für die Kinder und Jugendlichen des Johanna-Helena-Heims zuständig war, blieb zunächst ohne Wirkung.

Eine Einzelfallstudie hat freilich einen begrenzten Radius, doch schon jetzt stehen weitere Untersuchungen zur Verfügung und andere werden folgen.<sup>42</sup> Die durch die politische Diskussion in Gang gesetzte Aufarbeitungswelle hat insofern auch einen genuin wissenschaftlichen Nutzen: Türen zu sonst häufig verschlossenen Heimarchiven öffnen sich und Zeitzeugenprojekte sichern die Erfahrungen von ehemaligen Befürsorgten und Pflegern. Zusammengekommen entwickelt sich hier die Grundlage, um eine Synthese der Pflege in Heimen von der Praxis her zu schreiben und nicht wie bisher von der Ebene politischer Vorgaben und Diskurse. Dass diese nur bedingt das Leben in Heimen prägten, zeigen die bereits vorliegenden Studien eindrücklich.

### III. PFLEGE – KONTROLLE, MACHT, GEWALT

Im Umgang mit Kranken und Hilfsbedürftigen werden Pflegekräfte mit deren intimsten Lebensbereichen konfrontiert und haben darauf Einfluss. In der Kranken- oder Altenpflege übernehmen Schwestern und Pfleger zeitweilig oder dauerhaft die Verantwortung für physische und psychische Bedürfnisse, in der psychiatrischen Pflege ist dieses hierarchische Verhältnis noch stärker ausgeprägt. Erst mit der Herausbildung patientenorientierter Pflege-theorien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verfestigte sich der Anspruch, den Unterstützten in seiner individuellen körperlichen und geistigen Integrität weitgehend zu respektieren und in den Pflegeprozess einzubeziehen.<sup>43</sup> Paradigmatische Grundsätze zum Patientenschutz dienen seither als Leitfaden für das Selbstverständnis der Pflege. Ihre tatsächliche Umsetzung in der Praxis ist ein zentraler Bestandteil der gegenwärtigen Pflege-wissenschaft.

41 Zur aktuellen Diskussion um Goffmans Konzept, vor allem die Kritik an seiner eher dichotomischen Unterscheidung zwischen der Welt des Personals und der Welt der Insassen, vgl. zum Beispiel die Beiträge in: *Martin Scheutz* (Hrsg.), »Totale Institutionen« (Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 8, 2008).

42 Vgl. zum Beispiel *Margret Kraul/Dirk Schumann/Rebecca Eulzer* u. a., *Zwischen Verwahrung und Förderung. Heimerziehung in Niedersachsen, 1949–1975*, Opladen/Berlin etc. 2012. Für die Schweiz *Urs Hafner*, *Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt*, Baden 2011; *Sylvelyn Hähner-Rombach*, »Das ist jetzt das erste Mal, dass ich darüber rede ...«. Zur Heimgeschichte der Gustav Werner Stiftung zum Bruderhaus und der Haus am Berg gGmbH 1945–1970, Frankfurt am Main 2013. Zudem sind einige Projekte gestartet worden, wie zum Beispiel das »Interdisziplinäre Forschungs- und Ausstellungsprojekt zur Heimerziehung der Jahre 1953–1973 in Jugend- und Erziehungsheimen des LWV Hessen« an der Universität Kassel und das zeitlich sehr weit gefasste Projekt »Regime der Fürsorge. Geschichte der Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg (1945–1990)« an der Universität Innsbruck.

43 Vgl. *Doris Arnold/Karin Kerstin/Renate Stemmer*, Podiumsgespräch: Pflegewissenschaft im paradigmatischen Diskurs – Bedeutung für das Pflegehandeln, in: *Pflege & Gesellschaft* 11, 2006, S. 170–182.



Pflegen ist Machtausübung. Die spezifische Akteursbeziehung von Pflegendem und Gepflegten produziert zahlreiche Spannungsverhältnisse: von (uneigennütziger) Sorge und (dankbarer) Bedürftigkeit, von existenzieller Dienstleistung und Abhängigkeit, im äußersten Fall von gewaltvoller Entmündigung und Ausgeliefertsein. Gleichzeitig unterliegt jene Machtausübung den veränderlichen Einflüssen von vorherrschenden politischen Strukturen, weltanschaulichen Systemen sowie medizinischen und bevölkerungstheoretischen Erkenntnissen. Darüber hinaus werden Pflegekräfte auch von den Zwängen und Rationalitäten des (institutionellen) Arbeitsumfelds beeinflusst, in dem die Pflege stattfindet – unterliegen also auch dadurch einer Machteinwirkung. Das theoretische Konzept für diese Einordnung stammt von Michel Foucault, auf den die jüngere Pflegewissenschaft deutlich Bezug nimmt. Foucault prägte in seinen gesellschafts-, diskurs- und ordnungstheoretischen Arbeiten Schlüsselbegriffe wie »Biomacht« und »Gouvernementalität« und erfasste damit Machtverhältnisse zwischen Staat, Administration und Gesellschaft im historischen Wandel. Ein Fokus liegt bei Foucault auf Medikalisierung, Devianzforschung sowie staatlicher Bevölkerungspolitik, weshalb seine Theorien in der historischen Pflegeforschung als anschlussfähig gelten.<sup>44</sup>

Der foucaultsche Ansatz findet insbesondere in Arbeiten Anwendung, die sich mit der Pflege als Teil des sozialassistiven, (erb-)biologistischen Verfolgungsapparats im Nationalsozialismus beschäftigen. Sie analysieren die Aushöhlung und Instrumentalisierung der konfessionellen und weltlichen Kranken-, Alten- und vor allem Behindertenpflege in der NS-Biopolitik als drastischste Verzerrung des beschriebenen Machtgefälles.<sup>45</sup> Das foucaultsche Gouvernementalitätsprinzip bietet für die jüngste Arbeit von Thomas Foth das theoretische Gerüst: In seiner 2013 erschienenen Studie »Caring and Killing. Nursing and Psychiatric Practice in Germany, 1931–1943« blickt Foth auf die Mitwirkung von Psychiatrie-Schwestern an den nationalsozialistischen Krankentötungen am Beispiel der Heil- und Pflegeanstalt Langenhorn bei Hamburg. Er untersucht darin unter anderem das System der diakonischen Mutterhäuser als Ausbildungszentren einer einflussreichen Fachelite – der Schwesternschaft –, die im Netzwerk der an der Euthanasie beteiligten Institutionen zentral positioniert war. Im »Dritten Reich« wurde die Pflege damit zum »vital aspect in the government of populations because of its ability to influence the conduct of conduct.«<sup>46</sup> Foth will außerdem verstehen, wie die grundsätzlich philanthropische Bedürftigenhilfe offenbar übergangslos die systematische Ermordung von Schutzbefohlenen internalisieren konnte. Dazu vermisst er das Handlungsfeld, in dem psychiatrische Pflegekräfte während des NS-Regimes agierten: Zum einen wurde es vom Nützlichkeitskalkül und rassenhygienischen Volksgesundheitswahn der Nationalsozialisten bestimmt. Damit steht dieses Handlungsfeld auch im direkten Zusammenhang zur »Volksgemeinschaft«,

44 Vgl. zum Beispiel *Arnold*, Pflege und Macht – Der Beitrag Foucaults; *Bettina Blessing*, »Gepflegte« Normalität? Machtstrukturen in der stationären Krankenpflege um 1900 in Regensburg, in: *Braunschweig*, Pflege – Räume, Macht und Alltag, S. 175–184; *Dave Holmes/Denise Gastaldo*, Nursing as Means of Governmentality, in: *Journal of Advanced Nursing* 38, 2002, S. 557–565. Auch die oben genannte Studie *Dross*, Krankenhaus und lokale Politik 1770–1850, bezieht sich mit ihrer lokalen Analyse einer »Krankenhaus-Erfindung« in Düsseldorf auf Foucaults »Geburt der Klinik« (1963).

45 Vgl. zum Beispiel *Susan Benedict*, Killing while Caring: The Nurses of Hadamar, in: *Issues in Mental Health Nursing* 24, 2003, S. 59–79; *Ulrike Gaida*, Zwischen Pflegen und Töten. Krankenschwestern im Nationalsozialismus. Einführung und Quellen für Unterricht und Selbststudium, Frankfurt am Main 2006.

46 *Thomas Foth*, *Caring and Killing. Nursing and Psychiatric Practice in Germany, 1931–1943*, Universitätsverlag Osnabrück/V & R unipress, Göttingen 2013, 279 S., geb., 44,99 €, S. 56.



die in der jüngeren NS-Forschung ein viel diskutiertes Analyseobjekt darstellt.<sup>47</sup> Zum anderen war es vom Selbstverständnis der (zeitgenössischen) Psychiatrie als Normalisierungs- und Disziplinierungswissenschaft geprägt. Es ist ein großer Vorzug von Foths Arbeit, dass sie die Entgrenzung und Radikalisierung des ›Pflege‹-Handelns im Nationalsozialismus im Kontext der Macht- und Autoritätstechniken in der psychiatrischen Praxis nachvollzieht – und deren kontinuierliche Präsenz weit über die Zäsuren von 1933 und 1945 hinaus freilegt.

Es liegen mittlerweile zahlreiche Studien zur Einbindung der psychiatrischen Pflege in die NS-Patientenmorde vor; mehrere wurden aus dem Impetus regionaler oder institutionenbezogener Aufarbeitung heraus erarbeitet.<sup>48</sup> Einige Untersuchungen erweiterten – bereits in den 1990er Jahren – die zeitliche Perspektive über das ›Dritte Reich‹ hinaus und fragten, ähnlich wie Thomas Foth, nach Langzeitentwicklungen der psychiatrischen Pflege und Behandlung. Die tödliche Radikalisierung der Praxis in Heil- und Pflegeanstalten im Nationalsozialismus – beziehungsweise im Zweiten Weltkrieg – bildet für fast alle diese Arbeiten den analytischen Flucht- oder Ausgangspunkt.<sup>49</sup>

Daneben sind seit den 1980er Jahren mehrere Bücher erschienen, in denen die verschiedenen Bereiche der Krankenpflege im ›Dritten Reich‹ berufs- und strukturhistorisch untersucht werden. Wegweisend war hier der 1984 erstmals erschienene Sammelband »Krankenpflege im Nationalsozialismus«, herausgegeben von Hilde Steppe, der nach mehrfachen Erweiterungen und Aktualisierungen nun in der zehnten Auflage vorliegt.<sup>50</sup> Die dort versammelten Beiträge blicken sowohl auf die Weimarer Republik als auch auf die NS-Diktatur und fragen nach Kontinuitäten und Brüchen in der Normierung der Pflege. Auch Zeitzugehen kommen zu Wort und geben Einsichten in die rassenhygienisch ausgerichtete Pflegepraxis. Damit begann die Beschäftigung mit Fürsorge und Pflege als Teil der NS-Gewaltgeschichte etwa zeitgleich mit der ersten großen Welle historischer Forschung zu nationalsozialistischer Medizin, Gesundheitspolitik, Rassenhygiene und Euthanasie.<sup>51</sup>

47 Einen aktuellen, umfassenden Überblick über den Forschungsstand zur NS-›Volksgemeinschaft‹ bietet *Janosch Steuwer*, Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹? Neue Literatur zur Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus, in: AfS 53, 2013, S. 487–534.

48 Vgl. unter anderem *Hilde Steppe/Eva-Maria Ulmer*, »Ich war von jeher mit Leib und Seele gerne Pflegerin«. Über die Beteiligung von Krankenschwestern an den »Euthanasie«-Aktionen in Meseritz-Obrawalde, Frankfurt am Main 2009; *Dorothee Roer* (Hrsg.), Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933–1945, Bonn 1986; *Bernhard Richarz*, Heilen, Pflegen, Töten. Zur Alltagsgeschichte einer Heil- und Pflegeanstalt bis zum Ende des Nationalsozialismus, Göttingen 1987; *Michael von Cranach/Hans-Ludwig Siemen* (Hrsg.), Psychiatrie im Nationalsozialismus. Die bayerischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1933 und 1945, München 2012; *Jutta M. Bott*, »Da kommen wir her, da haben wir mitgemacht ...«. Lebenswirklichkeiten und Sterben in der Lippischen Heil- und Pflegeanstalt Lindenhaus während der Zeit des Nationalsozialismus, Lemgo 2001; *Kristina Hübener*, Brandenburgische Heil- und Pflegeanstalten in der NS-Zeit, Berlin 2002.

49 Vgl. unter anderem *Heinz Faulstich*, Von der Irrenfürsorge zur »Euthanasie«. Geschichte der badischen Psychiatrie bis 1945, Freiburg im Breisgau 1993; *Dirk Blasius*, »Einfache Seelenstörung«. Geschichte der deutschen Psychiatrie 1800–1945, Frankfurt am Main 1994; *Rolf Castell/Jan Nedoschill/Madeleine Rupp*s u. a. (Hrsg.), Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Deutschland in den Jahren 1937 bis 1961, Göttingen 2003; *Babette Quinkert/Philipp Rauh/Ulrike Winkler* (Hrsg.), Krieg und Psychiatrie 1914–1950, Göttingen 2010; *Wolfgang Rose*, Anstaltspsychiatrie in der DDR. Die brandenburgischen Kliniken zwischen 1945 und 1990, Berlin 2005.

50 *Hilde Steppe* (Hrsg.), Krankenpflege im Nationalsozialismus, 10. Aufl., Frankfurt am Main 2013.

51 Es seien hier exemplarisch nur die programmatischen Veröffentlichungen genannt, die als Initialzündung für die darauffolgende, erschöpfende Forschung gesehen werden können: *Norbert Frei* (Hrsg.), Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit, München 1991; *Hans-Walter*

Ein starker Forschungstrend zeigte sich darin, verschiedene pflegerische Berufsgruppen auf ihre Funktion und Bedeutung im erbbiologistischen NS-Verfolgungsapparat hin zu untersuchen. Zu nennen sind hier unter anderen die Arbeiten zur NS-Schwesternschaft (Birgit Breiding), zu Hebammen (Wiebke Lisner) sowie zu Fürsorgerinnen (Lilo Haag, Esther Lehnert).<sup>52</sup> Nicht zuletzt zählt dazu auch der Band »Das Deutsche Rote Kreuz unter der NS-Diktatur 1933–1945«, mit dem Birgitt Morgenbrod und Stephanie Merkenich 2008 erstmalig eine quellengesättigte Gesamtdarstellung des größten deutschen Pflegeverbands im ›Dritten Reich‹ vorlegten und darin dessen enge Zusammenarbeit mit der Reichsführung herausarbeiteten.<sup>53</sup>

Die genannten Studien machen in unterschiedlichen Perspektiven die großen Handlungsräume deutlich, die Pflegekräfte nutzen konnten und können. Sie widerlegen damit implizit auch Vorstellungen der Pflege als fremdbestimmte Mittlertätigkeit zwischen ärztlicher Autorität und Bedürftigem und sprechen ihr ein bedeutendes Machtpotenzial zu. Gewaltanwendungen und Missbrauch durch Pflegende spielen deshalb in der jüngeren Alltagsgeschichte ebenfalls eine wichtige Rolle und wurden in letzter Zeit vor allem anlässlich von Skandalen in Pflegeheimen untersucht (vgl. auch Kapitel II).

Der Gewaltausübung durch Pflegende stehen deren eigene Gewalterfahrungen gegenüber. Arbeiten wie die von Sabine Braunschweig zu sexuellen Übergriffen im psychiatrischen Pflegealltag der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigen die psychische und physische Herausforderung, die übergriffige Patienten für das Fachpersonal der Basler Heil- und Pflegeanstalt darstellten.<sup>54</sup> Die »Überbürdung der Krankenpflegerin«, die häufig in frühzeitiger Pensionierung mündete, wurde bereits zeitgenössisch als Problem wahrgenommen. Doch der persönliche professionelle Umgang mit aggressiven Patienten und schwierigen Anstaltssituationen ist nur eine Facette des Gewalterlebens durch Pflegende. Die Pflege von Soldaten und Versehrten unter den traumatisierenden Bedingungen eines Kriegs erhält von der historischen Pflegeforschung besondere Aufmerksamkeit – zumal die Kriegskrankenpflege seit der englischen Krankenschwester Florence Nightingale und deren Einsatz im Krimkrieg des 19. Jahrhunderts eine exponierte Bedeutung für die Professionalisierung des Berufsstands innehat. Die Untersuchungen dazu verfolgen vor allem drei Perspektiven: Zur Pflegehistorie im Ersten und Zweiten Weltkrieg findet zumeist eine erfahrungsgeschichtliche Annäherung durch Zeitzeugenberichte statt<sup>55</sup>; berufsgeschichtliche Ansätze fokussieren längere Zeitläufe im 19. und 20. Jahrhundert und stellen

---

*Schmuhl*, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung »lebensunwerten Lebens« 1890–1945, Göttingen 1987; *Gisela Bock*, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Geschlechterpolitik, Opladen 1986.

- 52 *Birgit Breiding*, Die braunen Schwestern. Ideologie, Struktur, Funktion einer nationalsozialistischen Elite, Stuttgart 1998; *Wiebke Lisner*, »Hüterinnen der Nation«. Hebammen im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 2006; *Lilo Haag*, Berufsbiographische Erinnerungen von Fürsorgerinnen an die Zeit des Nationalsozialismus, Freiburg im Breisgau 2000; *Esther Lehnert*, Die Beteiligung von Fürsorgerinnen an der Bildung und Umsetzung der Kategorie »minderwertig« im Nationalsozialismus. Öffentliche Fürsorgerinnen in Berlin und Hamburg im Spannungsfeld von Auslese und »Ausmerze«, Frankfurt am Main 2003.
- 53 *Birgitt Morgenbrod/Stephanie Merkenich*, Das Deutsche Rote Kreuz unter der NS-Diktatur 1933–1945, Paderborn/München etc. 2008.
- 54 *Sabine Braunschweig*, Sexuelle Zwischenfälle – ein Störfaktor im psychiatrischen Pflegealltag der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts?, in: *Hähner-Rombach*, Alltag in der Krankenpflege, S. 147–167.
- 55 *Birgit Panke-Kochinke*, Unterwegs und doch daheim. (Über-)Lebensstrategien von Kriegskrankenschwestern im Ersten Weltkrieg in der Etappe, Frankfurt am Main 2004; *dies./Monika Schaidhammer-Placke*, Frontschwestern und Friedensengel. Kriegskrankenpflege im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Ein Quellen- und Fotoband, Frankfurt am Main 2002.

Pflegesituationen in verschiedenen Konflikten einander gegenüber<sup>56</sup>; psychiatriegeschichtliche Arbeiten widmen sich kriegsbedingten Traumata und schildern gezielte Therapiemethoden.<sup>57</sup> Viele der vorliegenden Studien zur Kriegskrankenpflege bleiben bei einer dichotomen Trennung der Pfleger- von der Patientenperspektive, schildern deren jeweiligen Umgang mit der Ausnahmesituation. Dabei könnten gerade hier Bezüge aufeinander Erkenntnisse über die Komplexität des Pfleger-Gepflegten-Verhältnisses hervorbringen.

#### IV. PFLEGE ALS »CARE«-ARBEIT UND DIE ROLLE DES WOHLFAHRTSSTAATS

Der Staat entwickelte sich seit der Einführung kollektiver sozialer Sicherungssysteme zu einem zentralen Akteur bei der Bereitstellung von Pflege. Aus Studien, die sich der Armutspolitik und Wohlfahrtsstaatlichkeit im lokalen Rahmen widmen, lässt sich daher einiges ziehen, was zum Beispiel die Bedingungen und Praxis der Krankenpflege anbelangt. Besonders einschlägig sind solche Arbeiten, die sich den Erfahrungen und Handlungen von Individuen, also Armen und Kranken, widmen, wobei sie als Hauptquelle meist Bittbriefe sowie Gutachten und Berichte heranziehen.<sup>58</sup> Diese Forschungsrichtung – in Großbritannien bereits gut etabliert – hat in den letzten Jahren unter anderem durch Projekte des Deutschen Historischen Instituts in London und den Trierer Sonderforschungsbereich »Armut und Fremdheit. Wandel von Inklusions- und Exklusionsformen von der Antike bis zur Gegenwart« auch in Deutschland Auftrieb erhalten.<sup>59</sup> Martin Kriegers Dissertation »Arme und Ärzte, Kranke und Kassen« ist Teil dieser Konjunktur<sup>60</sup>, die – wenngleich nicht explizit – wichtige pflegehistorische Fragestellungen aufgreift. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen die Strukturen und Praktiken der Gesundheitsversorgung im nach wie vor wenig erforschten ländlichen Bereich (konkret dienen vier Kreise aus den Regierungsbezirken Trier und Koblenz als Fallbeispiele) sowie die Deutungen und das Verhalten armer Kranker. Der Untersuchungszeitraum umfasst die Jahrzehnte zwischen 1869 und 1930 (hier dient Ewald Fries Periodisierungsvorschlag als Orientierung), das heißt die Situation vor Einführung des Sozialversicherungssystems sowie dessen Durchsetzung und

56 Annett Büttner, Die konfessionelle Kriegskrankenpflege im 19. Jahrhundert, Stuttgart 2013; Astrid Stölzle, Kriegskrankenpflege im Ersten Weltkrieg. Das Pflegepersonal der freiwilligen Krankenpflege in den Etappen des Deutschen Kaiserreichs, Stuttgart 2013; Eric Taylor, Wartime Nurse. One Hundred Years from the Crimea to Korea 1854–1954, London 2001.

57 Hans-Georg Hofer (Hrsg.), War, Trauma and Medicine in Germany and Central Europe (1914–1939), Freiburg im Breisgau 2011.

58 Andreas Gestrich, Das Leben der Armen. »Ego-Dokumente« als Quellen zur Geschichte von Armut und Armenfürsorge im 19. Jahrhundert, in: Anke Sczesny/Rolf Kießling/Johannes Burkhardt (Hrsg.), Prekariat im 19. Jahrhundert. Armenfürsorge und Alltagsbewältigung in Stadt und Land, Augsburg 2014, S. 39–60, hier: S. 43f.

59 Die britische Sozialgeschichte arbeitet schon seit Langem mit dieser Fragestellung vgl. Steven King, Voices of the Poor. Poor Law Depositions and Letters, London 2006. Forschung zu Deutschland findet sich in Sammelbänden wie Andreas Gestrich/Steven King/Lutz Raphael (Hrsg.), Being Poor in Modern Europe. Historical Perspectives 1800–1940, Oxford/Bern etc. 2006; Sebastian Schmidt (Hrsg.), Arme und ihre Lebensperspektiven in der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2008; Andreas Gestrich/Elizabeth Hurren/Steven King (Hrsg.), Poverty and Sickness in Modern Europe. Narratives of the Sick Poor, 1780–1938, London/New York 2012. Es liegen auch Spezialstudien vor: Katrin Marx-Jaskulski, Armut und Fürsorge auf dem Land. Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1933, Göttingen 2008; Eva Maria Lerche, Alltag und Lebenswelt von heimatlosen Armen, Münster 2009.

60 Martin Krieger, Arme und Ärzte, Kranke und Kassen. Ländliche Gesundheitsversorgung und kranke Arme in der südlichen Rheinprovinz (1869 bis 1930) (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 31), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2008, 452 S., kart., 64,00 €.

Stabilisierung. Krieger hat mit seiner Arbeit ein sich veränderndes Panorama gesundheitsfürsorgender Akteure gezeichnet und dabei ebenso einen Beitrag zur Implementation des Sozialstaats auf dem Land wie zu einer patientenzentrierten Sozialgeschichte der Krankheit geleistet. Mit Blick auf die Zeit des Übergangs kann er Verschiebungen zwischen etablierten und neuen Pflegeakteuren vermessen, wobei sich vor allem drei Befunde herausstellen lassen: 1. Krieger kann zeigen, welche große Bedeutung »Laienheilern« zukam, die sich ihr Wissen als Autodidakten angeeignet hatten oder sich als Vertreter alternativer Heilkunde begriffen. Nicht nur, dass sie häufig besser erreichbar als ausgebildete Ärzte waren, sie verfügten auch über einen Vertrauensvorsprung, der sich erst im Laufe des Untersuchungszeitraums verkleinerte. 2. Bei der Durchsetzung des Arzt- und Krankenhauswesens spielte die Sozialversicherung, vor allem die Kranken- und Unfallversicherung eine entscheidende Rolle. Denn nur für diese Art der Behandlung galten die Prinzipien der Kostenübernahme. Zwar änderte sich die Situation für die ganz Armen nur wenig, denn sie hatten auch schon zuvor kostenlosen Zugang zur Gesundheitsfürsorge. Bemerkenswert ist jedoch, dass sich die Zahlen der Ortskrankenkasse, deren Zugangsvoraussetzungen auch die Aufnahme ärmerer Bevölkerungsschichten zuließ, auf dem Land dennoch rasch erhöhten. 3. Der Ausbau der staatlich-kommunalen Gesundheitsversorgung in Form von Krankenhäusern und Pflegestationen baute insbesondere auf dem Land auf die konfessionelle, hier katholische, Krankenpflege auf, sowohl strukturell als auch konzeptionell. Kirchliche Einrichtungen bildeten »Kerne und Knotenpunkte, der erstrebten einheitlichen und gleichmäßigen ländlichen Krankenpflege«<sup>61</sup>, die vonseiten des Staats errichtet wurde. Konfessionelle Träger dominierten die Krankenpflegeausbildung auch für das weltliche Personal. Sie haben sich – so lässt sich konstatieren – rasch an die neuen Rahmenbedingungen des Sozialstaats angepasst und somit ihre Rolle in einer »mixed economy of care« gesichert.

Noch deutlicher als im Fall der Krankenpflege lässt sich für das Feld der sozialen Arbeit von einer formativen Wirkung des Sozialstaats sprechen: Die Einführung sozialer Sicherungssysteme brachten »neue Wissenschaftsdisziplinen und soziale Berufe« hervor, die wiederum den Charakter des Wohlfahrtsstaats prägten.<sup>62</sup> Dieser Zusammenhang ist freilich nicht neu, Sonja Matter hat mit ihrer 2011 publizierten Dissertation aber insofern eine Forschungslücke geschlossen, als für die Schweiz – anders als in Deutschland<sup>63</sup> – bisher kaum Studien zur Herausbildung der sozialen Arbeit vorliegen. Ihre Studie spannt den Bogen von der Gründung der ersten sozialen Frauenschule um die Jahrhundertwende bis in die 1960er Jahre, in denen sich die Armenpflege über die Fürsorge zur partnerschaftlichen Sozialarbeit weiterentwickelt hat. Ihre drei chronologischen Großkapitel bilden Paradigmenwechsel in der Wissensproduktion sozialer Arbeit ab, wobei diese im Kontext der beiden Weltkriege und der darauffolgenden Gründung des Völkerbunds beziehungsweise der Vereinten Nationen zu sehen sind. Matter setzt einerseits Akzente, indem sie den für Untersuchungen zur sozialen Arbeit üblichen frauengeschichtlichen Blick weitert und die Männer systematisch einbezieht. Während die Frauen die Sozialarbeiterinnen-

61 Ebd., S. 163.

62 Sonja Matter, *Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960)*, Chronos Verlag, Zürich 2011, 421 S., geb., 55,50 €, hier: S. 365.

63 Genannt seien hier nur *Carola Kuhlmann*, *Alice Salomon. Ihr Lebenswerk als Beitrag zur Entwicklung der Theorie und Praxis sozialer Arbeit*, Weinheim 2000; *Ralph Christian Amthor*, *Die Geschichte der Berufsausbildung in der sozialen Arbeit. Auf der Suche nach Professionalisierung und Identität*, Weinheim/München 2003; *Gisela Hauss/Susanne Maurer* (Hrsg.), *Migration, Flucht und Exil im Spiegel der sozialen Arbeit*, Bern/Stuttgart etc. 2010; *Sabine Hering/Richard Münchmeier*, *Geschichte der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*, Weinheim/Basel 2014. Die meisten dieser Arbeiten sind von Vertreterinnen und Vertretern der Sozial- und Erziehungswissenschaften erarbeitet, bedienen sich aber historischer Methoden.

ausbildung an Schulen organisieren wollten und sich damit auch durchsetzten, drangen männliche Fürsorger bereits 1908 auf eine Akademisierung, die jedoch erst in der Nachkriegszeit verwirklicht wurde. Andererseits rekonstruiert Matter, wie stark die Protagonistinnen der sozialen Arbeit durch internationale Konferenzen und Austauschprogramme an Prozessen des internationalen Wissenstransfers teilhatten.<sup>64</sup> Wie viele ihrer Schweizer Kollegen leuchtet sie damit die transnationale Dimension wohlfahrtsstaatlicher Genese aus<sup>65</sup>, wobei sie auch die Grenzen des Transfers deutlich macht. Da die Beteiligung an internationalen Methodendiskussionen eher Frauensache war, die wiederum in der Schweiz erst spät Führungspositionen übernahmen, setzten sich international diskutierte methodische Neuerungen wie das »Social Casework« nur langsam durch.

Auch Osteuropa war lange Zeit ein weißer Fleck, was die Erforschung der Geschichte sozialer Arbeit betrifft. Im Laufe des gesamteuropäischen Annäherungs- und Vereinigungsprozesses nach 1989/90 setzte sich gar die Meinung durch, soziale Arbeit habe es in den Staaten hinter dem Eisernen Vorhang nicht gegeben. Hier setzt das 2001 gegründete »Network for Historical Studies in Gender and Social Work« an.<sup>66</sup> Es geht den Initiatorinnen und Initiatoren des Netzwerks nicht nur darum, eine Forschungslücke zu schließen, sondern das bisher westlich geprägte Bild von sozialer Arbeit durch die Erforschung der osteuropäischen Gegebenheiten zu modifizieren. Der von Sabine Hering herausgegebene Band »Social Care under State Socialism«<sup>67</sup>, eines von mehreren Sammelwerken, die dem Netzwerk entsprungen sind, bietet viele anregende Einsichten in Strukturen und Praktiken sozialer Arbeit unter sozialistischer Herrschaft, das heißt in einem Sozialstaat, der auf Arbeit und Arbeitsfähige konzentriert war.

Dort wo es Träger und Traditionen sozialer Arbeit gab, wurden diese nach 1945 weitgehend zerschlagen.<sup>68</sup> Doch auch im Sozialismus gab es pflegebedürftige Alte, Waisen, Behinderte oder Suchtkranke. Wer kümmerte sich um sie? Die Beitragenden machen teils interessante Beobachtungen, wie etwa, dass die Aufgaben von Sozialarbeitern durch Kran-

64 Erste Ansätze zur Erforschung der transnationalen Vernetzung von Sozialarbeiterinnen finden sich schon bei *Lynne M. Healy*, *International Social Work. Professional Action in an Independent World*, Oxford/New York etc. 2001; *Sabine Hering/Berteke Waaldijk* (Hrsg.), *Die Geschichte der Sozialen Arbeit in Europa (1900–1960)*. Wichtige Pionierinnen und ihr Einfluss auf die Entwicklung internationaler Organisationen, Opladen 2002. In Letzterem überwiegen allerdings komparativ arbeitende Beiträge.

65 Vgl. hierzu zum Beispiel *Madeleine Herren*, *Sozialpolitik und die Historisierung des Transnationalen*, in: GG 32, 2006, S. 452–559; *Matthieu Leimgruber*, *The Historical Roots of a Diffusion Process. The Three-pillar Doctrine and European Pension Debates (1972–1994)*, in: *Global Social Policy* 12, 2012, S. 24–44; *Martin Lengwiler*, *Unification, Standardization, Co-ordination: International Welfare Experts in Western Europe (20th Century)*, in: *Kerstin Brückweh/Dirk Schumann/Richard F. Wetzell* u. a. (Hrsg.), *Engineering Society. The Role of the Human and Social Sciences in Modern Societies, 1880–1980*, Basingstoke/New York 2012, S. 79–96.

66 Im Rahmen des Netzwerks fand ein von der Volkswagen-Stiftung gefördertes Projekt statt, dessen Ergebnisse bereits in folgenden Bänden veröffentlicht sind: *Kurt Schilde/Dagmar Schulte* (Hrsg.), *Need and Care – Glimpses into the Beginnings of Eastern Europe's Professional Welfare*, Opladen 2005; *Sabine Hering/Berteke Waaldijk*, *Guardians of the Poor, Custodians of the Public. History of Eastern European Welfare (1900–1969)*, Opladen/Farmington Hills 2006.

67 *Sabine Hering* (Hrsg.), *Social Care under State Socialism (1945–1989)*. Ambitions, Ambiguities and Mismanagement, Barbara Budrich Publishers, Opladen/Farmington Hills 2009, 268 S., kart., 28,00 €.

68 Vgl. Dazu *Tomasz Inglot*, *Welfare States in East Central Europe, 1919–2004*, Cambridge/New York etc. 2008, S. 307–309. *Béla Tomka/Dorottya Szikra*, *Social Policy in East Central Europe. Major Trends in the Twentieth Century*, in: *Alfio Cerami/Peter Vanhysee* (Hrsg.), *Post-Communist Welfare Pathways. Theorizing Social Policy Transformation in Central and Eastern Europe*, Basingstoke/New York 2009, S. 17–34.

kenschwestern (Bulgarien) oder Lehrer (DDR) übernommen wurden. Eszter Varsas Ausführungen über die staatlichen Schutzmaßnahmen für Kinder in Ungarn, vor allem darüber, wie und warum Kinder aus Familien genommen wurden, macht auf regionale Spezifika aufmerksam. So war diese Maßnahme anfangs als eine Form der Armutspolitik gedacht, entwickelte sich jedoch immer mehr zu einem Instrument der Diskriminierung von Roma. Bemerkenswerte Befunde, wie zum Beispiel über den Aufbau zivilgesellschaftlicher Initiativen in Polen in den 1980er Jahren, die – teils mit Geldern aus dem Westen finanziert – wichtige Stützen der Armutsbekämpfung darstellten, werden leider ohne weitere Erläuterung in den Raum gestellt. Insgesamt bleibt ein recht gemischter Eindruck nach der Lektüre zurück. Problematisch erscheint vor allem, dass der Forschungsgegenstand bisweilen verschwimmt. In manchen Beiträgen geht es daher weniger um soziale Arbeit, sondern um Sozialgesetzgebung. Gleiches könnte man auch für den von Gisela Hauss und Dagmar Schulte herausgegebenen Sammelband »Amid Social Contradictions. Towards a History of Social Work in Europe« konstatieren.<sup>69</sup> Letztlich haben sie jedoch besser herauszustellen vermocht, dass das Netzwerk Forschungen angestoßen und gebündelt hat, die mit der Erschließung eines neuen geografischen Raums das Wissen über soziale Arbeit nicht nur ergänzen, sondern bisherige Befunde modifizieren und neue Einsichten ermöglichen. Soziale Arbeit war demnach nicht nur ein Anliegen der bürgerlichen Schichten, sondern auch eine Praxis innerhalb der Arbeiterbewegung, wie Kurt Schilde am Beispiel der Roten Hilfe ausführt.<sup>70</sup> In Ost- wie Westeuropa (beide Regionen sind in dem Sammelband gleichermaßen einbezogen) lässt sich die soziale Arbeit als die weibliche Form des Social Engineering beschreiben.

Aber ist soziale Arbeit Pflege? Es spricht einiges dafür, die Forschungen zu »care« stärker als bisher in die Pflegegeschichte zu integrieren. Die Definition von Mary Daly und Jane Lewis, die »care« als Tätigkeiten, die sich auf das Wohlbefinden und den psychischen wie physischen Zustand von Menschen beziehen, auffasst, greift soziale Arbeit ebenso auf wie Krankenpflege, aber auch die Betreuung alter, behinderter oder sterbender Menschen.<sup>71</sup> Aus Sicht der Pflegenden liegen »nursing« und »caring« ohnehin eng beieinander. Für die USA konnte gezeigt werden, dass einige Krankenschwestern, nachdem sie familienbedingt ihren Beruf aufgegeben hatten, private Betreuungsdienste anboten. Ihre Klientel waren meist chronisch Kranke, die sich reguläre Langzeitpflege nicht leisten konnten.<sup>72</sup> Wie sehr sich das Anforderungsprofil und Aufgabengebiet von Krankenschwestern mit der zunehmend wachsenden Zahl alter, gebrechlicher Menschen im England der 1950er bis 1970er Jahre veränderte, haben jüngst zwei Studien herausgearbeitet.<sup>73</sup> Einerseits wird deutlich, dass sich hier neue berufliche Möglichkeiten eröffneten, beispielsweise durch den Schritt in die Selbstständigkeit und die Eröffnung eines eigenen Heims. Anderer-

69 Gisela Hauss/Dagmar Schulte (Hrsg.), *Amid Social Contradictions. Towards a History of Social Work in Europe*, Opladen/Farmington Hills 2009.

70 Vgl. dazu auch Sabine Hering/Kurt Schilde (Hrsg.), *Die Rote Hilfe. Die Geschichte der internationalen kommunistischen »Wohlfahrtsorganisation« und ihrer sozialen Aktivitäten in Deutschland (1921–1941)*, Opladen 2003.

71 Daly/Lewis, *The Concept of Social Care and the Analysis of Contemporary Welfare States*, S. 285.

72 Susan M. Reverby, *Ordered to Care. The Dilemma of American Nursing, 1850–1945*, Cambridge/New York etc. 1987, S. 176–179.

73 Mayumi Hayashi, *The Care of Older People. England and Japan, a Comparative Study*, London 2013, hier insb. S. 137–145; Jane Brooks, *Managing the Burden. Nursing Older People in England, 1955–1980*, in: *Nursing Inquiry* 18, 2011, S. 226–234. Dass sich mit dem Ausbau der Altenpflege eine Chance für Krankenschwestern bot, einen Expertenstatus zu reklamieren, zeigt für Australien: Cecily Hunter, *Nursing and Care for the Aged in Victoria: 1950s to 1970s*, in: ebd. 12, 2005, S. 278–286.



seits steht fest, dass die Pflege alter Menschen unbeliebt war. In geriatrischen Stationen von Krankenhäusern fand man daher oft Personal, das strafversetzt worden war und in Altenheimen arbeiteten durchschnittlich eher schlechter qualifizierte Krankenschwestern, wobei in beiden Fällen zu diskutieren wäre, welche Auswirkungen dies auf den Umgang mit den gebrechlichen Alten hatte.

Die Erweiterung der Pflegegeschichte um »care« erscheint umso gebotener, als sie neue Fragekomplexe anregt. Mehr als bisher würde das familiäre und private Umfeld der Gepflegten in die Untersuchung miteinbezogen. Dabei liegt – wie Arbeiten zur Betreuung von behinderten Erwachsenen und Kindern nahelegen – ein besonderer Erkenntnisgewinn darin, den Wechselwirkungen zwischen privaten und öffentlich-institutionellen Pflegearrangements nachzuspüren. Erste Befunde deuten an, dass Familien die Lebensbedingungen behinderter Angehöriger in Heimen maßgeblich beeinflussen konnten.<sup>74</sup> Darüber hinaus könnte der private Raum mit der für die Pflege in Einrichtungen fest etablierten Frage nach Macht- und Gewaltstrukturen kritischer, als dies im Moment der Fall ist, analysiert werden.

Schon jetzt liegen erste historische Studien vor, die sich an der Schnittstelle von »caring« und »nursing« bewegen. Etwa zeitgleich erschienen in den USA zwei Publikationen<sup>75</sup>, die sich mit der Geschichte der »Care«-Arbeiter beschäftigen, wobei diese bei genauerem Hinsehen schwerlich als geschlossene Gruppe zu definieren sind und sich auch sonst eindeutigen Kategorisierungen entziehen. Eileen Boris und Jennifer Klein geht es um die »home health workers«, die sie als eine Mischung zwischen Krankenschwester und Hausangestellte beschreiben. Mignon Duffy fasst eine viel größere Untersuchungsgruppe ins Auge, nicht nur weil sie neben den ambulant Tätigen auch über die in Einrichtungen beschäftigten »Care«-Arbeiter schreibt. Vielmehr hat sie zudem eine weite Definition von »care«, in die sie auch die indirekte Versorgung wie zum Beispiel die Mahlzeitenzubereitung in Krankenhäusern und in Heimen einbezieht. Duffy hat es aber ebenso wie Boris und Klein mit Beschäftigungsverhältnissen zu tun, die häufig wenig reguliert und vielfach illegal sind, und mit Beschäftigten, die sich zum Teil selbst nicht als solche begreifen, sondern ihre Tätigkeit als Hingabe, Berufung oder Übergangslösung auffassen.

In beiden Büchern steht der Wohlfahrtsstaat, wie er sich mit dem Blick auf »Care«-Arbeiter darstellt, im Mittelpunkt. Ihre Erkenntnisse lassen sich in zwei Punkten zusammenfassen: Erstens ist die Berufsgruppe mit all den strukturellen Schwierigkeiten (Unterbezahlung, prekäre Arbeitsverhältnisse) ein Produkt wohlfahrtsstaatlicher Entscheidungen. Besonders deutlich können dies Boris und Klein in ihrer chronologisch aufgebauten Studie zeigen, wenn sie die Beschäftigungspolitik des »New Deal« untersuchen und herausarbeiten, wie Empfänger von Sozialleistungen in private Haushalte geschickt wurden. Vom Ausbau der Arbeitsrechte, der diese Ära ebenso prägte, profitierten sie jedoch nicht. Zweitens müssen die »Care«-Arbeiter im Zusammenhang mit den Hilfs- und Pflegebedürftigen gesehen werden, die angesichts knapper Mittel auf Dienstleistende in wenig regulierten Arbeitsverhältnissen angewiesen waren. Besonders scharf zeichnet Duffy den Interessenkonflikt, wenn sie die Race-Gender-Überlagerung betont, die sich aus der Ausbeutung von Migrantinnen ergab, die (>weißen<) Frauen den Weg in die Erwerbsarbeit ermöglichte. Sie charakterisiert den Wohlfahrtsstaat damit nicht nur als »Produzenten

74 Vgl. hierfür die Sammelbände *Peter Bartlett/David Wright, Outside the Walls of the Asylum. The History of Care in the Community*, London 1999; *Pamela Dale/Anne Borsay* (Hrsg.), *Disabled Children. Contested Caring, 1850–1979*, London 2012.

75 *Mignon Duffy, Making Care Count. A Century of Gender, Race, and Paid Care Work*, Rutgers University Press, New Brunswick, NJ 2011, 204 S., geb., 72,00 \$; *Eileen Boris/Jennifer Klein, Caring for America. Home Health Workers in the Shadow of the Welfare State*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2012, 320 S., geb., 22,99 £.



sozialer Ungleichheit«.<sup>76</sup> Vielmehr richtet sie den Blick darauf, wie sozialpolitische Entscheidungen und Strukturen die Herausbildung »grauer« Pflegemärkte begünstigten.

Was können solche Studien zum Forschungsfeld der Geschichte der Pflege beitragen? Sie stärken den intersektionalen Ansatz, denn diese Art von Pflegearrangements ist durch das Zusammenspiel von Ethnizität, Gender und Klasse geprägt. Zudem fördern sie die weitere Öffnung der Pflegegeschichte für transnationale Fragestellungen, die ein Licht darauf werfen, wie Globalisierung auf die Lebenswelt kranker und hilfsbedürftiger Menschen wirkt.

## V. FAZIT

Will man am Ende resümieren, welche Erschließungskraft einer Geschichte der Pflege für die zeithistorische Forschung zukommt, was in der Einleitung als Frage aufgeworfen wurde, lassen sich drei Punkte festhalten:

1. Der Blick auf die Pflege trägt dazu bei, der bisher eher auf Sozialprogrammatik und -gesetzgebung konzentrierten historischen Wohlfahrtsstaatsforschung zu einer stärkeren Ausrichtung auf die Praktiken zu verhelfen. Dies greift auch über die Frage nach der Implementierung sozialpolitischer Programme (wobei neben monetären Transfers soziale Dienste und Rechte sowie die Bereitstellung von Infrastruktur Beachtung finden) hinaus und zielt auf eine systematische Berücksichtigung der Wahrnehmungen und Erfahrungen von Leistungs- beziehungsweise Hilfsempfängern sowie von Pflegenden. Bisherige Grundannahmen über die Geschichte des Wohlfahrtsstaats gilt es, auf diese Weise zu modifizieren und zu hinterfragen. Beispielsweise wird sich damit unser Wissen über die Funktion des Wohlfahrtsstaats als Arbeitgeber erweitern, was wiederum – sieht man auf die weiblich dominierte Beschäftigtengruppe – ein umfassenderes Bild über die sozialpolitisch gestalteten Geschlechterverhältnisse vermitteln kann. Die Einbeziehung der Praktiken und Deutungen wohlfahrtsstaatlichen Handelns verspricht zudem, gängige Interpretationen wie die der Expansions- beziehungsweise der Krisenphase auf ihre Gültigkeit hin zu diskutieren. Lässt sich weiterhin von einer »Blütezeit« sprechen, wenn man die Situation in Alters- und Behindertenheimen in den 1950er und 1960er Jahren betrachtet? Wie lassen sich Umbrüche der 1970er und 1980er Jahre – wie die zunehmende Professionalisierung der Pflegearbeit, die Verrechtlichung der Pflegebeziehungen oder die Herausbildung eines Pflegemarkts – mit Blick auf die Gesamtentwicklung des Wohlfahrtsstaats interpretieren?
2. Mit der Pflege öffnet sich die Zeitgeschichte mehr als bisher Themen wie Behinderung, Krankheit und Sterben. Für eine ausgewogene Ausleuchtung individueller Lebenswelten im 20. Jahrhundert ist dies dringend notwendig<sup>77</sup>, vor allem wenn man sich die steigende Zahl von Personen vergegenwärtigt, die zumindest im Alter mit physischen und psychischen Einschränkungen einerseits sowie Abhängigkeit von Dritten andererseits konfrontiert sind. Dabei handelt es sich nicht um thematische Neuentdeckungen, gerade »Behinderung« ist bereits ein beachtliches Forschungsfeld und die Disability

<sup>76</sup> Vgl. zum Ansatz, die Produktion sozialer Ungleichheiten durch den Wohlfahrtsstaat zu erforschen: Hans Günter Hockerts/Winfried Süß (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit im Sozialstaat. Die Bundesrepublik Deutschland und Großbritannien im Vergleich*, München 2010.

<sup>77</sup> Die stärkere Erforschung der Lebenswelt in der jüngeren Zeitgeschichte fordert vor allem Frank Bösch, *Das Nahe so fern. Die Lebenswelt als Herausforderung der Zeitgeschichtsschreibung*, in: *ZeitRäume. Potsdamer Almanach des Zentrums für Zeithistorische Forschungen* 7, 2011, S. 73–89.

History hat sich sogar als eigener Zugang durchgesetzt.<sup>78</sup> Mit dem relationalen Konzept der Pflege, das neben den hilfsbedürftigen Menschen auch deren Umfeld miteinbezieht, lässt sich der Weg hin zu einer stärker integrierenden Fassung der Gesellschaftsgeschichte beschreiten.

3. Der Reiz einer pflegehistorischen Perspektive liegt schließlich vor allem für das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts darin, die häufig geforderte »Globalgeschichte im Kleinen« umzusetzen. Neben bereits erforschten Aspekten wie der Krankenpflege im kolonialen oder Entwicklungshilfekontext, sind globale Pflegeketten und die Diskussion um kultursensible Pflege weitere Ansatzpunkte eines solchen Zugangs. Am Krankenbett oder im Pflegeheim bieten sich Einblicke in transnationale Verflechtungen, die weit in private und sogar in intime Bereiche hineinreichen. Der Blick auf die Pflege macht somit weltgeschichtliche Zusammenhänge in zwischenmenschlichen Beziehungen sichtbar.

---

<sup>78</sup> Einen Überblick gibt *Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt* (Hrsg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte*. Eine Einführung, Bielefeld 2010.



Torben Lütjen

## Aufstieg und Anatomie des amerikanischen Konservatismus nach 1945

Ein Forschungsbericht

### I. VOM NISCHEN- ZUM DAUERTHEMA: DIE AMERIKANISCHE GESCHICHTSWISSENSCHAFT UND DER US-KONSERVATIVISMUS

Bei der Deutung ihrer eigenen Gegenwart können offenkundig auch die klügsten Historiker nicht weniger danebenliegen als die meisten ihrer Zeitgenossen.

Im Jahr des Präsidentschaftswahlkampfes 1964 erleben die USA die Geburtsstunde eines neuen Konservatismus: Dem erzkonservativen Senator von Arizona, Barry Goldwater, ist es mit der Unterstützung hunderttausender, zumeist junger Basisaktivisten gelungen, die Nominierung als Präsidentschaftskandidat der Republikanischen Partei zu erringen. Mit seinen Positionen steht Goldwater gegen alles, was Mitte der 1960er Jahre unter den gesellschaftlichen und politischen Eliten des Landes als Ausweis von Modernität und Fortschritt gilt: Goldwater lehnt die Bürgerrechtspolitik der Regierung Lyndon B. Johnsons ab, kämpft gegen die Sozialgesetzgebung des New Deal und hält die Außenpolitik der USA im Kalten Krieg für schwach und verweichlicht; um den Kommunismus in seine Schranken zu verweisen, schlägt er vor, die Vietcong mit kleineren Nuklearsprengköpfen zu bombardieren. »A choice, not an echo« – das will Goldwater dem Land bieten, in dem sich die beiden großen Parteien seiner Meinung nach viel zu wenig unterschieden und kaum eine Alternative böten.<sup>1</sup>

Die Wahl allerdings verliert Goldwater haushoch. Gerade einmal fünf von 50 Bundesstaaten kann er gewinnen; der Rest des Landes fällt an den amtierenden Präsidenten Lyndon B. Johnson. Damit scheint die hegemoniale Stellung des amerikanischen Konsensliberalismus bestätigt, und ebenso interpretiert es der zu dieser Zeit wohl einflussreichste amerikanische Historiker Richard Hofstadter. »When, in all our history«, schreibt er wenige Monate vor der Wahl im Oktober 1964 in der *New York Review of Books*, »has anyone with ideas so bizarre, so archaic, so self-confounding, so remote from the basic American consensus, ever got so far?«<sup>2</sup> Goldwaters Nominierung war für Hofstadter ein Ausrutscher der Geschichte, erklärbar nur durch die Verknüpfung merkwürdiger Zufälle. Goldwater vertrete einen »Pseudo-Konservatismus«, gespeist aus Ressentiments, Statusunsicherheiten und paranoiden Verschwörungstheorien.<sup>3</sup> So wie Hofstadter analysierten viele andere Intellektuelle jener Zeit die konservative Bewegung: als Pathologie, die es klinisch zu diagnostizieren, und nicht als Ideologie, die es zu analysieren galt.<sup>4</sup> Oder wie die

1 *Rick Perlstein*, *Before the Storm. Barry Goldwater and the Unmaking of the American Consensus*, New York 2001; *Elizabeth Tandy Shermer*, *Barry Goldwater and the Remaking of the American Political Landscape*, The University of Arizona Press, Tucson 2013, 281 S., geb., 55,00 \$.

2 *Richard Hofstadter*, *A Long View. Goldwater in History*, in: *The New York Review of Books*, 8.10.1964, URL: <<http://www.nybooks.com/articles/archives/1964/oct/08/a-long-view-goldwater-in-history>> [25.2.2014].

3 *Ders.*, *Goldwater and Pseudo-Conservative Politics*, in: *ders.* (Hrsg.), *The Paranoid Style in American Politics*, New York 2008, S. 93–141.

4 Exzellente Beispiele finden sich in den Beiträgen bei *Daniel Bell* (Hrsg.), *The New American Right*, New York 1955.

demokratischen Parteistrategen 1964 als Antwort auf Goldwaters Slogan »In your heart you know he's right« so überaus prägnant zurücktexteten: »In your guts you know he's nuts.«

Heute hingegen zweifeln nur wenige daran, dass Goldwaters Kampagne den Grundstein für die späteren Erfolge der »Grand Old Party« legte, dass es eine jener Niederlagen war, in denen bereits der Keim späterer Triumphe schlummerte. Gewiss, Goldwater hatte nur sechs Bundesstaaten gewinnen können, aber diese lagen, von seinem Heimatstaat Arizona abgesehen, allesamt im tiefen Süden der USA, der bis dahin als »Solid South« eine Bastion der Demokraten gewesen war. Das war der Anfang vom Ende der rooseveltschen »New Deal Coalition« und der baldigen Dominanz der Republikaner dort. Außerdem schuf die Goldwater-Kampagne ein Netzwerk hoch motivierter Graswurzelaktivisten, die mittelfristig den Kurs der Partei bestimmen würden.<sup>5</sup> 1980 dann, mit der Wahl Ronald Reagans, eroberte der Goldwater-Flügel nicht nur die Republikanische Partei, sondern war auch gesamtgesellschaftlich mehrheitsfähig geworden.

Doch die Deutungen von Hofstadter und anderen hallten offensichtlich noch lange nach. Kaum anders wäre sonst zu erklären, wie lange der amerikanische Konservatismus in den folgenden Jahren eine Art blinder Fleck der US-Geschichtsschreibung blieb. So jedenfalls diagnostizierte es noch 1994 Alan Brinkley in einem seitdem viel zitierten Aufsatz – immerhin 14 Jahre nach der »Reagan Revolution«. Die amerikanischen Historiker, so Brinkley, hätten über das *progressive movement* und den amerikanischen Liberalismus weitaus intensiver geforscht als über die politische Gegenseite. Die Gründe dafür, so Brinkley, seien vielfältig. Zwar habe man nicht übersehen, dass es das gesamte 20. Jahrhundert über Versuche von Industriellen und konservativen Unternehmern gegeben habe, die sozialreformerischen Tendenzen des New Deal zu unterlaufen; doch eine Massenbasis für ein solches Projekt sei in der Meinung vieler sich eher als progressiv verstehender Historiker quasi undenkbar gewesen, was an die heutige, weitverbreitete, aber dennoch irriige Auffassung erinnert, bei der »Tea Party« handele es sich in Wahrheit lediglich um das Projekt einiger schwerreicher konservativer Mäzene samt eingekaufter *Claqueure*.<sup>6</sup> Überdies habe es sich beim sich nach 1945 formierenden Konservatismus um einen merkwürdigen ideengeschichtlichen Hybriden gehandelt, was womöglich ebenfalls die Beschäftigung mit dem Gegenstand erschwert habe. Folgerichtig rief Brinkley dazu auf, diese Schwierigkeiten zu überwinden und ein bisher kaum beachtetes Forschungsfeld endlich zu betreten, denn dadurch müsste die amerikanische Geschichte insgesamt aus neuen Blickwinkeln und Erzählperspektiven gedeutet werden.<sup>7</sup>

20 Jahre später kann von einer Vernachlässigung kaum noch die Rede sein. Zugespitzt könnte man sagen, dass die Ignoranz der Obsession gewichen ist: Als »scholarly cottage industry« hat kürzlich Robert B. Horwitz die Erforschung des amerikanischen Konservatismus bezeichnet.<sup>8</sup> Da sind nicht nur die unzähligen Werke amerikanischer Historiker, die sich mittlerweile in fast allen denkbaren Einzelaspekten der Thematik gewidmet haben. Auch auf dem populären Buchmarkt ist der Boom an Biografien und übergreifenden

5 Vgl. *John Micklethwait/Adrian Wooldridge*, *The Right Nation. Conservative Power in America*, New York 2005, S. 59f.

6 Vgl. als eine der wenigen guten Darstellungen zur »Tea Party« und auch für deren Einordnung in die Geschichte des US-Konservatismus *Theda Skocpol/Vanessa Williamson*, *The Tea Party and the Remaking of Republican Conservatism*, Oxford University Press, Oxford 2012, 246 S., geb., 24,95 \$.

7 Vgl. *Alan Brinkley*, *The Problem of American Conservatism*, in: *AHR* 99, 1994, S. 409–429; in eine ähnliche Richtung argumentierte bereits Michael Kazin zwei Jahre zuvor in einer Sammelrezension über den amerikanischen Konservatismus, vgl. *Michael Kazin*, *The Grass-Roots Right. New Histories of U.S. Conservatism in the 20th Century*, in: *AHR* 97, 1992, S. 136–155.

8 *Robert B. Horwitz*, *America's Right. Anti-establishment Conservatism from Goldwater to the Tea Party*, Cambridge 2013, preface, S. VI.

Gesamtdarstellungen der Bewegung und ihrer Protagonisten quasi ungebrochen. Jedenfalls: All diese Arbeiten (die nicht selten auch die gleiche Geschichte erzählen) in ihrer Gesamtheit zu würdigen, wäre selbst im Rahmen eines ausführlichen Forschungsberichts unmöglich. So kann es nur darum gehen, einige breite Schneisen in das Dickicht eines extrem ausdifferenzierten Forschungsfelds zu schlagen und dabei die entscheidenden Fragen und Kontroversen nachzuzeichnen – und schließlich vielleicht zu skizzieren, welche Innovationspotenziale sich daraus ergeben.<sup>9</sup>

Dabei soll es erstens um den amerikanischen Konservatismus als *intellectual history* gehen – ein Feld, das am frühesten bearbeitet wurde, um danach jedoch vernachlässigt zu werden, zweitens um Arbeiten, die sich mit den Akteuren und Strategien konservativer Mobilisierung seit den 1960er Jahren beschäftigt haben, drittens um die besondere Bedeutung der religiösen Rechten und viertens erscheint es lohnenswert, die Diskussionen abzubilden, die um die Frage kreisen, wie nachhaltig die *conservative revolution* das Land in den letzten Jahrzehnten wirklich verändert hat.

## II. BEWEGUNG DER POLITISCHEN IDEEN? ZUR *INTELLECTUAL HISTORY* DES AMERIKANISCHEN KONSERVATIVISMUS

Wenn es einen Bereich gab, für den Brinkleys Klage schon 1994 unzutreffend erschien, dann war es fraglos die Geschichte konservativer Intellektueller. Das mochte zum Teil auch den historischen Tatsachen geschuldet gewesen sein. Im Selbstverständnis vieler Akteure – was angesichts des immer wieder durchbrechenden Antiintellektualismus einzelner Vertreter der Republikanischen Partei erstaunlich erscheinen mag – hatte man sich stets als ideenzentrierte Bewegung verstanden. Im Kosmos des amerikanischen Konservatismus spielten die Traktate und Bücher führender Intellektueller tatsächlich eine ungewöhnlich große Rolle. Es existiert bis zum heutigen Tage eine regelrechte »Schriftkultur«<sup>10</sup>, zu der ein Kanon von einem knappen Dutzend wichtiger Bücher gehört: von Friedrich August von Hayeks »The Road to Serfdom«, Russel Kirks »The Conservative Mind« über William Buckleys »God and Man at Yale« und natürlich bis hin zu Ayn Rands dystopischem Roman-Bestseller »Atlas Shrugged«. Es ist jedenfalls auch für Forscher, die sich mit dem Innenleben der konservativen Organisationen vertraut gemacht haben, stets erstaunlich, wie stark dieses und andere Bücher dort von Aktivisten rezipiert und auch rezipiert werden.

Hinzu kam: Noch bevor sich die verschiedenen »Konservatismen« innerhalb der Republikanischen Partei zusammengeschlossen hatten, hatten sich als Konservative verstehende Intellektuelle bereits im Schulterschluss geübt. Genau das war das Thema von George Nashs »The Conservative Intellectual Movement in America« von 1976 – einem Buch also, das lange vor Brinkleys Bestandsaufnahme erschienen war und auch von diesem selbst als quasi einsamer Monolith zum Thema gewürdigt wurde.<sup>11</sup> Das Buch, zuletzt

<sup>9</sup> Hingewiesen werden muss an dieser Stelle auch auf die ausführliche Überblicksdarstellung von *Kim Phillips-Fein*, *Conservatism. A State of the Field*, in: *The Journal of American History* 2011, S. 723–743; für eine generelle, sinnvolle, auch ideengeschichtliche Einordnung des *American Conservatism* im Vergleich zum europäischen Verständnis von Konservatismus vgl. *Michael Hochgeschwender*, *Das Ende des Konsenses: Die Re-formation des US-amerikanischen conservatism seit den 1960er Jahren*, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 16, 2006, H. 4, S. 131–166.

<sup>10</sup> *Michael Lee*, *The Conservative Canon and Its Uses*, in: *Rhetoric and Public Affairs* 15, 2012, S. 1–40.

<sup>11</sup> Vgl. *George H. Nash*, *The Conservative Intellectual Movement in America since 1945*. Thirtieth-Anniversary Edition, Wilmington 2006.

wieder 2006 in Neuauflage erschienen, hat dabei früh den Grundtenor der Interpretation bestimmt. Obgleich Nash der Bewegung in Sympathie verbunden war, ist die Mehrzahl seiner liberalen Fachkollegen diesem Grundtenor gefolgt. Deswegen scheint es geboten, seine Grundzüge noch einmal zu skizzieren. Nash identifizierte drei separate ideengeschichtliche Stränge des amerikanischen Konservatismus: *Libertarians*, *Traditionalists* und *Anti-Communists*. In der Gruppe der *Libertarians* würdigte er primär den Einfluss europäischer Ökonomen, vor allem Friedrich August von Hayek, aber auch Ludwig von Mises, die aus der Auseinandersetzung mit den totalitären Diktaturen den Schluss gezogen hatten, dass sich ökonomische Freiheit und individuelle Freiheit nicht trennen ließen; gab man das eine auf, dann war man, in den Worten Hayeks, bereits auf dem »Weg zur Knechtschaft«.<sup>12</sup> Natürlich war das anschlussfähig an ältere amerikanische Traditionen: »States' Rights«, »limited government« oder »rugged individualism«. Aber Nash beharrte darauf, dass der entscheidende intellektuelle Überbau von europäischen Ökonomen kam.<sup>13</sup> Erst danach hätten amerikanische Autoren, wie zum Beispiel Albert Jay Nock, eine ausgereifte Kritik an der Ordnung des New Deal vornehmen können.

Die zweite Gruppe, die Nash identifizierte, waren die *Traditionalists*. Sie fürchteten weniger die Allmacht des Staats als die Versuchungen der Moderne. Dem europäischen Verständnis von Konservatismus, etwa im Sinne Edmund Burkes, kam diese Gruppe von Denkern am nächsten. Ihre wichtigsten Vertreter waren Richard Weaver und vor allem Russell Kirk, dessen Buch »The Conservative Mind«<sup>14</sup> schnell zum Klassiker aufstieg. Sie forderten eine Rückbesinnung auf christliche Werte, fürchteten sich vor der Massengesellschaft, glaubten an Ordnung und Hierarchie und warnten vor übereilten gesellschaftlichen Reformen.

Nash identifizierte überdies eine eigenständige dritte Gruppe: die *Anti-Communists*. Ganz stringent erschien diese Trias allerdings nicht mehr, handelte es sich beim Antikommunismus doch weniger um eine eigenständige, entwickelte Weltanschauung, sondern eher um eine übergreifende, negative Integrationsideologie: Sie war der Zement, der die anderen Konservatismen zusammenhielt.

Nash zeichnete das Zusammenwirken wie das Aufeinanderprallen dieser drei Gruppen vor allem anhand der Diskussionszusammenhänge innerhalb der »National Review« nach, jener von William F. Buckley 1955 gegründeten Zeitschrift, die bald als quasi-offizielles Organ der Bewegung galt. Buckley hatte eben nicht nur klare Grenzen demarkiert und dabei ultra-rechte Bewegungen wie die antisemitische und rassistische »John Birch Society« herausgedrängt. Es war ihm auch gelungen, die teilweise äußerst extravaganten und exaltierten Autoren der ersten Jahre bei der Stange zu halten, und das obgleich Misstrauen oder sogar offene Feindschaft zwischen den Protagonisten eher die Regel war. Allein: Wie diese Spannungen intellektuell aufgelöst wurden, darüber erfuhr man schon bei Nash letztlich nur wenig. Dieser verwies, gewiss zu Recht, neben Buckleys Moderationskünsten auf die Arbeiten von Frank Meyer, der besonderes Talent bei der Amalgamierung der verschiedenen Strömungen gezeigt habe. 1964, dem Jahr der Goldwater-Kampagne, sei er endgültig zum Stichwortgeber der sogenannten Fusionisten innerhalb der Bewegung aufgestiegen, als er in seiner Anthologie »What is Conservatism?« gemeinsame, konsensfähige Grundlagen von *Traditionalists* und *Libertarians* aufzeigte: Widerstand gegen staatliche Planung, den Vorrang des Individuums gegen staatliche Bevormundung, Antikommunismus und die Interpretation der Verfassung in ihrem vermeintlich ursprünglichen Verständnis.<sup>15</sup>

12 Friedrich August von Hayek, *The Road to Serfdom*, New York 2008.

13 Nash, *The Conservative Intellectual Movement in America since 1945*, S. 2.

14 Russell Kirk, *The Conservative Mind*. From Burke to Eliot, 3., überarb. Aufl., Chicago 1960.

15 Nash, *The Conservative Intellectual Movement in America since 1945*, S. 266ff.; Frank Meyer (Hrsg.), *What is Conservatism?*, New York 1964.



Jedenfalls: Die Forschung hat sich in den letzten Jahren eher auf Nash gestützt, statt sich an ihm ernsthaft abgearbeitet zu haben; größtenteils wird die *intellectual history* der Bewegung in den Grenzen erzählt, die Nash 1976 vorgegeben hat.<sup>16</sup> Es gibt bisher noch immer keine Gesamtdarstellung der konservativen Ideengeschichte, die diese herausfordern würde. Freilich ist mittlerweile eine Gruppe von Denkern in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, die bei Nashs erster Publikation diese Prominenz und Sichtbarkeit noch nicht besaß: die sogenannten *Neoconservatives*, eine Gruppe größtenteils jüdischer New Yorker Intellektueller um Irving Kristol und Norman Podhoretz.<sup>17</sup> Das Besondere an ihnen ist zunächst eine biografische Gemeinsamkeit: Bei fast allen handelt es sich um ehemalige Liberale, die in den 1960er Jahren aus Enttäuschung über die »Great Society« Lyndon B. Johnsons in das sich bereits formierte konservative Lager wechselten; Kristol selbst lieferte dabei die Definition für diese Art von konservativer Konversion: »A conservative is a liberal mugged by reality.«<sup>18</sup> In ihren innenpolitischen Positionen hatten sie bereits libertäre wie traditionalistische Positionen miteinander in Einklang gebracht (wenngleich sie weniger marktradikal waren als die ersteren), doch die entscheidende thematische Fixierung der *Neoconservatives* lag und liegt ohnehin auf einem ganz anderen Gebiet: Amerikas Rolle in der Welt. Beeinflusst von Leo Strauss und Carl Schmitt traten sie für eine interventionistische Außenpolitik ein, die neben klassischen, geostrategischen Motiven auch das Ziel verfolgte, Demokratie zu verbreiten. Seit dem 11. September hat diese Gruppe zumindest in der öffentlichen Debatte besondere Aufmerksamkeit erfahren: Sind es doch angeblich die *Neoconservatives* der »Zweiten Generation«, die innerhalb der Bush-Regierung besonders energisch auf den Regimewechsel im Irak drängten (wie etwa der stellvertretende Verteidigungsminister jener Jahre, Paul Wolfowitz).<sup>19</sup> Inwieweit dies zutreffend ist, wird erst durch die künftigen Arbeiten von Zeithistorikerinnen und -historikern festgestellt werden können, aber fraglos hat diese öffentliche Diskussion zu einer Intensivierung des Studiums der historischen Wurzeln der *Neoconservatives* beigetragen.<sup>20</sup>

Allerdings legen die gegenwärtigen Schwerpunkte nahe, dass die von Nash behauptete Balance von Traditionalisten und Libertären die Perspektive leicht verzerrt hat – scheinen die Ideen der letzteren schon damals und erst recht für unsere Gegenwart doch eine sehr viel größere Rolle zu spielen. Hatte Nash die Rolle der radikalen Verteidigerin eines ungezügelter Kapitalismus und Lobpreiserin des uneingeschränkter Egoismus, Ayn Rand, eher marginalisiert und buchstäblich als Randphänomen behandelt, gilt sie heute mit ihren millionenfach verkauften Romanen »Atlas Shrugged« und »The Fountainhead« als Wegbereiterin marktliberalen Denkens, die mehrere Generationen von Konservativen prägte,

16 Vgl. auch die Aufsatzsammlung von Nash, die mit dem Abstand von drei Jahrzehnten zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommt wie bereits in seinem Hauptwerk: *George H. Nash, Reappraising the Right. The Past and Future of American Conservatism*, ISI Books, Wilmington 2009, 446 S., geb., 27,95 \$.

17 Nur in Nashs letztem Kapitel (»Can the Vital Center Hold?«) spielen Kristol und andere *Neoconservatives* eine größere Rolle.

18 Zit. nach: *Allan J. Lichtman, White Protestant Nation. The Rise of the American Conservative Movement*, New York 2008, S. 284.

19 Vgl. das sehr anregende Buch über Geschichte und Gegenwart der Bewegung von *Micklethwait/Wooldridge, The Right Nation*, S. 198ff.

20 Besonders hervorzuheben ist dabei Benjamin Balints Geschichte des Magazins »Commentary«, an dessen ideologischer Standortverlagerung sich die Wandlungen der *Neoconservatives* zeigen, vgl. *Benjamin Balint, Running Commentary. The Contentious Magazine that Transformed the Jewish Left into the Neoconservative Right*, New York 2010; allgemeiner: *Justin Vaisse, Neoconservatism. The Biography of a Movement*, Cambridge, MA 2010.

wie vor allem die hervorragende Biografie von Jennifer Burns zeigt.<sup>21</sup> Während es hier oder bei übergreifenderen Darstellungen zum *libertarian movement* häufig darum geht, den bleibenden Einfluss dieser Strömung bis in die Gegenwart zu dokumentieren<sup>22</sup>, handeln die wenigen Arbeiten über die *Traditionalists* eher von am Ende stark marginalisierten Einflüssen; das gilt etwa für die *Southern Agrarians*, eine Gruppe von Intellektuellen aus den amerikanischen Südstaaten, die klassische Modernitätskritik betrieben, die Urbanisierung und Industrialisierung des Landes beklagten und eine Rückkehr zu Amerikas Wurzeln als Agrarland forderten.<sup>23</sup> Im Laufe der 1950er und 1960er Jahre aber seien solche und andere, eher im europäischen Sinne klassisch-konservative Positionen schließlich immer stärker marginalisiert worden.<sup>24</sup> Andere, wie etwa Julian Zelizer, glauben, dass Nashs Behauptung einer »Fusion« der verschiedenen Ideologeme in eine kohärente Weltanschauung eine Chimäre gewesen sei: Die konservative Bewegung sei ideologisch mindestens ebenso fragil gewesen wie die vorherige New-Deal-Koalition, ständig habe es Formelkompromisse und Ad-hoc-Bündnisse gegeben; nie hätten sich die verschiedenen Flügel auf einen gemeinsamen Nenner einigen können.<sup>25</sup>

Schließlich hat es insbesondere in den letzten Jahren mehrere Arbeiten gegeben, die nicht die unmittelbare Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als die entscheidende intellektuelle Formierungsphase der Bewegung betrachten, sondern historisch weiter ausholen. Zum einen gilt dieses für sehr breit angelegte, synthetisierende Arbeiten wie etwa Patrick Allitts »The Conservatives«, der die Wurzeln konservativen Denkens von den *Federalists* bis in die Bush-Jahre verfolgt.<sup>26</sup> Spezifischer sind zum anderen jedoch die Versuche, bereits die 1920er und 1930er Jahre als Formierungsphase des modernen Gegensatzes zwischen amerikanischem *liberalism* und *conservatism* zu sehen. Allan Lichtman sieht in seinem sehr kontrovers diskutierten Buch die 1920er Jahre als entscheidend an, als das weiße, protestantische Amerika sich aus Angst vor dem Verlust seiner kulturellen Vormachtstellung radikalisierte – weswegen er als genuine Vorläufer der Bewegung den Ku-Klux-Klan und andere rassistische Organisationen einstuft.<sup>27</sup> Geläufiger aber ist eine Neuperiodisierung, die den Widerstand gegen die Sozialgesetzgebung des New Deal als Beginn konservativen Widerstands gegen den modernen Interventions- und Wohlfahrtsstaat ansieht.<sup>28</sup> So

21 Jennifer Burns, *Goddess of the Market. Ayn Rand and the American Right*, Oxford/New York etc. 2009; vgl. außerdem aus neuerer Zeit, aber weniger explizit in Bezug auf Ayn Rands Bedeutung für den amerikanischen Konservatismus: Anne C. Heller, *Ayn Rand and the World She Made*, New York 2009.

22 Brian Doherty, *Radicals for Capitalism. A Freewheeling History of the Modern American Libertarian Movement*, New York 2007.

23 Paul V. Murphy, *The Rebuke of History. The Southern Agrarians and American Conservative Thought*, Chapel Hill, NC 2001.

24 Vgl. Jennifer Burns, In Retrospect: George Nash's The Conservative Intellectual Movement in America since 1945, in: *Reviews in American History* 32, 2004, S. 447–462; vgl. für eine eher pessimistische Bestandsaufnahme auch die Arbeit von Historikern, die sich selbst zum traditionell-konservativen Flügel der Bewegung zählen: Kenneth L. Deutsch/Ethan Fishman (Hrsg.), *The Dilemmas of American Conservatism*, The University Press of Kentucky, Lexington, KY 2010, 232 S., geb., 40,00 \$.

25 Julian E. Zelizer, Rethinking the History of American Conservatism, in: *Reviews in American History* 38, 2010, S. 367–392.

26 Patrick Allitt, *The Conservatives. Ideas and Personalities throughout American History*, New Haven, CT/London 2009.

27 Lichtman, *White Protestant Nation*. Vgl. hierzu die sehr kritische Rezension von David Frum, Point of Origin, in: *The New York Times*, 29.6.2008, URL: <<http://www.nytimes.com/2008/06/29/books/review/Frum-t.html>> [25.2.2014].

28 Kim Phillips-Fein, *Invisible Hands. The Making of the Conservative Movement from the New Deal to Reagan*, New York 2009; Gordon Lloyd/David Davenport, *The New Deal and Modern American Conservatism. A Defining Rivalry*, Stanford 2013.

sehen einige Roosevelts Vorgänger im Weißen Haus, Herbert Hoover, als wirklichen Spiritus Rector eines konservativen Laissez-faire<sup>29</sup>, während andere die von Industrie-Tycoonen finanzierte »Liberty League« als Vorläufer identifizieren.<sup>30</sup>

### III. AKTEURE UND STRATEGIEN KONSERVATIVER MOBILISIERUNG

Doch wie bereits erwähnt: Stärker als von den ideengeschichtlichen Potenzialen der Bewegung hat sich die amerikanische Geschichtswissenschaft von deren Fähigkeit zu Massenmobilisierung fasziniert gezeigt – hier, in ihrer Strategie- und Organisationsfähigkeit, und nicht etwa in der Anziehungskraft konservativer Ideen, wird der eigentliche Grund für die lange anhaltende Erfolgsgeschichte der Bewegung gesehen. Dabei ist es allgemeiner Konsens, dass die 1950er und 1960er Jahre als Sattelzeit konservativer Sammlung gelten können und die Mobilisierung dann Ende der 1970er Jahre ihren Höhepunkt erreichte.<sup>31</sup> Sehr früh stand dabei zum einen die These des konservativen Backlash im Vordergrund: Als Reaktion auf die beschleunigte Modernisierung der Nachkriegszeit mit ihrer Infragestellung traditioneller Moralvorstellungen, eine teils militante Jugend- und Studentenkultur und schließlich auf das Scheitern der übertriebenen Hoffnungen in die Sozial- und Umverteilungspolitik der »Great Society« Lyndon B. Johnsons hätte sich insbesondere die weiße Mittelschicht für konservative Botschaften immer stärker empfänglich gezeigt.<sup>32</sup> Nichts freilich hat nach dieser Lesart so sehr das Ende demokratischer Dominanz eingeleitet wie die Bürgerrechtspolitik zur Beseitigung der Benachteiligung der Afroamerikaner im Süden der USA, symbolisiert durch den »Civil Rights Act« von 1964 und den »Voting Rights Act« von 1965. Die Partei entfremdete sich dadurch von ihrer bis dahin treuesten Klientel: weißen, konservativen Wählern aus den Südstaaten.<sup>33</sup> Schon mit der Wahl Richard Nixons 1968 und seiner »Southern Strategy« konnte der Süden dann erstmals zur Bastion der Republikanischen Partei werden.<sup>34</sup>

Doch mit der Zeit hat sich der Akzent verlagert: Ohne die Veränderungen des gesellschaftlichen Klimas außer Acht zu lassen, liegt der Schwerpunkt heute stärker bei den spezifischen »Leistungen« konservativer Eliten und wie sie aus den veränderten Rahmenbedingungen Kapital schlagen konnten. Dies gilt besonders für den jahrzehntelangen Aufbau eines intellektuellen Paralleluniversums, das die konservative Bewegung zum angeblich liberal geprägten »Establishment« errichtet hat, mit dem Ziel – so die allgemeine Auffassung –, die Hoheit über den öffentlichen Diskurs zu erobern: Zeitschriften, Zeitun-

29 Ebd.

30 *Phillips-Fein*, *Invisible Hands*.

31 *Bruce J. Schulman/Julian E. Zelizer* (Hrsg.), *Rightward Bound. Making America Conservative in the 1970s*, Harvard University Press, Cambridge, MA/London 2008, 384 S., kart., 22,50 €.

32 Auch in den Darstellungen konservativer Historiker spielt, bei aller Würdigung der »Helden« der Bewegung wie etwa Ronald Reagan, die Backlash-These eine große Rolle, vgl. etwa *Steven F. Hayward*, *The Age of Reagan. The Fall of the Old Liberal Order 1964–1980*, New York 2001. Vgl. für eine neuere Darstellung zur Entfremdung der weißen Arbeiterklasse von der demokratischen Partei auch *Colleen Doody*, *Detroit's Cold War. The Origins of Postwar Conservatism*, University of Illinois Press, Urbana 2013, 192 S., geb., 50,00 \$.

33 Vgl. hier stellvertretend für zahlreiche andere Arbeiten zum Komplex »Conservatism and Race« vor allem *Joseph E. Lowndes*, *From the New Deal to the New Right. Race and the Southern Origins of Modern Conservatism*, New Haven, CT/London 2008; *Dan T. Carter*, *The Politics of Rage. George Wallace, the Origins of the New Conservatism, and the Transformation of American Politics*, New York 1995.

34 Vgl. *Earl Black/Merle Black*, *The Rise of Southern Republicans*, Cambridge, MA/London 2003.

gen und Verlage, Schulen, Universitäten und vor allem konservative Thinktanks. Doch über letztere existieren trotz ihres unbestreitbar gewaltigen Einflusses auf republikanisch dominierte Regierungen bislang nur sehr wenig fundiert historische Studien; Arbeiten, die sich der Gründung des immerhin schon 1943 aus der Taufe gehobenen »American Enterprise Institute« widmen, sucht man ebenso vergeblich wie Arbeiten zur nicht minder einflussreichen »Heritage Foundation«, deren Gründung in den 1970er Jahren erfolgte.<sup>35</sup> Dabei sind die Spuren dieser Institutionen in vielen Einzelstudien stets gegenwärtig. Ein hervorstechendes Beispiel ist die Arbeit von Steven Teles, der den großen Einfluss einzelner Thinktanks bei seiner Geschichte des »Conservative Legal Movement«, das versuchte, konservative Ideen in den rechtswissenschaftlichen Fakultäten und juristischen Berufsverbänden durchzusetzen, angemessen würdigt.<sup>36</sup>

Anders sieht es bei der Forschung zu den Leitmedien der Bewegung aus: Insbesondere zur »National Review«, aber auch zu anderen Zeitschriften, existiert mittlerweile eine Fülle an Literatur.<sup>37</sup> Einzig die Geschichte des immens einflussreichen »Talk Radios« – allein der ultrakonservative Radio-Host Rush Limbaugh erreicht mit seinem Programm je de Woche Millionen Amerikaner – scheint bisher eher wenig Beachtung zu finden, wenngleich vereinzelt darauf hingewiesen wurde, dass auch hier die Wurzeln bis in die 1940er Jahre zurückreichen.<sup>38</sup>

Interessanterweise hat die Analyse der konservativen Massenorganisationen gezeigt, dass selbst inmitten der vordergründig so progressiven 1960er Jahre bereits längst gegenläufige Prozesse stattfanden – im Grunde also bevor eine militante *Counterculture* Angst und Verunsicherung in der amerikanischen Mittelklasse hätte hervorrufen können. Entscheidend erscheint hier vor allem die Rolle der Jugendorganisation »Young Americans for Freedom« (YAF), wie sie von Gregory Schneider und anderen analysiert wurde.<sup>39</sup> 1960 mit maßgeblicher Unterstützung von Buckley gegründet, hat sie versucht, ein Gegengewicht zur linken »Gegenkultur« an den amerikanischen Colleges zu schaffen, unter anderem durch ihre Unterstützung des Vietnamkriegs. Bei der Kampagne Barry Goldwaters

35 Vgl. allerdings neuerdings den »Insiderbericht« des mit »Heritage« affilierten Historikers *Lee Edwards*, *Leading the Way. The Story of Ed Feulner and the Heritage Foundation*, New York 2013; allgemein zu konservativen Thinktanks: *Jason Stahl*, *From Without to Within the Movement. Consolidating the Conservative Think Tank in the 1960s*, in: *Laura Jane Gifford/Daniel K. Williams* (Hrsg.), *The Right Side of the Sixties. Reexamining Conservatism's Decade of Transformation*, Palgrave Macmillan, New York 2012, 284 S., geb., 90,00 \$, S. 101–120. Stahl (auf S. 115, Anm. 3) versucht im Übrigen, diese Forschungslücke durch die schlechte Materiallage zu begründen. Vgl. weiterhin allgemeiner *Alice O'Connor*, *Financing the Counterrevolution*, in: *Bruce J. Schulman/Julian E. Zelizer* (Hrsg.), *Rightward Bound. Making America Conservative in the 1970s*, Cambridge, MA/London 2008, S. 148–170. Zahlreiche Hinweise auf den Aufbau einer konservativen Expertenkultur finden sich allerdings auch bei *Daniel T. Rodgers*, *Age of Fracture*, Harvard University Press, Cambridge 2011, 352 S., kart., 29,95 \$.

36 Vgl. *Steven M. Teles*, *The Rise of the Conservative Legal Movement. The Battle for Control of the Law*, Princeton, NJ 2010.

37 Zum Überblick über konservative Zeitschriften im 20. Jahrhundert vgl. *Ronald Lora/William Henry Longton* (Hrsg.), *The Conservative Press in Twentieth-Century America*, Westport, CT 1999; *Jeffrey Peter Hart*, *The Making of the American Conservative Mind. National Review and Its Times*, Wilmington, DE 2005; *Carl T. Bogus*, *Buckley. William F. Buckley Jr. and the Rise of American Conservatism*, Bloomsbury Press, New York 2011, 416 S., kart., 20,00 \$.

38 Vgl. *Heather Hendershot*, *What's Fair on the Air? Cold War Right-Wing Broadcasting and the Public Interest*, Chicago/London 2011.

39 Vgl. *Gregory L. Schneider*, *Cadres for Conservatism. Young Americans for Freedom and the Rise of the Contemporary Right*, New York/London 1999; *John A. Andrew III.*, *The Other Side of the Sixties. Young Americans for Freedom and the Rise of Conservative Politics*, New Brunswick, NJ 1997.

für die Nominierung als republikanischer Präsidentschaftskandidat 1963/64 spielten die Aktivisten der YAF schließlich eine entscheidende Rolle und zahlreiche Galionsfiguren der konservativen Bewegung gerieten hier zum ersten Mal mit Politik in Berührung. Allerdings lässt sich selten die Bewegung innerhalb solch fester Strukturen analysieren. Eher hat man den Eindruck, dass die Formierung und Mobilisierung des amerikanischen Konservatismus in den 1960er und 1970er Jahren im Rahmen kurzfristiger Issue-Kampagnen verlief: Ein bestimmtes Thema wurde virulent und mit Unterstützung konservativer Eliten gründeten sich Gruppen, die sich einzig und allein dieses Themas annahmen. Das galt etwa für die von Phyllis Schlafly gegründete STOP-ERA-Bewegung, die Anfang der 1970er Jahre aus Furcht vor dem Zerfall der traditionellen Familie Front gegen das »Equal Rights Amendment« (ERA) machte.<sup>40</sup> Doch auch wenn diese und andere Bewegungen danach schnell wieder von der Bildfläche verschwanden: Durch sie wurden Netzwerke zwischen den verschiedenen Akteuren geschaffen, die insbesondere in den Wahlkämpfen republikanischer Politiker wieder aktiviert werden konnten. Überhaupt gilt: Da die amerikanischen Parteien selbst als Organisationen rudimentär sind, waren die Wahlkampagnen von Politikern wie Richard Nixon, Barry Goldwater, Ronald Reagan bis hin zu George W. Bush stets die entscheidenden »Rallying Points«, durch die sich die Bewegung definierte und in denen über die programmatische Ausrichtung entschieden wurde.<sup>41</sup> Die Kampagnen Goldwaters und Reagans etwa sorgten so für jene Art von Gemeinschaft stiftendem Generationenerlebnis, wie es auf der politischen Linken mit der Teilnahme an sozialen Bewegungen der Fall war.

#### IV. DIE RELIGIÖSE RECHTE

Darüber hinaus stellt, wenig überraschend, die Analyse der Mobilisierung der christlichen Rechten einen wichtigen Schwerpunkt der historischen Forschung zum amerikanischen Konservatismus dar, wenngleich die Grenzen zu Nachbardisziplinen, wie etwa der Religionssoziologie, fließend verlaufen. In der Tat scheint kaum etwas so offenkundig zur Erklärung der gegenwärtigen Polarisierung der amerikanischen Politik beizutragen wie die »Culture Wars«<sup>42</sup> zwischen dem liberalen und konservativen Amerika. Viele Beobachter hat diese Entwicklung unvorbereitet getroffen, nicht nur, weil die amerikanische Gesellschaft nicht dem Säkularisierungspfad europäischer Gesellschaften folgte, sondern auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts tief religiös blieb. Darüber hinaus schien zunächst auch wenig dafür zu sprechen, dass dieses religiöse Revival tiefer gehende politische Konsequenzen haben würde. Religiöse Fragen spielten bis in die 1970er Jahre nur eine geringe Rolle in der amerikanischen Politik. Wenn sie dies taten, so schien religiöses Engagement – wie etwa beim »Civil Rights Movement« – eher mit progressiven Anliegen verknüpft. Strukturierend für die Konflikte im amerikanischen Parteiensystem waren zumindest vordergründig eher sozioökonomische und ethnische Konfliktlinien gewesen. In den 1970er Jahren aber änderte sich das und besonders mit dem Auftreten der religiösen

40 Vgl. hier vor allem die brillante Biografie von *Donald T. Critchlow*, *Phyllis Schlafly and Grassroots Conservatism. A Woman's Crusade*, Princeton, NJ 2005.

41 Vgl. zur Bedeutung der genannten Kampagnen für die Formierung und Identitätsbildung des amerikanischen Konservatismus: *Laura Jane Gifford*, *The Center Cannot Hold. The 1960 Presidential Election and the Rise of Modern Conservatism*, DeKalb 2009; *Perlstein*, *Before the Storm*; *Matthew Dallek*, *The Right Moment. Ronald Reagan's First Victory and the Decisive Turning Point in American Politics*, Oxford/New York etc. 2004; *Andrew P. Hogue*, *Stumping God. Reagan, Carter, and the Invention of a Political Faith*, Baylor University Press, Waco 2012, 343 S., geb., 49,95 \$.

42 *James Davison Hunter*, *Culture Wars. The Struggle to Define America*, New York 1991.

Rechten entstand eine neue Konfliktlinie, die alte Cleavages überlagerte, bisweilen sogar verdrängte. Unter anderem ausgelöst durch die liberalen Entscheidungen des Supreme Court zu Abtreibung (Roe vs. Wade, 1973) und Schulgebet (Engel vs. Vitale, 1962), kam es dabei vor allem zur Politisierung und Mobilisierung der evangelikalen Bewegung.<sup>43</sup>

Der Begriff »evangelikal« selbst ist dabei äußerst unscharf, bezeichnet er doch keine zentralisierte Amtskirche, sondern dient als Oberbegriff für protestantische Gemeinden, die sich durch bestimmte gemeinsame Merkmale auszeichnen – die allerdings wiederum so umstritten sind, dass manche der Meinung sind, der Begriff sei insgesamt wenig brauchbar und man sollte ihn vielleicht ganz vergessen.<sup>44</sup> Dennoch hat die Forschung disziplinübergreifend an dem Begriff festgehalten.<sup>45</sup> Bezeichnet werden mit dem Oberbegriff »evangelikal« in der Regel konservative protestantische Kirchengemeinden, deren Gemeindeglieder an der wörtlichen Interpretation der Bibel festhalten und eine persönliche Glaubenserfahrung, oft im Sinne einer religiösen Konversion, für sich beanspruchen – und sich somit als »born-again Christians«, als »wiedergeborene Christen« definieren. Entscheidend ist dabei, dass der evangelikale Protestantismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts rasant gewachsen ist – während die liberalen Kirchen des »Mainline Protestantism« ebenso markant schrumpften. In der Konsequenz kommt es seitdem zu einer moralisch hoch aufgeladenen Polarisierung des Landes, die jedoch zunächst vor allem ein Konflikt innerhalb des amerikanischen Protestantismus darstellt.

Um zwei Fragen kreist dabei die Diskussion: erstens, und diese Frage ist quasi vorge-schaltet und betrifft den amerikanischen Konservatismus noch nicht direkt: Wie erklärt sich das Wachstum des amerikanischen Evangelikalismus? Zweitens: Warum wird dieser dann schließlich Teil der konservativen Allianz? Denn dieser Prozess ist bei genauerer Betrachtung weitaus weniger zwangsläufig, als man meinen könnte.

Die diskutierten Gründe für den Aufstieg der evangelikalen Bewegung können hier nur angerissen werden: Zum einen haben zahlreiche Historiker und Soziologen vorgeschlagen, sie trotz ihrer konservativen Theologie eben gerade nicht als Gegenbewegung gegen die Moderne zu interpretieren, sondern als spezifischen Ausdruck von Modernität. So hätte die evangelikale Bewegung im Habitus zahlreiche Impulse aus den Jugendbewegungen und der *Counterculture* der 1960er Jahre aufgenommen und sich früher als andere Kirchen moderne Kommunikationsmittel zu eigen gemacht.<sup>46</sup> Die Betonung des individuellen Gotteserlebnisses und die Ablehnung klerikaler Hierarchien hätten überdies ebenso kongenial zu den Individualisierungserfahrungen in modernen Gesellschaften gepasst.<sup>47</sup> Eine zweite Erklärungsebene sieht den Erfolg des Evangelikalismus eng mit den Suburbanisierungsprozessen des Landes verknüpft. Insbesondere in den stark prosperierenden Bundesstaaten des Sunbelts im Südwesten der USA hätten evangelikale Kirchengemeinden mit ihrer Dienstleistungsmentalität und den nach den Gesetzen der Konsumgesellschaft strukturierten »Mega-Kirchen« jenen Sinn nach Gemeinschaftlichkeit ge-

43 Als generellen Überblick zum Komplex »Politik und Religion« in den USA vgl. *Kenneth D. Wald/Allison Calhoun-Brown*, Religion and Politics in the United States, Lanham, MD 2011.

44 Vgl. *Donald W. Dayton*, Some Doubts about the Usefulness of the Category »Evangelical«, in: *ders./Robert K. Johnston* (Hrsg.), The Variety of American Evangelicalism, Knoxville, TN 1991, S. 245–251.

45 Vgl. *Michael Hochgeschwender*, Amerikanische Religion. Evangelikalismus, Pfingstlerum und Fundamentalismus, Frankfurt am Main/Leipzig 2007.

46 Vgl. *Axel R. Schäfer*, Countercultural Conservatives. American Evangelicalism from the Postwar Revival to the New Christian Right, University of Wisconsin Press, Madison, WI/London 2011, 264 S., kart., 29,95 \$.

47 Vgl. vor allem *Michael Lienesch*, Redeeming America. Piety and Politics in the New Christian Right, Chapel Hill, NC 1993; *James Davison Hunter*, Evangelicalism. The Coming Generation, Chicago/London 1987.



stillt, der in den aus den Boden schießenden Reißbrett-Siedlungen sonst kaum vorfindbar war.<sup>48</sup>

Dass alles freilich erklärt nicht unbedingt, warum sie ab den 1980er Jahren zum loyalsten Wählerblock der Republikanischen Partei wurden. Denn was heute als Selbstverständlichkeit gilt, ist tatsächlich, historisch betrachtet, eher eine Entwicklung jüngeren Datums. Zunächst hatten evangelikale Kirchenführer oft genug eine progressive Agenda verfolgt, standen etwa keinesfalls für einen schrankenlosen Kapitalismus. Und noch 1976, bei der Wahl des Südstaatlers Jimmy Carters, der selbst ein »born-again Christian« war, hatten die Demokraten eine Mehrzahl von ihnen für sich gewinnen können. Ironischerweise war es gerade Carter gewesen, der – im Nachgang der Watergate-Affäre – Moral und Politik aufs Engste miteinander verknüpft hatte, damit zahlreiche der führenden Köpfe der Bewegung für sich einnehmen konnte und so den Evangelikalismus erst endgültig in die Sphäre der Politik gelockt hatte.<sup>49</sup> 1980 aber, bei der Wahl Ronald Reagans, hatten sich die Verhältnisse bereits radikal umgedreht: Enttäuscht von der Carter-Regierung hatten sich die Führungseliten der Bewegung vom Präsidenten abgewendet<sup>50</sup>; 1979 hatte der Baptistenprediger Jerry Falwell die »Moral Majority« gegründet, die dafür sorgte, dass Reagan die Stimmen des evangelikalen Amerika mit großem Vorsprung gewann. Allerdings gehört es weiterhin zu einer der strittigsten Fragen in der Forschung über den amerikanischen Konservatismus, wie es auch fortan gelingen konnte, die Bewahrer christlicher Moralvorstellungen mit den libertären Elementen der Bewegung, die seit den 1960er Jahren innerhalb der »Grand Old Party« den Ton angaben, dauerhaft in eine Koalition zusammenzubringen.

Im Grunde sind es zwei verschiedene Interpretationen, die hier dominieren. Zum einen wird diese Allianz als das Resultat geschickter Bündnispolitik zwischen evangelikalen Kirchenführern, anderen christlichen Glaubensgemeinschaften sowie mit den übrigen Fraktionen innerhalb der Republikanischen Partei interpretiert. Der christlichen Rechten gelang es dabei in den 1970er Jahren zunehmend, die durchaus vorhandenen liberalen Einflüsse zu marginalisieren und etwa in der nationalen Dachvereinigung, der »National Association of Evangelicals« (NAE)<sup>51</sup>, die Diskurshegemonie zu erringen. Gleichzeitig achteten sie darauf, die früheren Konfessionsschranken (sowohl zu Katholiken als auch zu anderen protestantischen Kirchen) durch einen betont transkonfessionellen Ansatz, auch in der Liturgie, zu minimieren; tatsächlich kam es daher bald zu einer stärkeren Zusammenarbeit der konservativen Elemente in allen christlichen Konfessionen, was sich auch im Wahlverhalten niederschlug: Hatte es bis dahin ein reines Konfessions-Cleavage gegeben, da die Demokraten traditionell katholische ethnische Minderheiten der großen Emigrationswelle um 1900 (Iren, Polen, Italiener) an sich gebunden hatten, wählten fortan die konservativen und regelmäßig praktizierenden Christen aller Konfessionen überwiegend republikanisch, während liberalere Christen (und natürlich säkulare Wähler) den Demokraten bevorzugt ihre Stimme gaben.<sup>52</sup>

Überdies gab es die bewussten und gezielten Strategien konservativer »Bewegungsunternehmer«, eine Allianz zu schmieden – die hier jedoch erschöpfend kaum dargestellt

48 Vgl. *Eileen Luhr*, *Witnessing Suburbia. Conservatives and the Christian Youth Culture*, Berkeley, CA/Los Angeles etc. 2009; *Robert Booth Fowler*, *Unconventional Partners. Religion and Liberal Culture in the United States*, Grand Rapids, MI 1989.

49 Vgl. vor allem *J. Brooks Flippin*, *Jimmy Carter, the Politics of Family, and the Rise of the Religious Right*, Athens, GA 2011.

50 Vgl. auch *Hogue*, *Stumping God*.

51 So zum Beispiel *Schäfer*, *Countercultural Conservatives*.

52 Vgl. hierzu vor allem *Hunter*, *Culture Wars*.



werden können.<sup>53</sup> Eine bedeutende Rolle spielte dabei allerdings fraglos Paul Weyrich, der in den 1970er Jahren maßgeblich an der Gründung der wichtigsten konservativen Thinktanks mitgewirkt hatte und nun dafür sorgte, dass reiche Industrielle die moralischen Kreuzzüge der christlichen Rechten gegen Abtreibung oder Pornografie finanziell unterstützten. In der Reagan-Regierung schließlich drangen Aktivisten der Bewegung schnell in zahlreiche Schlüsselpositionen vor.<sup>54</sup> Auch wählte Reagan Versammlungen der religiösen Rechten, um wichtige programmatische Offensiven anzukündigen – so etwa 1983 bei der Jahresversammlung der NAE, wo er seine legendär gewordene »Evil Empire«-Rede über die Sowjetunion hielt. Eine andere Frage freilich ist, ob Reagan die Herzenthemen der »Christian Right« wirklich so am Herzen lagen, wie er vorgab; die Bilanz der von ihm vorangebrachten oder unterstützten Gesetzesvorlagen scheint – wie unten gezeigt wird – eine andere Sprache zu sprechen.

Es gibt jedoch noch eine zweite Interpretationslinie. Sie steht nicht unbedingt im Gegensatz zu jenen Arbeiten, die vor allem die Kooperation der verschiedenen Akteure und die großen habituellen Anpassungsleistungen der evangelikalen Bewegung würdigen. Aber im Ganzen stehen hier eher die ideologischen Schnittmengen zwischen den verschiedenen Flügeln der Bewegung im Vordergrund. Theoretisch, so der Kern des Arguments, mochte es zwar gewaltige Gegensätze geben zwischen einer religiösen Rechten, die den Eingriff des Staats zur Aufrechterhaltung von Moral und Ordnung fordert, und der libertären Auffassung, dass der Staat sich in das Privatleben der Bürger nicht einzumischen habe. Aber insbesondere in Fragen der Sozialpolitik, so die These, seien die Gemeinsamkeiten im Laufe des 20. Jahrhunderts gewachsen. Zum einen habe es trotz der Tatsache, dass evangelikale Christen häufig eine progressive Agenda verfolgt hätten, hier immer schon eine Affinität für puritanische Wirtschaftsauffassungen gegeben, nach denen wirtschaftlicher Erfolg ebenso verdient sei wie wirtschaftliches Scheitern, weswegen der Markt selbst die göttliche Ordnung der Dinge widerspiegeln – und man daher in diesen so wenig wie möglich eingreifen solle.<sup>55</sup>

Zum anderen zeigen gerade viele der hervorragenden Regionalstudien der letzten Jahre, welchen Einfluss die Geografie sowie die generell gewaltigen inneramerikanischen Migrationsströme nach 1945 auf die Verschmelzung von kapitalistischer Wirtschaftsethik mit tiefer Religiosität hatten. Insbesondere in den boomenden Sunbelt-Staaten im Südwesten der USA – also dort, wo evangelikale Kirchen sich des größten Zulaufs erfreuten – hatten zahlreiche der zugezogenen Neuankömmlinge aus dem tiefen Süden der USA und auch den Rustbelt-Staaten einen rasanten sozialen Aufstieg hinter sich gebracht und lebten nun in den hochgradig individualisierten und privatistischen, gigantischen Suburbs rund um Städte wie Los Angeles oder auch Phoenix – Orte, die in ihrer sozioökonomischen Homogenität, aber auch in der für sie charakteristischen weitestgehenden Abwesenheit von Räumen öffentlicher Begegnung nicht unbedingt die Vorstellung von der Sinnhaftigkeit gesellschaftlicher Umverteilung förderten.

Insbesondere Darren Dochuk hat in seiner glänzenden Studie über Südkalifornien gezeigt, wie diese protestantische Migranten aus der Arbeiterklasse, die noch als New-Deal-Demokraten in den Sunbelt gezogen waren, empfänglich für libertäre Auffassungen über die Rolle des Staats wurden.<sup>56</sup> In eine ähnliche Richtung argumentierte schon Lisa Mc-

53 Vgl. noch immer *Lienesch*, *Redeeming America*.

54 *William C. Martin*, *With God on Our Side. The Rise of the Religious Right in America*, New York 1996.

55 Vgl. *William E. Connolly*, *Capitalism and Christianity, American Style*, Durham, NC 2008.

56 *Darren Dochuk*, *From Bible Belt to Sun Belt. Plain-Folk Religion, Grassroots Politics, and the Rise of Evangelical Conservatism*, W. W. Norton & Company, Inc., New York 2010, 520 S., geb., 35,00 \$.

Girr in ihrer 2001 entstandenen Studie über Orange County. Noch stärker als Dochuk in seinem Buch hat sie herausgearbeitet, welche bedeutende Rolle die im Kalten Krieg boomende Militärindustrie bei der Formierung konservativer Weltbilder spielte. Ihre zentrale Stellung für die Ökonomie des Südwestens prägte ebenfalls das Weltbild vieler Amerikaner und machte diese auch für die aggressivere Außenpolitik der Republikanischen Partei zugänglich.<sup>57</sup> Diese und viele anderen Studien zum Sunbelt<sup>58</sup> machen somit auch deutlich, dass die Formierung des amerikanischen Konservatismus keineswegs primär aus Statusunsicherheiten resultierte und die Bewegung somit quasi aus klassischen Modernisierungsverlierern bestand. Vielmehr rekrutierte sie sich aus Amerikanerinnen und Amerikanern, die den optimistischen »American Creed« in ihren eigenen Gemeinschaften verkörpert sahen und Suburbia zum moralischen Gegenpol der von zahlreichen sozialen Problemen überhäuftten amerikanischen Innenstädte stilisierten.

Eine besondere Konstellation bestand in dieser Hinsicht in den Südstaaten. Dort hatte man – spätestens seit dem New Deal – einer intervenierenden Rolle des Staats grundsätzlich positiv gegenübergestanden, und das galt auch und gerade für evangelikale Protestanten. Doch mit der Durchsetzung der Maßnahmen aus dem »Civil Rights Act« und dem »Voting Rights Act« kam es hier zu einer Neubewertung der Rolle der Zentralregierung in Washington, die nun primär mit der Aufhebung der Rassentrennung assoziiert wurde.<sup>59</sup> Überhaupt scheint die These plausibel, dass die Kontroversen um die Sozialpolitik auch viele rassistische Ressentiments absorbierten, die im öffentlichen Diskurs nicht länger sagbar erschienen, wurde doch suggeriert, bei den Empfängern staatlicher Umverteilung handle es sich in erster Linie um Afroamerikaner und andere Minderheiten.<sup>60</sup> Aus dieser Perspektive wählten jedenfalls viele konservative weiße Südstaatler die Republikanische Partei nicht trotz ihrer wirtschafts- und sozialpolitischen Positionen, sondern gerade wegen dieser.<sup>61</sup>

#### V. MÄCHTIG, ABER WIRKUNGSLOS? DIE KONTROVERSE UM DIE BILANZ DER »KONSERVATIVEN REVOLUTION«

Freilich gibt es seit einigen Jahren eine Gegenerzählung zur angeblichen Ära konservativer Dominanz seit 1968. Diese Gegenerzählung bestreitet dabei weder die Erfolge der konservativen Bewegung, die Republikanische Partei in ihrem Sinne umzugestalten, noch negiert sie die Wahlerfolge der Partei oder aber den Willen der Akteure zur durchaus grundlegenden gesellschaftlichen und politischen Transformation. Stattdessen bilanziert sie nüchtern, in welchen Bereichen Politik und Gesellschaft des Landes tatsächlich seit den 1960er und 1970er Jahren – den Dekaden einer vermeintlichen konservativen Tendenzwende – nach rechts gerückt sind. Eine solche Sichtweise allerdings enthüllt dann in der Tat die Grenzen der angeblichen »konservativen Revolution«.

57 Lisa McGirr, *Suburban Warriors. The Origins of the New American Right*, Princeton, NJ 2001.

58 Vgl. unter anderem *Matthew D. Lassiter, The Silent Majority. Suburban Politics in the Sunbelt South*, Princeton, NJ 2006; *Elizabeth Tandy Shermer, Sunbelt Capitalism. Phoenix and the Transformation of American Politics (Politics and Culture in Modern America)*, University of Pennsylvania Press, Philadelphia, PA 2013, 432 S., geb., 49,95 \$.

59 Vgl. *Kevin M. Kruse, White Flight. Atlanta and the Making of Modern Conservatism*, Princeton University Press, Princeton 2005, 352 S., geb., 50,00 \$.

60 *Martin Gilens, Why Americans Hate Welfare. Race, Media, and the Politics of Antipoverty Policy*, Chicago/London 1999.

61 Vgl. etwa *Nancy MacLean, Neo-Confederacy Against the New Deal. The Regional Utopia of the Modern American Right*, in: *Matthew D. Lassiter/Joseph Crespino (Hrsg.), The Myth of Southern Exceptionalism*, Oxford/New York etc. 2009, S. 308–330.

Vergleicht man etwa die Ziele des amerikanischen Konservativismus bezüglich der Erhaltung traditioneller Moralvorstellungen mit den tatsächlichen Resultaten, dann muss die Bilanz recht nüchtern ausfallen. Mancher Ausnahme zum Trotz: Alles in allem dürfte die amerikanische Gesellschaft heute gewiss nicht weniger liberal sein als im Jahr 1968, als mit der Wahl Richard Nixons angeblich die Dekaden konservativer Vorherrschaft eingeläutet wurden. In der dominanten Populärkultur spielte und spielt Sex weiter eine bedeutende Rolle; Homosexualität ist weitaus akzeptierter, als es noch vor Jahrzehnten der Fall war, und in immer mehr Bundesstaaten sind gleichgeschlechtliche Ehen erlaubt; die Scheidungsraten sind beständig gestiegen (interessanterweise übrigens besonders in republikanisch dominierten Bundesstaaten) und die traditionelle Kernfamilie hat überhaupt insgesamt weniger Anhänger als in der Vergangenheit. Selbst bei der Frage der Religiosität der amerikanischen Gesellschaft ist die Lage komplizierter, als es die These von Amerikas Sonderweg der nicht vollzogenen Säkularisierung suggeriert: Denn die Anzahl jener, die angeben, überhaupt keiner Religion anzugehören, ist auch auf der anderen Seite des Atlantiks gewachsen, wenngleich nicht in so dramatischem Umfang wie in Europa.<sup>62</sup> Natürlich gibt es heute überall in den USA Inseln tiefer Religiosität und traditioneller Moralvorstellungen, aber »Mainstream-Amerika« haben all die Kreuzzüge der konservativen Bewegung offenkundig kaum erreicht.

Man mag einwenden, dass solch grundlegende gesellschaftliche Wandlungsprozesse ohnehin vom Willen politischer Akteure wenig zu beeinflussen sind. Nur: Was sagt dieses dann über die tatsächlichen Mentalitäten und Mehrheitsverhältnisse im Land aus? Vor allem aber haben konservative Politiker an jenen Stellen, wo konkrete politische Handlungsspielräume vorhanden waren, letztlich wenig getan, um die Vorhaben der religiösen Rechten zu unterstützen. Das ist auch die These des stark diskutierten Buchs von David T. Courtwright, »No Right Turn«.<sup>63</sup> Auch für ihn stellt die Präsidentschaft Ronald Reagans von 1981 bis 1989 so etwas wie den entscheidenden Lackmустest dar: So habe ausgerechnet Reagan, noch heute von der Bewegung hymnisch verehrt, für den Supreme Court keineswegs dezidierte Abtreibungsgegner nominiert. Obwohl später schließlich einige Einschränkungen durchgesetzt wurden, blieb die Grundsubstanz der Roe-vs.-Wade-Entscheidung damit unangefochten. Courtwright glaubt, dass die Machtbasis und die gesellschaftlichen Mehrheiten für eine solche Politik einfach gefehlt hätten und insbesondere republikanische Präsidenten daher zwar Themen des »Culture War« im Wahlkampf zur Mobilisierung der eigenen Basis nutzten, sie aber vor der tatsächlichen Umsetzung einer reaktionären Politik dann doch zurückgeschreckt seien. Vor allem jedoch – und das ist ein uns bereits geläufiges Argument – seien wirtschaftliche Interessen innerhalb der konservativen Koalition stets wichtiger gewesen und hätten Vorrang genossen.<sup>64</sup>

Allerdings: Selbst im Bereich der Wirtschafts- und Sozialpolitik kann man an der Durchschlagskraft der »Reagan Revolution« ebenso zweifeln wie an allen anderen ausgerufenen radikalen Kurswechseln. Dabei hat es hier am Willen zur Umgestaltung seitens der Akteure keinesfalls gemangelt. Gewiss: Reagan kürzte mehrmals die Steuern, deregulierte einige Wirtschaftsfelder und tat alles, um die Macht der amerikanischen Gewerkschaften zu brechen. Allerdings haben vor allem die Arbeiten historisch orientierter Politikwissenschaftler – in erster Linie ist hier Paul Pierson zu nennen – aufgezeigt, wie wenig sich dadurch im Ganzen die Architektur des Staats änderte, und wie schwer es fiel, die Reformen

62 Vgl. *Robert D. Putnam/David E. Campbell, American Grace. How Religion Divides and Unites Us*, New York 2010.

63 *David T. Courtwright, No Right Turn. Conservative Politics in a Liberal America*, Harvard University Press, Cambridge, MA/London 2010, 352 S., geb., 28,50 €.

64 Äußerst populär geworden ist diese These mit dem Buch von *Thomas Frank, What's the Matter with Kansas? How Conservatives Won the Heart of America*, New York 2005.

des New Deal zurückzudrehen. Reagan musste die meiste Zeit über mit einer demokratischen Mehrheit im Kongress umgehen, was seine Spielräume natürlich einschränkte, obwohl er im Vergleich zu späteren Präsidenten noch handlungsfähig erschien. Reagan ist überdies als »Great Communicator« beschrieben worden, aber auch er stieß mit seinen Zielen an Grenzen: Theoretisch mochte zwar eine Mehrheit der Amerikanerinnen und Amerikaner das *small government* befürworten, doch sobald es um konkrete Kürzungen in den Sozialversicherungen ging, hatten weder Reagan noch andere ein klares Mandat. Für die Beschneidung besonders teurer Sozialprogramme wie »Medicare« oder »Medicaid« etwa gab es selbst unter republikanischen Wählern keine wirkliche Mehrheit. Außerdem waren da Reagans ehrgeizige Rüstungspläne, die zwar den neokonservativen Falken gefielen, durch die aber das Ziel, den Staat kleiner statt größer zu machen, ebenfalls gefährdet wurde – eine Parallele zur späteren Präsidentschaft George W. Bushs. Am Ende der Präsidentschaft Reagans war die Staatsquote der USA praktisch kaum gesenkt worden.<sup>65</sup> So könnte man sagen, dass seit Ronald Reagan zwar die Abgabenlast sank, die eigentlich angedachten Kürzungen damit aber kaum Schritt hielten – mit den bekannten Finanzierungsproblemen für die Gegenwart. Oder wie es Paul Pierson und Jacob Hacker ausdrückten: Fortan versuchten die Republikaner, »a twenty-first-century government on a mid-twentieth-century tax haul« zu führen.<sup>66</sup>

Andere freilich geben zu bedenken, dass Amerikas Konservative zumindest den öffentlichen Diskurs nach rechts gezogen hätten: Nach Reagans Regentschaft sei es für die Politiker beider Parteien beinahe unmöglich geworden, für die Notwendigkeit von Steuererhöhungen zu plädieren. Die Demokraten brauchten lange, um sich von der eifernden Staatsfeindschaft des amerikanischen Konservatismus abzukoppeln; als Bill Clinton 1996 in seiner »State of the Union« erklärte: »The era of Big Government is over«, da schien die Hegemonie konservativen Denkens trotz eines Demokraten im Weißen Haus weiter zementiert.<sup>67</sup> Überdies: Als Reagan 1988 das Weiße Haus verließ, gab es zum ersten Mal seit Existenz solcher Umfragen eine Mehrheit unter den Amerikanern, die sich als »konservativ« bezeichnete. Die »Reagan Revolution«, so lässt es sich vielleicht zusammenfassen, hat die Köpfe der Amerikanerinnen und Amerikaner verändert – aber nicht die längeren Pfade der politischen Entwicklung durchbrochen, weil der fragmentarische Charakter des amerikanischen Institutionensystems radikalen Wandel zur einer unwahrscheinlichen Operation macht.

Interessanterweise schien diese Relativierung der konservativen Erfolgsgeschichte einherzugehen mit einer generellen Neubewertung der amerikanischen Politikgeschichte. Als »Triumph-Narrativ« hat etwa Hyrum Lewis große Teile der Geschichtsschreibung über den amerikanischen Konservatismus bezeichnet.<sup>68</sup> In diesem Triumph-Narrativ sind die 1930er bis 1960er Jahre die Wüstenjahre der Bewegung, voller Niederlagen und Demütigungen mit einigen einsamen Ruffern in der Ödnis. Danach folgen die Jahre des Aufstiegs und der Blüte, durch die eine zuvor marginalisierte politische Idee zur Deutungsmacht aufsteigt. Bei all jenen schließlich, die diese Geschichte bis in die Gegenwart verlängern, wird dieses Narrativ dann oft in Form einer Parabel mit dem abermaligem Abstieg in die Bedeutungslosigkeit verbunden oder mindestens mit einer Form der intellektuellen Re-

65 Vgl. als konzise Zusammenfassung das kleine Büchlein von *Gil Troy*, *The Reagan Revolution. A Very Short Introduction*, Oxford/New York etc. 2010.

66 *Jacob S. Hacker/Paul Pierson*, *Off Center. The Republican Revolution and the Erosion of American Democracy*, New Haven, CT/London 2006, S. 46ff.

67 In diese Richtung argumentiert *David Farber*, *The Rise and Fall of Modern American Conservatism. A Short History*, Princeton University Press, Princeton, NJ 2010, 312 S., kart., 22,95 \$, S. 210.

68 Vgl. *Hyrum Lewis*, *Historians and the Myth of American Conservatism*, in: *The Journal of the Historical Society* 12, 2012, S. 27–45.

gression seit den Bush-Jahren.<sup>69</sup> Mittlerweile jedoch haben viele Historiker darauf hingewiesen, dass wohl eher dieses zweite Drittel des 20. Jahrhunderts außergewöhnlich gewesen ist: Nur in jenen knapp drei Jahrzehnten zwischen Roosevelts New Deal und Johnsons »Great Society« schien der Liberalismus unangefochten zu dominieren, war der ideologische Konsens zwischen den Eliten des Landes in der Tat beeindruckend. Aus dieser Perspektive betrachtet aber erscheint der angeblich so plötzliche und rasante Aufstieg des Konservatismus aus dem Nichts eher wie die Rückkehr zur Normalität, zu jenem zähen ideologischen »Stellungskrieg«<sup>70</sup> zwischen den Lagern, der fortan die Realität der Politik in Washington und anderswo im Land bestimmte.

In den letzten zwei Jahrzehnten haben Historiker den amerikanischen Konservatismus von allen Seiten beleuchtet: Mit den Eliten der Bewegung haben sie sich ebenso intensiv beschäftigt wie mit den Basisaktivisten; wir wissen viel über interne Flügelkämpfe, zentrale Strategien und sehr viel über unterschiedliche regionale Ausprägungen der Bewegung. Die Rolle der Religion wurde ebenso intensiv gewürdigt wie die Bedeutung wohlwollender Finanziers. Die Frage ist daher berechtigt, ob angesichts der umfangreichen Arbeit auf diesem Feld überhaupt noch Lücken bestehen.

Relativ selten wurde zum Beispiel der Nexus zu eher kulturgeschichtlichen Fragestellungen gesucht. Der amerikanische Konservatismus war schließlich auch deswegen mutmaßlich so erfolgreich, weil er es verstanden hat, einige der zentralen Elemente der nationalen amerikanischen Mythologie zu vereinnahmen und damit zu definieren, was als »amerikanisch« zu gelten habe. Das gilt für den »Frontier-Mythos« ebenso wie für das puritanisch geprägte »Konversions-Narrativ« der Umkehr von einem als sündig oder fehlerhaft empfundenen Weg. Beides wurde von republikanischen Politikern immer wieder brillant genutzt, um sich als wahre Hüter amerikanischer Identität zu inszenieren – aber systematisch untersucht worden sind diese Komplexe kaum.<sup>71</sup> Und obgleich die Rolle von Frauen bei der Mobilisierung und Organisation der Bewegung gewürdigt wurde<sup>72</sup>, würde man doch gern mehr darüber erfahren, wie es einer von zahlreichen klassisch maskulinen Topoi durchzogenen Bewegung so erfolgreich gelungen ist, Frauen als besonders prägnante politische Aktivistinnen zu gewinnen.

Andere Desiderate wurden jüngst von Kim Phillips-Fein benannt und können an dieser Stelle nur wiederholt werden: Wenig existiert zu den für den Konservatismus zentralen Themen »Antifeminismus« und »Homophobie«; die Rolle konservativer Medien nach 1945 wurde kaum erforscht<sup>73</sup>; über die lokalen Parteiorganisationen der Republikanischen Partei existiert praktisch nichts; und schließlich ist die amerikanische Rechte nur sehr selten im internationalen Kontext oder im Vergleich zu anderen politischen Strömungen mit ähnlichen Zielen und Motiven analysiert worden.<sup>74</sup>

Letzteres freilich würde deutlich machen, dass der amerikanische Konservatismus in all seinen Eigenheiten und seiner ganzen Widersprüchlichkeit wohl am Ende doch weiterhin exzeptionell bleibt.

69 So etwa *Sam Tanenhaus*, *The Death of Conservatism*, New York 2009; vgl. auch die Arbeiten aus dem Inneren der Bewegung, die zu einem ähnlichen Schluss kommen, so zum Beispiel *Francis Fukuyama*, *America at the Crossroads. Democracy, Power, and the Neoconservative Legacy*, New Haven, CT/London 2007.

70 *Courtwright*, *No Right Turn*, S. 6.

71 Vgl. aber *David C. Bailey*, *Enacting Transformation. George W. Bush and the Pauline Conversion Narrative in A Charge to Keep*, in: *Rhetoric and Public Affairs* 11, 2008, S. 215–241.

72 Vgl. am Beispiel von Südkalifornien *Michelle M. Nickerson*, *Mothers of Conservatism. Women and the Postwar Right*, Princeton, NJ 2012.

73 Noch nicht erschienen ist die Dissertation von *Nicole Hemmer*, *Messengers of the Right. Media and the Modern Conservative Movement* (Dissertation, Columbia University, 2010).

74 Vgl. *Phillips-Fein*, *Conservatism*.

Peter Lösche

## 150 Jahre SPD

### Die Literatur zum Jubiläum

Repräsentative Festveranstaltungen, glänzende Feiern, Ereignisse fast wie Staatsakte, große und großartige Ausstellungen, Bildbände und andere, oft voluminöse Bücher, Hunderte von Artikeln und Aufsätzen in der seriösen Presse: Es rauscht im deutschen Blätterwald – die SPD wird 150 Jahre alt.

Und der 100. Geburtstag von Willy Brandt, dem Charismatiker, wie es immer wieder heißt, wird zelebriert. Welch ein Kontrast zu den Jahrhundertfeiern vor 50 Jahren. Damals, 1963, war die SPD noch nicht Regierungspartei geworden. Ja, sie hatte sich nur wenige Jahre zuvor, nämlich im Godesberger Programm von 1959, offiziell vom Marxismus verabschiedet. Nur wenige Veranstaltungen machten 1963 auf das Jubiläum aufmerksam. Allein an einigen Universitäten war das Wetterleuchten der Studentenbewegung, der Außerparlamentarischen Opposition, zu spüren – und damit wachsende Neugier an der Geschichte der SPD und der sie tragenden sozialen Bewegung. Lehrveranstaltungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung wurden angekündigt. Allerdings war das Interesse eher theoretischer Art. Wilhelm Weischedel und Hans-Joachim Lieber an der Freien Universität Berlin und Hermann Wein in Göttingen lasen über den »jungen Marx«.

Damals wie heute stellte und stellt sich die Frage, was ist, was heißt eigentlich »Arbeiterbewegung«, von der sich die SPD als Teil versteht. Die einschlägigen Lexika helfen etwas weiter, auch wenn sie zur »Identität« der SPD wenig zu sagen haben, diesem aktuell immer wieder beschworenen Begriff. So werden recht allgemein unter »Arbeiterbewegung« »unterschiedliche Formen des Selbstschutzes, der Selbsthilfe und der ökonomischen, politischen und kulturellen Befreiung der arbeitenden Klassen im 19. und 20. Jahrhundert« verstanden. Wie die meisten anderen Parteien in der deutschen Geschichte ist die SPD aus einer sozialen Bewegung hervorgegangen, nämlich zunächst aus einem Zusammenschluss von primär Handwerkern, dann zunehmend aus dem auf Lohnarbeit angewiesenen industriellen Proletariat.<sup>1</sup> Im Gegensatz zu dieser eher generellen Begrifflichkeit und mehr orientiert am deutschen Beispiel stehen Elemente der Organisationsförmigkeit und ein Mindestmaß an Institutionalisierung im Mittelpunkt des Verständnisses. So kann die Arbeiterbewegung in verschiedenen Lebensbereichen und Organisationsformen auftreten, nämlich (1) als Gewerkschaft und Interessenvertretung der Beschäftigten; (2) als politische Organisation, also als Partei; (3) als Genossenschaft und als wirtschaftliche Unternehmung; (4) als Freizeit und Bildungsvereinigung.<sup>2</sup> Als wichtiges Definitionskriterium kommt aber hinzu, dass die Arbeiterbewegung mit ihrer Partei und den kulturellen und anderen Vorfeldorganisationen über einen gewissen utopischen Überschuss verfügte, sich nämlich als Alternative zum gesellschaftlichen Status quo, zum je aktuellen Kapitalismus begriff. Auch wenn die SPD mit ihrer proletarischen Herkunft im vorigen Jahr so intensiv gefeiert worden ist, drängt sich doch die Frage auf, ob sie heute überhaupt noch als Partei der Arbeiterbewegung zu verstehen ist oder ob – radikal formuliert – das Ende der Arbeiterbe-

1 Vgl. *Karl-Heinz Klär*, Arbeiterbewegung, in: *Lexikon des Sozialismus*, hrsg. v. *Thomas Meyer/Karl-Heinz Klär/Susanne Miller* u. a., Köln 1986, S. 38ff.

2 *Peter Lösche*, Arbeiterbewegung, in: *Dieter Nohlen/Rainer-Olaf Schultze* (Hrsg.), *Lexikon der Politikwissenschaft*, Bd. 1, München 2010, S. 28f.



wegung nicht längst erreicht und die Sozialdemokratie zu einer ganz ›normalen‹ Allerpartei geworden ist.

Neugierde ist angebracht, ob diese radikale, an die Wurzeln des sozialdemokratischen Selbstverständnisses gehende Problematik in die Jubiläumsliteratur Eingang gefunden hat. Ironisch an einem Beispiel formuliert: Im Jubiläums-Sonderheft des »Vorwärts« findet sich auf der hinteren Umschlagseite eine ganzseitige Anzeige der »Deutschen Vermögensberatung«, auf der hinteren Innenseite eine ganzseitige Anzeige der »Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft«, die dem BDI nahesteht.<sup>3</sup> Um was geht es hier? Um einen Ausdruck der Emanzipation der SPD von der Arbeiterbewegung oder rein pragmatisch um die Finanzierung der Parteizeitschrift durch Unternehmer? Oder seriös formuliert: Existiert die alte Arbeiterbewegung, wie wir sie aus der Geschichte kennen, nicht mehr, nicht als organisierte Bewegung, »die durch eine gemeinsame Klassenidentität und das Projekt der Transformation des Kapitalismus zusammengehalten« wurde?<sup>4</sup> Dennoch bleibt die Realität, dass sich weder Klassen noch Klassenkonflikte noch Bedeutung und Schutzbedürftigkeit kapitalistischer Erwerbsarbeit aufgelöst haben – also nicht Ende, wohl aber Wandel von Arbeit und Kapitalismus?<sup>5</sup>

Diese radikale Frage nach dem Ende der Arbeiterbewegung könnte pragmatisch auch damit beantwortet werden, dass diese ihre Identität schlicht und einfach aus der historischen Kontinuität gewinnt, nämlich der ungebrochenen Existenz eines Organisationsnetzwerks und der rituellen Beschwörung einer Alternative zum kapitalistischen Status quo.

Im Folgenden werden wir unter anderem dieser Fragestellung folgen, angelegt an die Literatur zum 150-jährigen Jubiläum der SPD. Auf andere und mehr systematische Fragestellungen wird im Zusammenhang mit den besprochenen Büchern eingegangen werden, soweit sich diese überhaupt aus dem Konzept und Inhalt der Publikationen ergeben. Dabei geht es auch um den Versuch zu erkunden, ob und wenn ja welche neuen Erkenntnisse in der Forschung vorliegen beziehungsweise welche Publikationen so provokant und fantasievoll sind, dass sie zur Disputation beziehungsweise zum Nachrecherchieren einladen (Abschnitt II). Einleitend werden jedoch zunächst neue Überblicksdarstellungen vorgestellt (Abschnitt I). Gesondert wird auf lokale und biografische Studien eingegangen (Abschnitt III). Schließlich geht es um Lehrbücher, Gedenkbücher, Ausstellungskataloge sowie Reiseführer, die einen besonderen didaktischen Anspruch erheben (Abschnitt IV).

## I. ÜBERBLICKSDARSTELLUNGEN

Unter den Überblicksdarstellungen ist an erster Stelle die von Bernd Faulenbach zu nennen<sup>6</sup>, die angesichts des verheerend schlechten Wahlergebnisses der SPD bei der Bundestagswahl 2009 mit der Frage nach einer möglichen Krise der Partei anhebt. Verwiesen wird auf andere europäische Länder, in denen die dortigen Sozialdemokratien ebenfalls aktuell nicht mehr an der Macht sind. Natürlich fehlt in diesem Zusammenhang auch nicht die bekannte These von Ralf Dahrendorf vom Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts, da die Sozialdemokratien im Wesentlichen ihre Ziele erreicht hätten. Damit ist der Ton für die Darstellung der sozialdemokratischen Historie von der Revolution 1848/49 bis in un-

3 Vorwärts extra: Der lange Weg zu einem besseren Land. 150 Jahre Sozialdemokratie, Februar 2013.

4 Hans-Jürgen Urban, Arbeiterbewegung heute. Wandel der Arbeit – Wandel der Bewegung, in: APuZ 63, 2013, H. 40–41, S. 41–46, hier: S. 41.

5 Ebd., S. 42f.

6 Bernd Faulenbach, Geschichte der SPD. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Verlag C. H. Beck, München 2012, 144 S., kart., 8,95 €.



sere Gegenwart angeschlagen. Obwohl Faulenbach Vorsitzender der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD ist, kommt seine Darstellung nicht parteifromm-unkritisch, sondern durchaus distanziert-selbstständig daher. Beschönigungen sind nicht zu finden. Realismus und um Objektivität bemühte Deskription dominieren.

So etwa schreibt der Autor zutreffend, dass der Rücktritt Willy Brandts vom Kanzleramt 1974 nicht in der Guillaume-Affäre begründet war, diese bestenfalls den äußeren Anlass abgab. Die eigentlichen Ursachen lagen bei den sich verstärkenden innerparteilichen Flügelkämpfen, bei den extremen Belastungen durch die Regierungsarbeit und bei den Attacken Herbert Wehners auf den Parteivorsitzenden (S. 90f.). Auch der Schlingerkurs der westdeutschen SPD 1989/90 in der Frage der Wiedervereinigung wird ehrlich von Faulenbach dargestellt. So war es dem Parteivorsitzenden Hans-Jochen Vogel nur mit Mühe gelungen, im Dezember 1989 eine Resolution in Parteivorstand und Parteirat durchzubringen, die die Wiederherstellung staatlicher Einheit zum Ziel sozialdemokratischer Politik erklärte. Der Kanzlerkandidat der Partei, Oskar Lafontaine, hatte aus seiner Skepsis gegenüber der Vereinigung keinen Hehl gemacht. Kein Wunder, dass die Partei im Herbst 1990 bei der Bundestagswahl eine vernichtende Niederlage hinnehmen musste (S. 111–116). Schließlich verschweigt Faulenbach auch nicht die innerparteiliche wie generelle Reaktion auf die Agenda 2010: Ein Exodus von Parteimitgliedern, besonders von gewerkschaftlich orientierten, vollzog sich und die Partei verlor ihr Image als Schutzmacht der »kleinen Leute«, ging ihrer Kompetenz im Bereich soziale Gerechtigkeit verloren (S. 130).

Auf vier Ebenen beschreibt Faulenbach die Geschichte der SPD. Da geht es zum einen um den ökonomisch-sozialen Hintergrund und Prozess, zugespitzt auf die Frage nach der Bewältigung der »sozialen Frage«, die in verschiedenen historischen Perioden – so der Verfasser – eine je unterschiedliche inhaltliche Bedeutung und politische Relevanz hatte. Zum anderen betont Faulenbach, dass die Sozialdemokratie außer der sozialen immer auch eine politische Bewegung gewesen sei. Etwas einseitig werden hier die außenpolitischen Probleme genannt, mit denen die Partei konfrontiert war: die Weltkriege, der Versailler Vertrag, die Stellung gegenüber dem Osten beziehungsweise gegenüber dem Westen, der Nationalsozialismus, die unerwartete Wiedervereinigung 1989/90. Drittens wird die innerparteilich-organisatorische Ebene behandelt und schließlich wird die SPD als Regierungs- und Oppositionspartei, also in den Institutionen des parlamentarischen Systems beschrieben. Faulenbach gelingt eine knappe, komprimierte, detailreiche und insgesamt gelungene Darstellung. Natürlich kann man angesichts von nur 140 Seiten in Kleinformat einwenden, dass dieser Sachverhalt zu kurz, jener jedoch im Vergleich zu umfänglich geraten sei. Gleichwohl: Die Deskription sozialdemokratischer Geschichte ist gut gelungen. An analytischen Passagen mangelt es da zuweilen, vielleicht auch notwendigerweise an Tiefe. Ein Beispiel: Bereits vor der ersten Bundestagswahl war die SPD bei Landtagswahlen hinter die CDU zurückgefallen, wurde für fast zwei Jahrzehnte zur Oppositionspartei, während für die Mehrheit der Wähler die CDU/CSU wie die geborene Regierungspartei aussah – und das, obwohl (oder vielleicht auch gerade deswegen?) Kurt Schumacher angesichts des »Dritten Reichs« einen moralisch begründeten Führungsanspruch erhob, ein Mann, der in Konzentrationslagern fast zu Tode gequält worden war. Schumacher vertrat nach der knapp ausgegangenen Bundestagswahl von 1949 eine kompromisslose Haltung; er versuchte nicht, sich nach der Wahl an den nachfolgenden Koalitionsverhandlungen zu beteiligen. In der Sozialdemokratie wurde über die unverständigen Wähler lamentiert, insbesondere über die vielen Arbeiter, die ihre Stimme nicht der SPD gegeben hatten. Die Partei fand sich im Schmollwinkel wieder.<sup>7</sup> Einige analysierende Sätze von

<sup>7</sup> Franz Walter, *Die SPD. Vom Proletariat zur Neuen Mitte*, Berlin 2002, S. 126f. und 132.

Faulenbach wären hier angebracht gewesen, warum nämlich die SPD so lange brauchte, um erst 1969 die Macht in Bonn zu übernehmen.

In seinem einleitenden Kapitel wirft Faulenbach die immer wieder beschworene Frage nach der Identität in der 150-jährigen SPD-Geschichte und in der Gegenwart der Partei auf. Der Kern dieser Identität liege, so der Autor im Schluss seiner Darstellung, in bestimmten Zielen, Werten und Haltungen. So sei die SPD die Partei, die dadurch Freiheit für alle verwirklichen wolle, dass sie diese mit Gleichheit und Solidarität in Beziehung setze. Dies laufe auf die Zähmung des Kapitalismus und die Ausdifferenzierung des Sozialstaats hinaus. Zur Identität der deutschen Sozialdemokratie gehöre dann auch, dass sie sich als Partei der Demokratie verstehe und international den friedlichen Ausgleich suche. Hinzu komme, dass sie als Bildungs- und Kulturbewegung der Fortschrittsidee verpflichtet gewesen sei (S. 136). Nun sind die genannten Kriterien recht abstrakt und allgemein; sie treffen gleichwohl ein Verständnis von kollektiver Identität, wie es sich in der Politikwissenschaft findet: Danach zeigt sich Identität bei Parteien in gemeinsamer Kultur, Werten, Überzeugungen und Interessen, die durch Institutionen und Symbole stabilisiert und symbolisiert werden.<sup>8</sup> Allerdings stellt sich die Frage, welche der genannten Kriterien nicht auch auf andere Parteien zutreffen, etwa auf konservativ-christliche Parteien wie die CDU/CSU, die – von der katholischen Soziallehre herkommend – auch für die Zähmung des Kapitalismus und den Ausbau des Sozialstaats eintreten. Was also ist – um Guido Westerwelles bürokratischen Begriff zu nehmen – das »Alleinstellungsmerkmal« der SPD im Unterschied zu anderen Parteien? Schade, dass der Autor diesen Schritt nicht geht, ihn vielleicht auch gar nicht zu tun vermag, weil die Unterschiede zwischen den Parteien nicht mehr so gravierend sind. Das Büchlein hätte an Qualität gewonnen, wenn derartige Probleme aufgenommen worden wären.

Positiv hervorzuheben bleibt aber, dass Faulenbach seine Darstellung nicht apodiktisch mit einer Art Zusammenfassung beendet, sondern einen ganzen Fragenkatalog neu öffnet als Herausforderung für die künftige Programmatik der deutschen Sozialdemokratie. Dazu gehört zum Beispiel, ob Themen wie Ökologie und Klima für viele Menschen ebenso wichtig sind wie soziale Gerechtigkeit. Kurz: ein gelungenes Buch, in Darstellung und Fragestellungen ein interessanter, detail- und faktenreicher Überblick der 150-jährigen Geschichte der SPD.

Angesichts der hohen Qualität des Buchs von Faulenbach ist zu dem von Andrea Nahles und Barbara Hendricks herausgegebenem »Für Fortschritt und Gerechtigkeit. Eine Chronik der SPD« wenig Positives zu sagen, ja es ist eigentlich überflüssig.<sup>9</sup> Das Buch ist gleichsam ein Produkt des Parteivorstands, es trägt einen parteioffiziellen Charakter. Da mag die von Ursula Walker, einer Historikerin, die allerdings nicht auf die Geschichte der Arbeiterbewegung spezialisiert ist, zusammengestellte Chronologie noch angehen. Diese basiert im Wesentlichen auf drei Veröffentlichungen, einer Chronologie<sup>10</sup> und zwei Überblicksdarstellungen.<sup>11</sup> Hier werden Ereignisse sorgfältig aufgezählt und aneinandergereiht. Was jedoch die im letzten Drittel des Buchs versammelten zwölf »Essays und Interviews zur 150-jährigen Geschichte der SPD« eigentlich bringen sollen, ist nicht klar. Sie sind jeweils zwei bis drei Seiten lang, also vom Umfang knapp bemessen. Bestenfalls kann man von Testimonials sprechen, also von einer Art Bekenntnissen zur deutschen Sozial-

<sup>8</sup> Günter Rieger, Identität, in: *Nohlen/Schultze*, Lexikon der Politikwissenschaft, S. 381.

<sup>9</sup> *Andrea Nahles/Barbara Hendricks* (Hrsg.), *Für Fortschritt und Gerechtigkeit. Eine Chronik der SPD*, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 135 S., kart., 9,80 €.

<sup>10</sup> *Franz Osterroth/Dieter Schuster*, *Chronik der deutschen Sozialdemokratie. Daten, Fakten, Hintergründe*, 5 Bde., Berlin 1975–2005.

<sup>11</sup> *Heinrich Potthoff/Susanne Miller*, *Kleine Geschichte der SPD 1848–2002*, Bonn 2002, sowie *Franz Walter*, *Die SPD. Biographie einer Partei*, Berlin 2002.

demokratie, von Sigmar Gabriel über Hannelore Kraft, Andrea Nahles, Günter Grass bis zu Hans-Jochen Vogel. Diese Statements kreisen recht oberflächlich um Stichworte wie Solidarität, Gerechtigkeit, Chancengleichheit, Freiheit und Menschenwürde. Zwar wird in den meisten Beiträgen implizit oder explizit von einer Vision geredet. Was jedoch gemeint ist, wo in diesem Zusammenhang der Funke einer Idee zündet, wie Neugier geweckt werden könnte, das bleibt dem Leser verschlossen. Allein Franziska Drohnel, ehemalige Vorsitzende der Jungsozialisten, provoziert, indem sie auf Rosa Luxemburg und deren Diskussion von Reform und Revolution verweist. »Das sind immer noch Fragen, die man sich als junge Sozialistin in der SPD stellt« (S. 122). Unklar ist, wer eigentlich Adressat, also Leser des Bändchens sein soll. Es ist ein eher peinlicher Beitrag zum SPD-Jubiläum.

Von ganz anderem Kaliber ist da der von Bernd Faulenbach und Andreas Helle herausgegebene Band »Menschen, Ideen, Wegmarken. Aus 150 Jahren deutscher Sozialdemokratie«.<sup>12</sup> Dies ist ein Sammelband mit mehr als 50 Beiträgen. In der sehr knappen, gerade eine Seite umfassenden Einleitung heißt es, es werde nicht versucht, eine »Meistererzählung«, eine strenge Narration der Geschichte der Sozialdemokratie zu liefern, sondern Geschichte in Einzelbeiträgen darzustellen (S. 11). Oder schlichter formuliert: Wir haben es mit einem bunten Strauß von Essays, historischen Skizzen und Miszellen zu tun. Fast alle Autorinnen und Autoren haben zu der von ihnen gewählten Thematik schon gearbeitet, neue Forschungsergebnisse sind also nicht zu erwarten, schon gar nicht bei Artikeln, die nicht mehr als sechs bis acht Seiten umfassen. Auch ist die Qualität der Aufsätze von Inhalt und Stil her vielfältig. Große Namen aus der Historikerzunft haben mitgewirkt: Heinrich August Winkler schreibt über den »Preußenschlag«, also Franz von Papens Staatsstreich 1932 gegen das demokratische Preußen; Reinhard Rürup befasst sich mit der Ausrufung der Republik durch Philipp Scheidemann am 9. November 1918; Hans Mommsen schreibt eine Art biografischen Lexikonartikel über Julius Leber. Das Buch ist chronologisch in sieben Zeitabschnitte gegliedert, von den Anfängen der Arbeiterbewegung in der Revolution von 1848 bis zur Sozialdemokratie nach der Epochenwende 1989/90. Um einen Einblick in den umfangreichen Band zu geben, wird auf einige Artikel im Folgenden kurz eingegangen.

In einer kritischen Auseinandersetzung mit Ferdinand Lassalle und dem Lassalle-Kult geht Helga Grebing differenziert argumentierend in die Anfangsjahre des ADAV zurück (S. 18–26). Ihr geht es darum, die oft mythisch unterlegte Geschichte über die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung infrage zu stellen. Sie hebt hervor, dass Lassalle eine radikal-demokratische Variante des linken Liberalismus, zentralistisch und kleindeutsch-preußisch vertrat. Als Alt-Hegelianer brachte Lassalle eine etatistische Prägung in die sozialdemokratische Arbeiterbewegung, die durchaus im Widerspruch zu zivilgesellschaftlichen sozialen Bewegungen stand (S. 20f.). Peter Brandt (S. 189–198) erinnert in seiner biografischen Skizze Ernst Reuters an die demokratischen und sozialistischen Struktur-reformen, die die SPD nach dem Zweiten Weltkrieg vertrat und die in Berlin ihren Niederschlag unter anderem in der Abschaffung des Berufsbeamtentums, in der Einrichtung einer Einheitsversicherung, in Teilsozialisierungen, überbetrieblicher Mitbestimmung und einer achtjährigen Einheitsschule fanden (S. 191). Allein schon am Einspruch der West-Alliierten scheiterten diese Konzepte. Dietmar Süß setzt sich mit der Geschichte der Jusos in den 1970er und 1980er Jahren auseinander (312–320). Er präsentiert einige interessante Informationen, die schon bekannt sind, die aber doch – im Vergleich zu den heutigen Jusos – zeigen, welche Dynamik in dieser Jugendorganisation, gerade auch in ihren Flügeln, vorhanden war. Allerdings: Einmal in Parlamente gewählt, passten sich viele

12 Bernd Faulenbach/Andreas Helle (Hrsg.), Menschen, Ideen, Wegmarken. Aus 150 Jahren deutscher Sozialdemokratie, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 431 S., geb., 35,00 €.

Juso-Funktionäre relativ schnell an die Funktionsweise des bundesrepublikanischen politischen Systems an, sodass sie rasch in den Geruch der Anpasser gerieten (S. 320). Einen interessanten Versuch unternimmt Klaus Wettig, indem er in zwei Beiträgen die Gebäude schildert und deren Architektur interpretiert, in denen nach dem Zweiten Weltkrieg die Zentrale der SPD untergebracht war, also die »Baracke«, das Erich-Ollenhauer-Haus (S. 264–270), und das Willy-Brandt-Haus (S. 392–395). Während die »Baracke« das Provisorium Bonn repräsentieren sollte, sollte der Ollenhauer-Neubau der nicht auf Repräsentation gerichteten Haltung der SPD gerecht werden (S. 268). Das Willy-Brandt-Haus in Berlin ist hingegen mehr als nur als Ort der Parteiverwaltung verstanden worden, sondern wird auch als Versammlungs- und als Ausstellungsort genutzt. Die beiden Beiträge hätten noch gewonnen, wenn stärker reflektiert worden wäre, inwieweit Politik, Ökonomie und Gesellschaft sich in dem jeweiligen Bau gespiegelt haben. Auch wäre ein Ansatz wie der in Adolf Arndts berühmten Vortrag »Demokratie als Bauherr« fruchtbar gewesen. Dass diese beiden Architektur-Artikel überhaupt Aufnahme in den Sammelband gefunden haben, ist aber positiv hervorzuheben.

Die Herausgeber haben offensichtlich den Mangel gespürt, dass sie ihren Autoren keine gemeinsame Fragestellung oder These mit auf den Weg gegeben haben. So fallen sie in Einleitung und Nachwort auf die wohlfeile Problematik von der Identität zurück. Im Hintergrund der Beiträge stehe durchgängig, so die Herausgeber, »die Frage nach dem, was die Sozialdemokratie ausmacht, also die Frage nach der Identität beziehungsweise die nach Identitätsvergewisserung und -erneuerung« (S. 11). Was dann aber nun »Identität« ist, mithilfe welcher Kriterien dieser Begriff unter Umständen operationalisiert werden kann, bleibt offen. Im Nachwort heißt es pathetisch-unsicher, dass die Geschichte für die Sozialdemokratie ein Weg sei, »sich der eigenen Identität zu vergewissern, die gewiss eine Identität im Wandel ist, doch Selbstbewusstsein und Orientierung verschafft« (S. 427). Trotz dieser Kritik: ein gelungenes, buntes Buch, nicht nur für Fachleute, auch für historisch Interessierte geeignet, in dem es Spaß machen kann, zu schmökern und zu stöbern.

## II. HERAUSFORDERUNGEN AN DIE FORSCHUNG

Aus zwei Gründen gehört das Buch von Peter Brandt und Detlef Lehnert, »Mehr Demokratie wagen«. Geschichte der Sozialdemokratie 1830–2010«, in die Rubrik »Herausforderungen für die Forschung«.<sup>13</sup> Zum einen wird die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in einer unkonventionellen, zur Diskussion anregenden Periodisierung dargestellt, zum anderen scheint das Buch einer erkenntnisleitenden Fragestellung zu folgen, nämlich der nach »Mehr Demokratie wagen«, also dem Motto der Regierungserklärung von Willy Brandt 1969. Vorausgeschickt sei jedoch, dass wir es hier mit einer detaillierten, kenntnisreichen und umfassenden Geschichte der deutschen Sozialdemokratie zu tun haben, die eingebettet ist in die allgemeine Sozial- und Politikgeschichte. In jedem Kapitel findet sich eine knappe Mitglieder- und Wählersozio-logie der SPD. Einige wenige Illustrationen lockern den Text auf. Leider fehlt ein Personen- und Sachregister. Offensichtlich basiert das Werk in seinen historischen Kapiteln auf einer früheren Veröffentlichung von Detlef Lehnert<sup>14</sup>, während das letzte Kapitel wohl überwiegend aus der Feder Peter Brandts geflossen ist.

13 Peter Brandt/Detlef Lehnert, »Mehr Demokratie wagen«. Geschichte der Sozialdemokratie 1830–2010, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 299 S., geb., 20,00 €.

14 Detlef Lehnert, Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848–1983, Frankfurt am Main 1983.

Auf den ersten Blick interessant, dann aber doch irritierend wirkt die von den Autoren vorgenommene Periodisierung der Geschichte der Sozialdemokratie. Sie bewegen sich in gleichmäßigen Schritten von 30 Jahren durch die Zeit, beginnend mit 1830 bis 1860, also gleichsam einer Vorphase der organisierten Arbeiterbewegung. Doch hat diese zeitliche Strukturierung etwas Starres, Krampfhaftes, auch Widersprüchliches. Ein extremes Beispiel dafür ist die Periode von 1920 bis 1950, die die Wirren der Weimarer Republik, die Brutalität des Nationalsozialismus und das beginnende Neo-Biedermeier der Adenauer-Kanzlerschaft umfasst. Nicht klar ist, ob diese Periodisierung nur die der Arbeiterbewegung oder die gesamte Sozial-, Wirtschafts- und Politikgeschichte umfasst. Welche Kriterien sind für die Periodisierung angelegt worden? Wer ist sozialer Träger der Demokratie in jeweils welcher Periode und warum gewesen? Nein, die Periodisierung bringt keinen Erkenntnisgewinn, provoziert aber heftige und durchaus fruchtbare Diskussionen.

Wer über Demokratie schreibt, muss sagen, wovon er redet. Eine Definition dieser Kategorie ist bekanntlich nicht einfach, wir haben es mit einem Allerweltsbegriff zu tun, der sich zudem in den Medien von Zeit und Gesellschaft abhängig wandelt. Gleichwohl ist es durchaus möglich, unterschiedliche Typen von Demokratie zu benennen und Indikatoren zu entwickeln. Mit dem Motto der brandtschen Regierungserklärung ist eigentlich eine erkenntnisleitende Fragestellung vorgegeben: Was heißt und was ist Demokratie in je unterschiedlichen Perioden? Wer ist Träger, wer Widersacher der Demokratie? Mithilfe dieser und weiterer Kategorien hätten Brandt und Lehnert ihr Buch zu strukturieren vermocht, hätten ein Konzept entwickeln können. Leider geschieht dies nicht. Vielmehr werden am Ende eines jeden Kapitels einige recht unverbundene Stichworte über »Demokratie« angehängt, ohne jede Systematik. Gleichwohl spürt man es natürlich auf jeder Seite: Für die Autoren ist die SPD die Demokratiepartei schlechthin. Nur erheblich gewonnen hätte das Buch, wenn diese These systematisch entfaltet worden wäre. An verschiedenen Stellen wäre es gut gewesen, weiter auszuholen, zum Beispiel die Rätebewegung 1918/19 zu diskutieren. Trug diese ein (direkt-)demokratisches Potenzial in sich? Stellen Rätekonzepte eine Alternative zum repräsentativen Parlamentarismus dar? Oder ein anderes Thema: Bedeuten die Stuttgarter Organisationsreform vom Mai 1958 und das Godesberger Programm einen Fortschritt für Demokratie und Emanzipation?

Auf ein Thema gehen die beiden Autoren nicht ein, das nach Veröffentlichung ihres Buchs virulent geworden ist, nämlich das Öffnen der Partei für Elemente direkter Demokratie, für Mitgliederbegehren, Mitgliederentscheide und Vorwahlen. Bekanntlich hat es im Herbst 2013 einen Mitgliederentscheid über den Beitritt der SPD zur Großen Koalition gegeben. Fast 80 % der Mitglieder haben sich beteiligt (bei einem Beteiligungsquorum von 20 %). 76 % der Mitglieder haben sich für, 24 % gegen die Große Koalition ausgesprochen. Der Parteivorsitzende, Sigmar Gabriel, sprach von einer Sternstunde innerparteilicher Demokratie. Lange vor dieser Abstimmung haben Franz Müntefering und Gabriel die Möglichkeit innerparteilicher Vorwahlen, nämlich die Nominierung von Kandidaten für öffentliche Ämter durch Wähler oder Mitglieder, ins Gespräch gebracht – und sind damit aus (vielleicht) guten Gründen gescheitert: Eine Parteimitgliedschaft würde sich dann nicht mehr lohnen, wenn bei einer offenen Vorwahl auch Nichtmitglieder abstimmen könnten. Die Macht der Parteifunktionäre ginge weitgehend verloren. Es sind diese Fragen nach direkter Demokratie, die heute relevant sind, die im vorliegenden Band aber nicht systematisch diskutiert werden.

Dies ist eigentlich umso erstaunlicher, als die beiden Verfasser gegenüber der Sozialdemokratie in den historischen Kapiteln eine durchaus kritische Haltung einnehmen: So kritisieren sie die schrödersche Agenda-Politik mit ihren Problemen für die Glaubwürdigkeit der Partei. Es wird Kritik an Friedrich Ebert und Gustav Noske geübt. Sie selbst nehmen in der Frage der Parteispaltung während des Ersten Weltkriegs eine Position zwischen

USPD und MSPD ein. Und in den Schlusspassagen argumentieren Brandt und Lehnert für eine Stärkung der sozialen und repräsentativen Demokratie. Sie beschwören den Wesenskern der Sozialdemokratie, nämlich eine solidarische Gesellschaft der Freien und Gleichen anzustreben (S. 275).

Der von Franz Walter und Felix Butzlaff herausgegebene Sammelband, »Mythen, Ikonen, Märtyrer. Sozialdemokratische Geschichten«, gehört in die Rubrik »Forschung«, nicht weil hier originelle Untersuchungen vorgelegt werden, sondern weil in einer ganzen Reihe von Essays Themen und Fragestellungen für künftige Forschungen angesprochen und auch entwickelt werden.<sup>15</sup> Viele der Essays sind schwungvoll und lebendig geschrieben, man spürt die Freude der Autoren am Formulieren, die Neugier, etwas Neues zu entdecken. Natürlich, da finden sich auch deskriptive, traditionelle Beiträge. Franz Walter aber hat ein ganzes Haus voller junger Leute um sich versammelt, die hungrig und begeistert sind, die angetreten sind, unkonventionelle Thesen zu vertreten. Die Essays bieten Themen, Argumente und Fragestellungen, denen man selbst schon immer gern nachgegangen wäre. In der Einleitung heißt es, die Sozialdemokraten besäßen aus ihrer 150-jährigen Geschichte den Stoff, um von »großen Konflikten, schlimmen Gefahren, üblen Verfolgungen, mutigen Frauen und Männern, tragischen Märtyrern, verwegenen Abenteurern, aber auch von verächtlichen Konvertiten« zu erzählen. All dies ist die Basis für Mythen und Legenden, für das große Epos (S. 9).

So umspannen die Beiträge die Zeit von der Gründungsgeschichte bis zum Wahlsieg der SPD 1998. Drei große Blöcke strukturieren die Erzählungen, »Helden und Ikonen«, »Orte und Ereignisse« sowie »Kultur und Projekt«. Gelungen der Eröffnungsbeitrag von Franz Walter, in dem er – ähnlich wie Helga Grebing im oben besprochenen Band – Ferdinand Lassalle vom Denkmalsockel stürzt (S. 15–25). Die Lektüre bietet ein Lesevergnügen; sie basiert auf einem früheren Aufsatz des Verfassers.<sup>16</sup> Recht nachdenklich kommt der Aufsatz von Paru Fiona Ludszuweit und Matthias Micus daher, »Bekennner des Sozialismus – Motive, Hintergründe und Eigenschaften sozialdemokratischer Märtyrer« (S. 46–58), der über sozialdemokratische Märtyrer handelt, nämlich über Rosa Luxemburg, Ludwig Frank und Kurt Schumacher. Positiv ist hervorzuheben, dass die Autoren sich mühen, den Begriff »Märtyrer« mithilfe von Kriterien zu fassen, die es überhaupt erst ermöglichen, die drei genannten Persönlichkeiten miteinander zu vergleichen. Als Merkmale werden genannt: Bekennermut, Überzeugungsstärke, Konfliktbereitschaft und Eigensinn, Vorbildrolle, Bereitschaft, persönliche Risiken einzugehen und Opfer zu bringen sowie das Privatleben der Politik unterzuordnen. Die Ära der Bekennnerparteien und der Ideologien ist aber vergangen – und damit auch die der Märtyrer. Interessant auch der Beitrag von Sören Messinger und Jonas Rugenstein über den Umgang mit Abweichlern und Querdenkern in der Erzählung der Sozialdemokratie, hier ausgeführt an den Beispielen von Johann Most und Paul Levi (S. 68–78). Sehr einfühlsam schildert Robert Lorenz die Geschichte der Sozialistischen Arbeiterjugend in der Weimarer Republik (S. 96–104). Er entwickelt, wie der Mythos vom »Weimar der arbeitenden Jugend« entstehen und bis in die Bundesrepublik wirken konnte. Gelungen ist auch der Aufsatz von Felix Butzlaff über die jüdischen Wurzeln der Sozialdemokratie (S. 203–212). Dessen These lautet, dass trotz sozialökonomischer Differenzen Juden und Arbeiter vieles gemeinsam hatten, das sie einte, so die Erfahrung der Unterprivilegierten und die Ausgrenzung aus der Mehrheitsgesellschaft. Zudem: Sozialismus als quasi-religiöse Weltanschauung stieß in das Sinnvakuum hinein,

15 Franz Walter/Felix Butzlaff (Hrsg.), *Mythen, Ikonen, Märtyrer. Sozialdemokratische Geschichten*, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 302 S., geb., 20,00 €.

16 Franz Walter, *Bohemien, Tribun und Organisator der sozialistischen Utopie*. Aus dem exzentrischen Leben des Ferdinand Lassalle, in: *Indes. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft* 1, 2012, H. 2, S. 85–96.



das die jüdische Emanzipation hinterlassen hatte. Schließlich reflektiert Severin Caspari über die Mythen bildende Kraft des Arbeiterlieds für die Sozialdemokratie (S. 223–230). Ein Wir-Gefühl wurde durch gemeinsames Singen geschaffen, das nach innen integrierte, nach außen abgrenzte.

Ein gelungener Jubiläumsband, voller Thesen und Fragestellungen, informativ zudem. Der Lesefluss wird etwas gehemmt durch einen unsäglich langen Anmerkungsapparat von über 750 Annotationen – aber in Zeiten der Plagiatsjäger wohl unausweichlich. Herausgeber und Autoren haben also den prallen Stoff genutzt, der ihnen die 150-jährige Geschichte der SPD bot.

Franz Walter und Stine Marg haben ein unkonventionelles, anregendes Buch zur Geschichte der Arbeiterbewegung vorgelegt.<sup>17</sup> Sie richten ihr Augenmerk auf verschiedene, einzelne Thesen, Fragestellungen und Sachverhalte. Es geht also nicht um eine breite Beschreibung und Erzählung. Wenn man so will: Ein Appetitmacher, sich intensiver mit der sozialen Bewegung der Facharbeiter und ihren intellektuellen Genossen näher zu befassen. Die Veröffentlichung gehört insoweit in den Bereich der Forschung, als so provokante Thesen, bislang nicht oder doch wenig beachtete Sachverhalte präsentiert werden, dass sie eine Einladung zum Widerspruch, zum Nach- und Neurecherchieren sowie zur Formulierung von Antithesen bieten. Es sind drei Themen, die die Autoren besonders beachten. 1. Das Interesse gilt dem Typus des sozialistischen Bildungsbürgers in der Partei der Facharbeiterschaft, auch Spannungen zwischen Intellektuellen und Industrieproletariern. Diskutiert werden solche Persönlichkeiten wie Karl Marx und Ferdinand Lassalle, Karl Kautsky und Eduard Bernstein, Rudolf Hilferding und Hermann Heller. Aber auch Carlo Schmid, Richard Löwenthal, Peter von Oertzen, Erhard Eppler und Peter Glotz werden am Rande erwähnt, entsprechend ihrer, im Vergleich zu den Intellektuellen in den ersten 70 Jahren der Sozialdemokratie geringeren Bedeutung. 2. Das zweite große Thema ist »das sozialdemokratische Primat der Ordnung und Organisation, des vorsorgenden Plans und der gesellschaftlichen Prävention«. Zu Recht wird im Vorwort bereits gewarnt, dass »reformistische Sozialarchitekten den Leser bis an Abgründe führen«. (S. 7). 3. Schließlich wird gefragt, was von der alten sozialdemokratischen Sozialmoral, von den alten Normen und Motiven eigentlich geblieben ist, wenn die Emanzipation wesentlich vollbracht und das Zeitalter der Meritokratie erreicht ist. »Hat sich die Partei der einst Entrechteten durch den Aufstieg nicht selbst überflüssig gemacht?« (S. 8).

Nach diesen relativ allgemeinen Bemerkungen werden Walter und Marg in den folgenden Kapiteln konkret. Das Kapitel über »social engineering« beginnt mit den Kurzbiografien der Ehepaare Beatrice und Sidney Webb sowie Alva und Gunnar Myrdal, bis der (unvorbereitete) Leser plötzlich damit konfrontiert ist, dass Eugenik nicht allein bei den völkischen Rechten zu finden war, sondern in der Weimarer Republik in der Linken »eine eigene und spezifische Tradition« entwickelt hatte, zurückgehend bis zum »Verband der Vereine für Volksgesundheit« vor dem Ersten Weltkrieg. Walter und Marg argumentieren, dass eine derartige Position innerhalb der Sozialdemokratie »gerade in der Konsequenz der Moderne und des Fortschrittsdenkens lag, deshalb zu rationalistisch-planerischen Anmaßungen und Menschheitsoptimierungsutopien führte« (S. 83). Natürlich, die sozialdemokratischen Eugeniker verfügten über keinen großen Anhang in der SPD und ihren Nebenorganisationen und diese schrieben, redeten und agitierten lange vor Auschwitz. Gleichwohl: Warum sind solche inhumanen Positionen in der Arbeiterbewegung möglich gewesen? Weitere Forschungen sind nötig.

<sup>17</sup> Franz Walter/Stine Marg, Von der Emanzipation zur Meritokratie. Betrachtungen zur 150-jährigen Geschichte von Arbeiterbewegung, Linksintellektuellen und sozialer Demokratie, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013, 160 S., kart., 19,99 €.



Aber das Buch ist nicht einseitig kritisch angelegt. Vielmehr geht es auch um die Stärken und positiven Seiten der SPD, etwa in dem Kapitel über den sozialdemokratischen Organisationskosmos. Hier wird nicht nur das Hohe Lied über den sozialdemokratischen Funktionär angestimmt, sondern die These vertreten, dass die Freizeit- und Nebenorganisationen überhaupt erst den Zusammenhalt der Arbeiterbewegung brachten, die unpolitischen Arbeiter an der Sozialdemokratie festhielten. Diese These erscheint plausibel, ob sie allerdings empirisch haltbar ist, dürfte fraglich sein. Nicht zuletzt kommt es hier wohl auf den Politikbegriff an – was heißt »unpolitischer Arbeiter«?

Im Band von Walter und Marg geht es ganz wesentlich um die Positionsbestimmung der SPD heute. Mit verschiedenen Thesen wird gespielt, neue Perspektiven werden eröffnet. Es bleibt nicht nur bei der These vom »Ende der Volksparteien«, sondern es wird gefragt, was danach komme. Eine gelungene Essay-Sammlung, über deren einzelne Beiträge der Leser sich aufregen kann, sich provoziert oder bestätigt fühlen mag. Aber auf jeden Fall kein Langweiler.

Entgegen dem, was sonst aus der Werkstatt Franz Walters kommt, finden sich hier gelegentlich größere stilistische Unebenheiten. Allein die Lektüre eines über 15 Zeilen gehenden Satzes bringt einen außer Atem (S. 124). Und leider ist auch mit den Daten zu Wahlergebnissen und zu den Mitgliedern nicht ganz sauber umgegangen worden.

Ein faszinierendes Buch hat Gunter Hofmann vorgelegt.<sup>18</sup> Eine Art Doppelbiografie, in der der Autor der Frage nachgeht, warum zwischen Willy Brandt und Helmut Schmidt so tief gehende Differenzen bestanden – und beide doch immer wieder zusammenkamen, sie sich im Zweifelsfall regelrecht zusammenraufften. Zwar gibt es über beide Kanzler Biografien, allgemeine Sekundärliteratur, autobiografische Veröffentlichungen (im Text werden immer wieder längere Passagen zitiert). Das Willy-Brandt- und das Helmut-Schmidt-Archiv standen Hofmann offen. Die Forschungslücke, in die der Autor hineinstößt, ist »das Ungesagte zwischen den beiden«, davon »handelt das Buch« (S. 18). Und in der Tat: Mit großer Sensibilität, mit Gespür für das Informelle, eben auch das »Ungesagte« charakterisiert Hofmann seine beiden Protagonisten – und ohne dabei ins Psychologisieren zu geraten. Es finden sich Thesen, die zum weiteren Forschen anregen. Das Buch selbst bietet einen Fortschritt in der Forschung, obwohl sein Verfasser Journalist ist – oder gerade weil er diesem Beruf nachgeht: Das ist nämlich ein durchaus mutiger methodologischer Schritt, diesem Quervergleich nachzugehen; der Band liest sich dazu auch noch wie der berühmte Krimi.

Hofmann geht von der These aus, dass die Beziehung zwischen Brandt und Schmidt kompliziert war, eben eine schwierige Freundschaft – »und das hing mit ihren Lebensgeschichten zusammen« (S. 11). Obwohl beide im Alter nur fünf Jahre auseinanderlagen, Brandt Jahrgang 1913, Schmidt Jahrgang 1918, konnte der Gegensatz zwischen beiden kaum größer sein: der eine in das sozialdemokratische Milieu hineingeboren, der andere ins kleinbürgerliche. Brandt war noch stark geprägt von der Weimarer Republik, für Schmidt war Weimar museale Geschichte. Der eine ging 1933 als Emigrant nach Skandinavien; der andere wurde bald ein normaler Wehrmachtssoldat. Der eine war Teil der Arbeiterbewegung, gehörte dazu, der andere war ein von Wehrmacht und Nachkriegszeit geprägter Politiker. Des einen Biografie kann nicht ohne die Geschichte der Arbeiterbewegung erzählt werden, der andere ist eher zufällig zur SPD gestoßen, ist mehr Teil der allgemeinen deutschen Nachkriegsgeschichte. Hofmann geht in Darstellung und Vergleich seiner beiden Protagonisten chronologisch, im Prinzip nach Lebensabschnitten gegliedert vor. Dabei werden nicht nur die Gegensätze zwischen beiden deutlich, sondern auch Übereinstimmungen, etwa in der Beurteilung von Julius Leber oder Ernst Reuter. Einfühlsam

18 *Gunter Hofmann, Willy Brandt und Helmut Schmidt. Geschichte einer schwierigen Freundschaft*, Verlag C. H. Beck, München 2012, 335 S., geb., 21,95 €.

und sensibel wird dabei nicht nur beschrieben, sondern aus den Biografien vorsichtig erklärt und interpretiert, an keiner Stelle aber moralisierend gewertet. Hier liegt die große Stärke des Autors. So gelingt es ihm, die beiden – scheinbar – unterschiedlichen Charaktere gegenüberzustellen, dabei aber auch jene Projektionen zu berücksichtigen, unter denen das jeweilige Persönlichkeitsbild sich darbot: Brandt fiel es nicht schwer, sich auf Experimente einzulassen, Schmidt warnte vor Risiken, er war Soldat, wollte überleben. »Brandt war nicht im Krieg. Er suchte Wege und Auswege, Öffnungen«. Schmidt hingegen bevorzugte das »Schließen«. Brandt zeigte Vertrauen, die Republik werde sich schon selbst erziehen. Schmidt war überzeugt, sie müsse erzogen werden. Willy Brandt, so Hofmann, war der Mann der Anfänge, auf Kontinuität legte hingegen Helmut Schmidt besonderen Wert (S. 283). Dann aber nimmt Hofmann sich das Klischeehafte, die Projektionen, die sich in beiden Persönlichkeitsbildern festgesetzt haben und mitschwingen, vor und differenziert: »Mir scheint, das Hamletsche an Schmidt und das Bismarcksche an Brandt geriet [...] zu oft aus dem Blick« (S. 285).

Dabei benötigten, ja brauchten sich beide: Kanzler Schmidt den Parteivorsitzenden Brandt, Kanzler Brandt den Rationalisten Schmidt. Beider Führungsstil schien eigentlich unvereinbar. Dennoch wussten sie – gerade auch in Verbindung mit Herbert Wehner in der Troika – dass sie aufeinander angewiesen waren. Kein Wunder, dass zuweilen das Gerücht die Runde machte, die drei seien persönlich so verkracht, dass sie nur über Mittelsmänner, über Abgesandte miteinander redeten – aber immerhin, sie kommunizierten miteinander.

Im Schluss seines Buchs zieht Hofmann – offensichtlich zustimmend – eine Äußerung von Horst-Eberhard Richter heran, um das Verhältnis beider zu kennzeichnen als »Ergänzungsverhältnis der Eigenschaften beider«, ein Komplementärverhältnis, der eine strategischer Rechner, der andere Politiker der »compassion« (S. 303). Hofmann hat ein glänzendes Buch zur Geschichte der Bundesrepublik geschrieben. Brandt ist bis an sein Lebensende geborener Sozialdemokrat, Akteur in der Geschichte der Arbeiterbewegung gewesen, Schmidt hingegen rational kalkulierender Stratege, kein in der Wolle gefärbter Sozialdemokrat. Wurde »Brüder zur Sonne zur Freiheit« zum Abschluss eines Parteitags angestimmt, so fiel der eine kräftig in den Gesang ein, der andere lief etwas peinlich behört rot an.

In die Kategorien »aktuelle Zeitgeschichte« und »Herausforderungen an die Forschung« gehört das voluminöse, faktenreiche, umfängliche, fast 900 Seiten lange Buch Edgar Wolfrums, »Rot-Grün an der Macht. Deutschland 1998–2005«.<sup>19</sup> Der Band stellt die erste historische Gesamtdarstellung der rot-grünen Koalition dar und handelt damit implizit und explizit auch von der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Es waren nur sieben Jahre an der Macht, aber in denen ist – wie erst in der Rückschau ganz deutlich wird – viel geschehen, ist der Reformstau, der sich nach 16 Jahren Kohl aufgetürmt hatte, geplatzt, hat es in so kurzer Zeit so viele und so tiefe Veränderungen gegeben wie nie zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik, vielleicht wie nie zuvor in der deutschen Geschichte. Man denke nur an das Staatsbürgerschaftsrecht, das 630-Mark-Gesetz, die Greencard, das Lebenspartnergesetz, die Riester-Reform, die Dauerbaustelle »Gesundheitsreform«, den Atomausstieg, die Öko-Steuer, das Dosenpfand, die Einrichtung eines Kulturstaatsministeriums, die Zwangsarbeiterentschädigung, vor allem aber die Agenda 2010.

Das Buch bietet eine detailreiche, ja detailversessene Chronologie, ein breites und umfassendes Panorama, eine Rekonstruktion und Revue der rot-grünen Regierungszeit, dicht aus den Quellen geschrieben – und diese, vor allem aber die publizistischen Dokumente in ihrem Tenor immer wieder übernehmend. Das Werk beginnt mit dem Macht-

<sup>19</sup> Edgar Wolfrum, Rot-Grün an der Macht. Deutschland 1998–2005, Verlag C. H. Beck, München 2013, 848 S., geb., 24,95 €.

wechsel 1998, schreitet dann fort über den Kosovokrieg, die Terroranschläge von 9/11, den Afghanistan- und Irakkrieg, die Agenda 2010, bis zu den Neuwahlen 2005. Sehr gut als Handbuch geeignet; ein enzyklopädisches Nachschlagewerk. Gleichwohl versucht der Autor Fragestellungen und Thesen in der Einführung zu entwickeln, die dann aber nicht die drei folgenden Teile und 16 Kapitel des Bandes strukturieren. Einige zuweilen mit Pathos als Schlüsselkategorien einleitend benutzte Begriffe werden nicht operationalisiert, bleiben gleichsam in der Luft hängen. Die Globalisierung gilt Wolfrum als überwältigendes Dach, darunter vollzogen sich vier Tendenzen, bewegende Kräftefelder: Krieg und Frieden, das sich verändernde Gesicht Europas, die Krise des westlichen Sozialstaats sowie der Reformstreit. Da ist – an einigen Stellen fast bombastisch und schwülstig oder unverständlich – die Rede von »globaler Regierung«, »Scharnierzeit«, »Jahren des Umbruchs«, »historischem Ausmaß«, »gravierendem Umbruch«, von historisch und epochal. Die Arbeitshypothese, so Wolfrum, lautet: Es handelt sich um eine spannungsreiche Geschichte des Übergangs vom 20. ins 21. Jahrhundert. Oder, breiter angelegt, um eine Ausgipfelung des Strukturbruchs, den die moderne Zeitgeschichte im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts ansetzt (S. 715). Wie gesagt: Weder die Arbeitshypothese noch die (scheinbar) zentralen Begriffe werden operationalisiert oder zur Strukturierung des Stoffs herangezogen.

Im Vordergrund steht Deskription. Diese macht auch die Stärke des Buchs aus. Zum Beispiel der Rücktritt von Oskar Lafontaine als Finanzminister und als Vorsitzender der SPD. Der Ablauf des Rücktritts wird detailliert geschildert, auch die »Schockstare«, in die die SPD gefallen war, die Partei, die Lafontaine »im Griff« hatte und die ihn nachgerade zu lieben schien. In der Partei standen sich zwei Fraktionen gegenüber, die »Modernisierer«, die Monetaristen, darunter Gerhard Schröder, und die Traditionalisten, die Keynesianer, angeführt von Lafontaine. Wolfrum kommt zu dem Schluss, dass das Scheitern all seiner politischen Vorhaben Lafontaine zum Rücktritt aus seinen Ämtern bewog, nicht der Machtkampf mit dem Kanzler. Der Leser bekommt hier den Eindruck, als würde ein künstlicher Gegensatz formuliert, denn ganz offensichtlich waren es zwei Rücktrittsmotive, der verlorene Machtkampf mit Schröder um die stärkste Position im Kabinett und damit zusammenhängend das Unvermögen, die eigenen politischen Ziele durchzusetzen. Neue Erkenntnisse zum Rücktritt Lafontaines im März 1999 vermag Wolfrum uns nicht mitzuteilen. Allerdings sind die Ereignisse akribisch und zusammenhängend beschrieben. Das gilt auch für das Schröder-Blair-Papier, das im Juni 1999 veröffentlicht worden war und das von vielen in der deutschen Sozialdemokratie als programmatische Wende angesehen wurde. Wolfrum zitiert den Inhalt dieses Dokuments, referiert verschiedene Stellungnahmen zu dem Papier, nimmt aber selbst keine Position ein, ordnet es auch nicht recht ein. Er spricht noch am ehesten von »Modernisierung«.

Die folgenschwerste Reform für die SPD war natürlich die Agenda 2010. Wolfrum schildert sie in all ihren Verästelungen. Die Fehler und Probleme bei der Durchsetzung und Annahme der Agenda werden deutlich, nämlich schlicht und einfach die misslungene Vermittlung, die dilettantische Kommunikation in die Öffentlichkeit und der verheerende Fehler, Arbeiter und Angestellte, die arbeitslos wurden, schon nach zwölf Monaten mit Sozialhilfeempfängern gleichzustellen. Interessant ist, dass zunächst der Aufstand der Parteibasis ausblieb. Warum dies so war, dieser Frage geht Wolfrum leider nicht nach. Auch an dieser Stelle ist das Buch analytisch defizitär. Die Agenda war nicht nur die am tiefsten greifende und umfassendste Reform des deutschen Sozialstaats, sondern sie bewirkte auch eine Veränderung des deutschen Parteiensystems, das bis zu diesem Zeitpunkt (sieht man von der Etablierung der Grünen ab) erstaunlich stabil geblieben war. Jetzt demonstrierte die SPD sich selbst. Unfreiwillig wurde sie zum Geburtshelfer der Linkspartei. Denn mit dem innerparteilich und bei den Gewerkschaften anschwellenden Protest gegen die Agenda

wurden die parteipolitischen Folgen immer deutlicher. Einst sozialdemokratische Wähler, auch Stammwähler, wanderten in das Nichtwählen ab, gingen zur WASG, zur Wählerinitiative für Arbeit und soziale Gerechtigkeit, und zur sich auch im alten Westdeutschland etablierenden Linkspartei. Bei bundesweiten Wahlen fand sich die SPD fortan im 30%-Turm wieder. Auch Parteimitglieder und Gewerkschaftsfunktionäre verließen die Sozialdemokratie. Eine Partei links von der SPD hatte sich auf Dauer festgesetzt. Zugleich zeigt dieser Sachverhalt den Mut Schröders, auch gegen seine eigene Partei eine von ihm als notwendig erachtete Reform durchzusetzen. Dazu Wolfrum: »Schröder führte das Land in den wirtschaftlichen Aufschwung und seine Partei in die Wahlniederlage« (S. 582). Die Passagen und Kapitel über die Agenda und ihre Konsequenzen lesen sich in dem dicken Wälzer spannend und kurzweilig; fein ziseliert kommt die Darstellung daher.

Zu Recht hebt Wolfrum die Erfolge von Rot-Grün hervor. Waren zunächst große Hoffnungen mit der ersten ›linken‹ Regierung verbunden, so war diese bald außen-, dann aber auch innenpolitisch von der politischen Realität eingeholt, sodass deren eigentliche Leistung schließlich doch darin bestand, den Reformstau nach 16 Jahren Kohl gebrochen zu haben. Innerhalb weniger Jahre wurde aus dem »kranken Mann Europas« das Modell Deutschland. Diese übervollen Jahre ruft Wolfrum in Erinnerung, schildert sie im Detail und schafft so die Grundlage für weitere Studien über Rot-Grün an der Macht.

### III. BIOGRAFIEN UND LOKALE UNTERSUCHUNGEN

In diesem Abschnitt werden biografische und lokale Studien zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie vorgestellt und diskutiert, die unter Umständen viele Informationen bringen, gleichwohl nicht oder bestenfalls punktuell die Forschung vorangebracht haben. Dabei gibt es von der Sache her durchaus Überschneidungen qualitativer Art mit den Publikationen, die im vorausgegangenen Kapitel besprochen worden sind.

Jürgen Schmidts Biografie über August Bebel, den »Kaiser der Arbeiter«, ist deswegen so interessant, weil sie unter einer klaren Fragestellung beziehungsweise These verfasst ist, die die Arbeit strukturiert.<sup>20</sup> Die Wahlerfolge der Sozialdemokratie in den Bundesländern nach 1945, aber auch im Reich vor 1914, hätten zu einer »durchgreifenden Professionalisierung der Politik« geführt, so die These des Autors. Der Lebensweg August Bebels stehe paradigmatisch für diese Entwicklung. Er habe sich zu einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens entschieden, für die Politik zu leben. In den 1880er Jahren habe es bei ihm einen Übergang gegeben vom Handwerker-Unternehmer zum Berufspolitiker (S. 11). Schmidt erwähnt an dieser Stelle die bekannte Auseinandersetzung Max Webers mit dem Begriff des Berufspolitikers, gelangt aber nicht selbst zu einer Definition von »Berufspolitiker«. So heißt es bei ihm, Bebel füge sich nicht nahtlos in die von Weber entwickelte Typologie. Hier nicht weiter systematisch gearbeitet zu haben, nicht Kriterien für »Berufspolitiker« entwickelt zu haben, ist um so bedauernswerter, als das Buch durchaus eine Dramatik enthält, die auf der Entwicklung hin zur Professionalisierung der Politik beruht. So aber nennt der Autor nur einige Phänomene, die seine These stützen: In Bebel habe sich die ganze Breite politischen Arbeitens entfaltet, nämlich Netzwerke knüpfen, Reden halten, Kongresse organisieren, das Geld der Partei in Wertpapieren anlegen, Wahlkämpfe vorbereiten und führen, politische Ziele und Ideen entwerfen. Organisator und Agitator, dies sind die beiden wichtigsten Merkmale, die Schmidt für Bebel verwendet. Hinzu kommt die Fähigkeit, als Volksredner aufzutreten. Der Autor reflektiert, ob Bebel Charisma besessen habe oder nicht – auch dieser Begriff gehört bekanntlich in eine Typologie

<sup>20</sup> Jürgen Schmidt, August Bebel – Kaiser der Arbeiter. Biografie, Rotpunktverlag, Zürich 2013, 285 S., geb., 27,00 €.

von Politikern. »Von der Politik« lebte Bebel insofern, als er mit seinem 1881 errungenen Mandat für den sächsischen Landtag für jeden Sitzungstag zwölf Mark erhielt. Sein Buch »Die Frau und der Sozialismus« und auch andere Veröffentlichungen brachten auch einen finanziellen Erfolg. Zudem hatte Bebel seinen Anteil an einer Drechslerei verkauft. Allerdings legte er größten Wert darauf, nicht durch besoldete Parteiämter sein Geld zu verdienen und dadurch abhängig zu werden. Gleichwohl war es das sozialdemokratische Milieu insgesamt, so Schmidt, das »ihm erlaubte[,] von der Politik zu leben« (S. 168).

Durchgängig weist Schmidt darauf hin, welche gespaltene, widersprüchliche Persönlichkeit Bebel eigentlich gewesen ist, zerrissen zwischen Privatperson und Politiker. Da gab es den mit allen Wassern der kapitalistischen Geldanlage gewaschenen Arbeiterführer, den für das nationale Wohl eintretenden Internationalisten, den Vertreter eines männlichen Feminismus, den Theoretiker, der zwischen Reform und Ideologie pendelte, der in einer bürgerlichen Wohngegend lebte und doch jeden Tag den Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft, den großen Kladderadatsch, erwartete. Aber vielleicht gehört eine derartige Zerrissenheit einer Persönlichkeit auch zu den Kriterien, die in ihrer Summe einen Berufspolitiker ausmachen? Oder ist eine derartige Frage nichts anderes als eine Projektion aus unserer Gegenwart in das ausgehende 19. Jahrhundert?

Insgesamt eine gelungene Biografie des ersten großen Vorsitzenden der SPD, der Aufstieg aus der Armut in die Mittelschicht ist lebendig geschildert, durch Quellen – nicht zuletzt die Briefwechsel Bebels – angereichert.

Biografien und biografische Beiträge über Willy Brandt sind inzwischen Legion. Einer der besten Kenner des Lebenslaufs von Brandt, insbesondere der Exiljahre in Norwegen und der skandinavischen Zeit insgesamt, ist Einhart Lorenz, Professor für europäische Geschichte an der Universität Oslo.<sup>21</sup> Sehr schön arbeitet er heraus, wie der radikale Sozialist, der Lübeck in die Emigration verlassen hatte, angesichts der skandinavischen politischen Kultur zu einem Anhänger des parlamentarischen Regierungssystems geworden ist. Er lernte das Grundwerkzeug eines Politikers in einer parlamentarischen Parteien-demokratie kennen, nämlich Kompromisse schließen und Konsens herstellen. Damit verband Brandt auch die Perspektive einer pluralistischen linken Volkspartei. Auch sein Demokratieverständnis veränderte sich, so Lorenz: »Es ging Brandt nicht darum, Beschlüsse durchzuboxen, sondern dialogisch zu arbeiten, zu überzeugen und Meinungen zu bündeln« (S. 231). »Er glaubte an die Kraft der Gedanken, und dass Argumente überzeugen konnten.« Hier stellt sich die Frage, ob Lorenz nicht ein zu idealistisches Bild von Brandt und seinem Demokratieverständnis hat, ob er nicht die »bismarcksche Seite« seines Protagonisten, von der Gunter Hofmann immer wieder gesprochen hat, etwas unterschätzt. Man denke nur an den Kampf Brandts in der Berliner SPD in den 1950er Jahren: Da ist auch von den Brandt-Leuten mit Haken und Ösen gegen die sogenannte neumannsche Keuleneriege intrigiert und manipuliert worden. Allerdings: Brandt gewann nicht nur größtes politisches Ansehen im Ausland als Repräsentant des »anderen Deutschland«, das galt – trotz aller Diffamierungen, die es in den Wahlkämpfen immer wieder gab – auch für die deutsche Gesellschaft, wie nicht zuletzt der »Willy-Wahlkampf« von 1972 und vor allem die bis heute andauernde liebevolle Verehrung für »W.B.« zeigte und zeigt. Spannende, für den Historiker wie Politikwissenschaftler relevante Passagen finden sich immer wieder bei Lorenz, so über politische Führung, über die Troika Brandt-Schmidt-Wehner, über die Wiedervereinigung und die schwankende und wankende Haltung der SPD in dieser Frage (nicht zuletzt in der Hauptstadtfrage). Das Buch von Lorenz ist direkt aus den Quellen gearbeitet, es kommt sehr solide, in vielen Abschnitten auch in trockener Schilderung der Ereignisse daher. Da gibt es keine künstliche Dramatisierung mit einer These oder provo-

21 Einhart Lorenz, Willy Brandt. Deutscher – Europäer – Weltbürger, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2012, 288 S., kart., 24,90 €.

kativen Fragestellung. In seiner zusammenfassenden Formulierung ist Lorenz wohl Recht zu geben: »Wenn man die oft äußerst simplen Konstruktionen und irreführenden Stereotypisierungen seines von außen geschaffenen Bildes ablöst, entdeckt man einen überaus komplexen, vielschichtigen Menschen voller Brüche, Gegenläufigkeiten, mit Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn – und zugleich mit auffälligen Kontinuitäten« (S. 232f.).

Mehr als ein Dutzend Willy-Brandt-Biografien liegt heute vor, ihre Zahl ist aus Anlass des 100. Geburtstags des Parteiführers und Kanzlers im Jahr 2013 noch gestiegen. Dazu zählt auch Bernd Faulenbachs Biografie.<sup>22</sup> Dies ist ein gelungenes, kleines, knappes, aber dennoch irgendwie detailliertes Werk, das mit viel Sympathie für den Protagonisten abgefasst worden ist. Wie viele andere Autoren betont Faulenbach zu Recht, dass Brandt eine Jahrhundertgestalt gewesen sei – dies jedenfalls gilt für Deutschland und Europa. Wenn es einen roten Faden in der Darstellung gibt, dann den, herauszuarbeiten, welches die Wirkungen von Brandt – zum Teil bis in unsere Gegenwart – gewesen sind. So habe Brandt das Selbstverständnis und die Politik der deutschen Sozialdemokratie seit den 1950er Jahren geprägt. Dabei sei er an skandinavischen Vorbildern orientiert gewesen, habe den deutschen erstarrten sozialdemokratischen Traditionalismus überwinden wollen. Ferner habe Brandt wesentlich zur Veränderung des Politikbegriffs in Deutschland beigetragen, habe ihn demokratisiert und entideologisiert, zu seiner geistigen und kulturellen Liberalisierung beigetragen. Des Weiteren sei er dem Leitbild eines europäischen Deutschland gefolgt, das die traditionellen nationalstaatlichen Verengungen überwand. Mithin setzte er sich für eine europäische Friedensordnung und europäische Föderation ein. Und schließlich habe Brandt erhebliche Wirkung als jemand erreicht, der global dachte und entsprechende Politikkonzepte entwickelte. Die Biografie ist lebendig geschrieben, kann als erste Orientierung für Leben und Wirken von Brandt dienen. Personenregister, Zeit- und eine Liste der Schriften von Brandt und der Literatur über Brandt finden sich im Anhang. Insgesamt also ein gelungener propädeutischer Band zu Brandts Leben im Kontext der Geschichte der deutschen, europäischen und internationalen Arbeiterbewegung.

Faulenbachs Darstellung basiert ganz wesentlich auf dem großen, bis heute nicht übertroffenen, fast 1.000 Seiten umfassenden Standardwerk von Peter Merseburger, das in erster Auflage 2002 erschien und jetzt in einer Neuauflage vorliegt.<sup>23</sup> Der Autor beginnt sein Buch im Vorwort gleichsam mit einem Paukenschlag: Adenauer hätten die Deutschen respektiert, Willy Brandt aber habe in der bundesrepublikanischen Geschichte polarisiert wie kein anderer Politiker, ausgenommen vielleicht Franz Josef Strauß. Brandt wurde »gehasst aber auch geliebt – schon um seiner Schwächen willen, die ihn den Menschen näher rückten« (S. 7). Auf den ersten Blick, so Merseburger, mag die Biografie Brandts widersprüchlich gewesen sein, linksrevolutionär in der Jugend, demokratischer Sozialist in der skandinavischen Emigration, Kalter Krieger in Berlin, Kanzler der Versöhnung mit dem Osten in Bonn, Begründer der deutschen Zweistaatlichkeit, dann aber wiederum energischer Fürsprecher einer schnellen deutschen Vereinigung. Ein »Stück ungebrochener Freiheitstradition« habe Kontinuität in sein Leben gebracht. Und in der Tat hat Brandt mehrere historische Epochen durchlebt, die Weimarer Republik, die Zeit des Nationalsozialismus, die deutsche Spaltung und schließlich die deutsche Vereinigung. Kenntnissreich und differenziert entfaltet Merseburger die Biografie Brandts, schreibt zudem in einem Stil, dass man das Buch kaum aus der Hand zu legen vermag. Etwa das Kapitel »Machtkampf an der Spree. Ernst Reuters junger Mann setzt sich durch«. Um in der Berliner Partei die Oberhand zu gewinnen, beginnt Brandt mit harter Kärnerarbeit, wird 1949

22 *Bernd Faulenbach*, Willy Brandt (Beck'sche Reihe, Bd. 2780), Verlag C. H. Beck, München 2013, 128 S., kart., 8,95 €.

23 *Peter Merseburger*, Willy Brandt. 1913–1992. Visionär und Realist, Pantheon Verlag, München 2013, 926 S., kart., 19,99 €.



Vorsitzender des Kreisverbandes Wilmersdorf, ist in den verrauchten Kneipen Neuköllns und Schönebergs zu den Zusammenkünften der Abteilungen, der Ortsvereine, zu finden. Mit harten Bandagen wird um den Landesverband gekämpft, zwischen der sogenannten Keulenriege, angeführt von dem Traditionssozialisten Franz Neumann, und den Brandt-Anhängern. Brandt obsiegt schließlich. Doch in dieser Zeit – nicht zuletzt wegen Neumanns unfairem manipuliertem Spiel um die Macht – unterschied Brandt sich kaum von anderen innerparteilichen Parteikämpfern, stand im deutlichen Kontrast zu seiner geläuterten Persönlichkeit in den 1980er Jahren. Äußerst differenziert beschreibt Merseburger den Berliner Machtkampf. Dies gilt auch für jenes Kapitel, in dem es um den Rücktritt als Kanzler geht. Die Einschätzung, warum Brandt aufgegeben hat, ist realistisch, eignet sich nicht für irgendwelche Heroisierungen. Mehrere Gründe werden genannt: Die Ölkrise, die galoppierende Inflation, steigende Arbeitslosigkeit, ein monatelanger Streik der Fluglotsen, »wilde Streiks«, kräftezehrende Auseinandersetzungen um die Ostpolitik – und natürlich die Enttarnung Günter Guillaumes als Stasi-Spion. Brandt war zu diesem Zeitpunkt physisch und psychisch ausgelaugt, hatte gesundheitliche Probleme, vermochte sich einem innerparteilichen Gegner wie Herbert Wehner nicht zu widersetzen.

Merseburger hat bei den Recherchen zu seinem Buch von allen Seiten die beste Unterstützung erfahren. So hatte er Zugang zu einschlägigen Archiven, zum Willy-Brandt-Archiv im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, dem Briefwechsel von Günter Grass mit Brandt, es gab Interviews mit den engsten Mitarbeitern seines Protagonisten, mit zeitgenössischen Politikern sowie mit Familienangehörigen. Merseburger feiert Brandt als einen Großen, der gegen den Nationalsozialismus und Stalinismus gekämpft hat und der »den Abstand zwischen Macht und Moral in seiner Regierungszeit verringerte« (S. 862). Merseburgers Werk stellt mehr als nur eine gelungene Biografie dar, es bietet zugleich eine Geschichte der Bundesrepublik – sehr gut lesbar und höchst informativ.

Zu biografischen Werken gehören auch Autobiografien. So kritisch sie auch als Quelle zu betrachten sind und unter Umständen eine politische Funktion haben. Genau in diese Kategorie gehört durchaus das 2013 wieder aufgelegte Werk Willy Brandts: »Links und frei. Mein Weg 1930–1950«. <sup>24</sup> Denn das in erster Auflage 1982 erschienene Werk wurde in einer Zeit des Zerfalls der sozial-liberalen Koalition unter Helmut Schmidt veröffentlicht, sollte Mut machen, um die Endzeitstimmung, die sich innerhalb der Sozialdemokratie verbreitet hatte, zu überwinden. Dennoch stehen die Memoiren für sich. Sie umspannen Brandts Zeit der Jugend in Lübeck bis zur Rückkehr aus der Emigration und der Ankunft in Berlin. Es ist, wie Brandt selbst in einem kurzen Vorwort schreibt, der Weg eines Lübecker Arbeiterjungen, den es nach Zusammenbruch der Weimarer Republik zunächst nach Norwegen verschlägt, der im Exil mit deutschen Freunden verbunden bleibt und schließlich nach Deutschland nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zurückkehrt. Brandt ist noch in das alte sozialdemokratische Milieu hineingeboren worden und war zeitlebens davon geprägt. Durch die Erzählungen seines Großvaters war er noch ganz von August Bebel beeindruckt, etwas entfernter stand ihm Ferdinand Lassalle. Durchaus kritisch gegenüber der eigenen Biografie und den eigenen Prägungen kommen die Erinnerungen daher. So etwa kritisiert er, dass die Weimarer Demokratie nicht fest verankert war, der »Novemberumsturz« 1918 eine neue Verfassung hervorbrachte, die alten Mächte aber überlebten, die Bürokratie, die Justiz, die Universitäten, die militärische Führung (S. 43f.). Damit ist ein Thema angesprochen, das bis heute bei Historikern umstritten ist. Nachgerade bewegend sind die Seiten, die Brandt über Ernst Reuter schreibt, seinem väterlichen Freund. Reuter wurde, so Brandt, zu seiner »stärksten Erfahrung mit sozial-

<sup>24</sup> *Willy Brandt, Links und frei. Mein Weg 1930–1950*, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2012, 495 S., geb., 24,99 €.



demokratischer Führerschaft« (S. 421f.). Reuter sei der natürliche Mittelpunkt jeder Gesprächsrunde gewesen. Im Anhang der Memoiren finden sich ein Namensverzeichnis und ein Glossar mit den Kurzbiografien der im Text erwähnten Persönlichkeiten. In der Summe: ein schwungvoll geschriebenes und gut lesbares Buch.

Weitere Autobiografien sind in dem Gedenkjahr 2012/13 erschienen, so die von Helga Grebing, der großen alten Dame der Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung: »Freiheit, die ich meinte. Erinnerungen an Berlin«.<sup>25</sup> Bei der Lektüre spürt der Leser in und zwischen den Zeilen die Wärme der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Die SPD war für Grebing Heimat, obwohl sie aus dem katholischen Milieu kam. Also ein buntes, vielfältiges, keineswegs langweiliges Leben. Und zu Recht heißt es auf dem Buchumschlag, dass sich aus der individuellen Biografie das Lebensbild einer ganzen Generation entfalte, die in Kindheit und Jugend den Zweiten Weltkrieg und Nationalsozialismus erlitten und verarbeitet hat. Die ersten Kapitel scheinen langweilig zu sein, es geht um den Alltag in einer proletarisch-bäuerlichen Familie, man findet sich durch die ganze große Verwandtschaft kaum durch. Mit dem Älterwerden wird der Lebensweg auch bunter. So sind die Überlegungen, warum viele Jugendliche sich am »Führer« orientiert haben, auch heute noch bedenkenswert. Und die Bemerkung, sie, die heranwachsende Helga, wollte eine »Lebensanschau« haben, hätte sich gelohnt, weiter reflektiert zu werden. Der Leser spürt, wie die kleine und jugendliche Helga (und das trifft auch die erwachsene) äußerst ehrgeizig gewesen ist. Sie legt Wert darauf, ihre sehr guten Zensuren dem Leser mitzuteilen, das Reifezeugnis wird abgedruckt, und die Enttäuschung war groß, wenn die Noten nicht so gut wie erwartet ausfielen. Gelegentlich teilt unsere Autorin Banalitäten mit, die wenig über ihr Leben und die Geschichte der damaligen Zeit aussagen, so die Matrikel-Nummer, die sie am Beginn ihres Studiums an der Humboldt-Universität erhielt sowie die Nummer der SPD-Mitgliedskarte, die sie beim Eintritt in die Partei 1948 bekam. Im Gegensatz dazu sind ihre Überlegungen zu Aufgabe und Wirken der SPD hochgespannt: Sie sieht die Partei als Apostel an, die das Bürgertum für sich gewinnen solle. Höchstes Ziel sei es: »[a]lle Deutschen für den Sozialismus reif zu machen« (S. 126).

Gern hätte man noch mehr über die junge Helga Grebing erfahren. So schildert sie in kräftigen Strichen, wie sie sich von Nationalsozialismus und Kommunismus losgesagt hat. Doch wie hat sie sich vom katholischen Milieu abgegrenzt und emanzipiert? Grebing hat an der Freien Universität bei Hans Herzfeld über das Zentrum und die katholische Arbeiterschaft in der Weimarer Republik promoviert. Wie ist sie auf dieses Thema gestoßen? Sie schreibt, dass ihr ursprüngliches Katholisch-Sein wenig damit zu tun habe. Was dann? Schließlich: Warum hat sie »Sozialismus ist Arbeit« zu ihrer Devise, ihrem Motto gewählt? Darf Sozialismus keine Freude, keinen Spaß, keine Fröhlichkeit bringen?

Schade, dass Grebing mit ihren Memoiren, mit der detaillierten Schilderung im Jahr 1953 aufhört und nur noch ein knappes Kapitel über die Jahre 1953 bis 2011 anhängt. Gerade in diesen, hier in der Autobiografie fehlenden Lebensabschnitten hat Helga Grebing viele Berufe ausgeübt, sie machte Karriere, war erfolgreich. Allein die Reaktion der männlichen Kollegen in den Philosophischen Fakultäten auf diesen Neankömmling könnte bestimmt einen weiteren Band füllen – voll heiterer, wunderbarer Anekdoten.

Zu den biografischen Quellen und zur Sekundärliteratur zählen auch Ausstellungen und damit verbundene Ausstellungskataloge, die für bestimmte Persönlichkeiten, zu Jubiläen wie dem aktuellen der SPD oder zu historischen Ereignissen zusammengestellt worden sind, in unserem Fall der von Bernd Braun und Walter Mühlhausen herausgegebene Katalog zur ständigen Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenk-

<sup>25</sup> Helga Grebing, *Freiheit, die ich meinte. Erinnerungen an Berlin*, Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin 2012, 176 S., geb., 19,95 €.

stätte: »Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925)«.<sup>26</sup> Eigentlich ist es »verlorene Liebesmüh«, über einen Katalog zu berichten, ohne doch gleichzeitig die dazugehörige Ausstellung zu betrachten. Gleichwohl: Der Katalog steht durchaus auch für sich. Nach einer biografischen Einführung werden die zehn Räume der Ausstellung vorgestellt, eine Zeittafel und ein Literaturverzeichnis dienen der Orientierung. Immer wieder wird der Lebensweg Eberts vom Sattlergesellen zum Reichspräsidenten mit vollem Recht und gewissem Stolz hervorgehoben. So entsteht eine faktenreiche, gelungene und durchaus differenzierte Geschichtserzählung, die nicht nur chronologisch angelegt ist, sondern unter anderem drei Krisen besonders hervorhebt, den Kapp-Lüttwitz-Putsch, die Besetzung des Ruhrgebiets durch die Franzosen sowie die Hyperinflation. Im letzten Raum geht es um den Gegenwartsbezug Eberts und der Weimarer Republik. Die Kontroverse, die seit Jahrzehnten unter Historikern ausgetragen wird, ob nämlich die Chancen zur Demokratisierung in der Novemberrevolution genutzt worden sind oder nicht, wird fair an verschiedenen Stellen der biografischen Einführung dargestellt. Kritiker bemängeln, dass es 1918 bis 1920 keinen Versuch einer Demokratisierung von Verwaltung, Wirtschaft und Militär gegeben habe, Ebert und die Mehrheit der Sozialdemokratie hätten Chancen zu einer tief greifenden und als notwendig erachteten Neuordnung nicht genutzt. Ebert war bestenfalls ein Revolutionär wider Willen, hat mit seinen Genossen immerhin Reformen wie den Achtstundentag, das Wahlrecht für Frauen, das Verhältniswahlrecht und die Parlamentarisierung des Reichs durchgesetzt (S. 36, 43 und 70f.). Letztlich ist Ebert, ein glänzender Organisator und Agitator, als Reichspräsident an den Parteien gescheitert, die nicht willens beziehungsweise nicht in der Lage waren, politische Verantwortung zu übernehmen, die wichtigste Rolle, die ihnen in einem parlamentarischen Regierungssystem zukommt. In der Summe: ein gelungener Katalog, der auf die Ausstellung neugierig macht.

Ein echtes Geschenk zum 150. Geburtstag der deutschen Sozialdemokratie stellt die Veröffentlichung des Protokollbuchs des ADAV Augsburg dar.<sup>27</sup> Dessen Original befindet sich im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn. Wie es dorthin gekommen ist, erfährt der Leser allerdings nicht. Das Protokollbuch ist das einzige seiner Art und daher von hohem Quellenwert – obwohl der Mikro- und Lokalgeschichte zuzurechnen. Im Protokollbuch spiegelt sich gleichsam der Alltag der Augsburger Lassalleaner. Dieses wird in der vorliegenden Edition durch einige Reden führender Persönlichkeiten der Augsburger Gemeinde sowie durch Kurzbiografien einiger führender Augsburger ADAV-Mitglieder ergänzt. Äußerst spannend lesen sich die Passagen über Organisationsstruktur und Organisationspraxis des Augsburger Vereins. So wurde dieser »von oben herab« und im Prinzip von einer einzelnen Person gegründet, die als Handwerker auf ihrer Walz mit lassalleanischen Gedanken in Kontakt gekommen war. Neun Personen waren beim Gründungsakt anwesend, der sich – natürlich – in einem Gasthaus vollzog. Die zentralistische Struktur des Vereins reflektierte sich in Bezeichnungen für Funktionäre wie »Bevollmächtigter«, »Gemeindebeamter« und »Gemeindeversammlung«. Versammlungen fanden an jedem Samstag statt, auch wenn dieser auf den 24. oder 31. Dezember fiel. Einige Versammlungen waren jedoch schlecht besucht, was allgemein bedauert wurde und Anlass gab, nach den Ursachen zu fragen. Ja, mangels Mitgliedern mussten sogar einige Veranstaltungen

26 *Bernd Braun/Walter Mühlhausen* (Hrsg.), *Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925)*. Katalog zur ständigen Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg 2012, 228 S., kart., 14,80 €.

27 *Karl Borromäus Murr/Stephan Resch* (Hrsg.), *Lassalles »südliche Avantgarde«*. Protokollbuch des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins der Gemeinde Augsburg (1864–1867) (Archiv für Sozialgeschichte, Beiheft 28), Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2012, 227 S., kart., 29,90 €.

ganz ausfallen. Inhaltlich ging es bei den Versammlungen darum, gleichsam die eigene Identität dadurch zu stärken, dass am Beginn aus Schriften von Lassalle vorgelesen wurde, man sich dann solchen Themen wie Wahlrecht, Bildung der eigenen Mitglieder und geschichtsphilosophischen Fragen und aktuellen Ereignissen zuwandte. Zutreffend weisen die Herausgeber darauf hin, dass das Protokollbuch auch zu einer allgemeinen Sozial-, Ideologie-, Bildungs- und Kulturgeschichte des ADAV beiträgt und gleichzeitig reichliches Material für die Rekonstruktion des bunten sozialen, politischen und kulturellen Kosmos einer ADAV-Gemeinde vorgelegt wird (S. 13f.). Anders formuliert: Eine Quelle wird zugänglich gemacht, die zu weiteren, auch vergleichenden Forschungen einlädt.

#### IV. LEHRBÜCHER, LEHRSTÜCKE, GEDENKBÜCHER

Die im Folgenden besprochenen Bücher haben zumeist einen pädagogisch-didaktischen Ansatz und Anspruch, sie gehören in den Bereich der politischen Bildung beziehungsweise der Geschichtspolitik, implizit oder explizit geht es um Aufklärung. Ihr Ziel ist es nicht, neue Forschungsergebnisse zu vermitteln. Dabei kann Didaktik so verstanden werden: Warum vermittele ich was wie? »Warum« fragt nach der Relevanz eines politischen Ereignisses, einer Person, Bewegung oder Organisation. »Was« fragt nach dem Gegenstand, mit dessen Hilfe ich den Bezug zur Relevanz herstelle. »Wie« fragt schließlich nach der Art und Weise, in der ich einen Gegenstand zu vermitteln vermag und seine Relevanz erläutere. Diese drei Fragen an die Geschichte der SPD anzulegen, ist brisant: Die Partei ist bekanntlich aus einer dynamischen sozialen Bewegung hervorgegangen, scheint aber zunehmend zu erstarren, museal zu werden, in Gedenksteinen und Monumenten ihre Geschichte zu zelebrieren. Antithetisch dagegen formuliert: Die SPD könnte Kraft, Zuversicht, Lebendigkeit und Energie aus ihrer Geschichte für ihre jeweilige Gegenwart und selbst Zukunft gewinnen. Lehrbücher, Lehrstücke, Gedenkblätter, Schulungsmaterial, Denkmale haben auf dieses These/Antithese-Paar eine Antwort zu suchen. Dabei eignen sich einige der im Folgenden besprochenen Bücher auch hervorragend zum Blättern und Schmökern, ohne einem zu ehrgeizigen didaktischen Anspruch zu folgen.

Ein Buch völlig eigener Art ist das von Anja Kruke und Meik Woyke herausgegebene »Deutsche Sozialdemokratie in Bewegung 1848 – 1863 – 2013«, das ursprünglich als Begleitband zur von der Friedrich-Ebert-Stiftung konzipierten Wanderausstellung »150 Jahre deutsche Sozialdemokratie. Für Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität« erschienen ist.<sup>28</sup> Der Band steckt voller Informationen und Quellen, ist inhaltlich und didaktisch glänzend aufbereitet und angelegt. Diese Publikation ist noch anregender als die Wanderausstellung selbst, die in 25 Städten zu sehen war. Sie lädt ein zum Blättern, Schmökern, Lesen und Lernen, zu weiterem Erkunden. »Meilensteine« strukturieren den Inhalt, horizontal und vertikal. Horizontal heißt in diesem Fall chronologisch, nämlich in sechs Perioden: Bis 1863, 1863–1918, 1918–1933, 1933–1945, 1945–1989/90 und nach 1989/90. Vertikal hingegen kommen eine inhaltliche Orientierung und das Angebot von reflektierenden Beiträgen und Quellen hinein, nämlich »Meilensteine der Ausstellung«: knappe historisch-beschreibende Skizzen der einzelnen Perioden (zum Beispiel »Wir sind viele. Der Aufstieg zur Massenpartei«, S. 62–77, oder »Mut der Verzweigung – Die deutsche Sozialdemokratie 1933 bis 1945«, S. 158–167); »Vertiefende Essays« (etwa »Revolution oder Reform? Revisionismusstreit und Massenstreikdebatte 1890 bis 1914«, S. 78–87, oder »Erneuerung und Wandel im Exil. Zur Politik der sozialdemokratischen Organisationen 1933–1945«, S. 168–175); »Ikonen«, damit sind Bilder gemeint, die sich in das histo-

28 Anja Kruke/Meik Woyke (Hrsg.), Deutsche Sozialdemokratie in Bewegung 1848 – 1863 – 2013, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2012 (2., verbesserte Aufl. 2013), 304 S., geb., 29,90 €.

rische Gedächtnis eingegraben haben (etwa ein Bild von Barrikaden aus der Revolution 1848, S. 36–41, oder Julius Leber vor dem Volksgerichtshof, S. 176–181); »Quellen, die Geschichte machten« (darunter »Das ›Sozialistengesetz‹«, S. 92–111, und »Für Freiheit und Demokratie. Die Rede von Otto Wels zur Ablehnung des nationalsozialistischen ›Ermächtigungsgesetzes‹«, S. 182–187); »Klassiker der Arbeiterbewegung neu gelesen« (zum Beispiel »August Bebel. Die Frau und der Sozialismus«, S. 98–103, und »Fritz Naphtali, Wirtschaftsdemokratie. Ihr Wesen, Weg und Ziel«, S. 144–149); »Arbeiterlied und (Werbe-)Filme (darunter »Der Oldie als Dauerbrenner: Die Internationale«, S. 104–131, und »Das ›Moorsoldatenlied‹: Dokument unmenschlichen Leidens und Zeugnis menschlichen Lebenswillens«, S. 194–201). 26 Autorinnen und Autoren sind an den Texten beteiligt. Der Leser braucht Zeit, sich in die Struktur einzulesen, nämlich die vertikale und die horizontale mit jeweils sechs Meilensteinen, sodass sich ein Schema von insgesamt 36 Meilensteinen ergibt, die es ermöglichen, die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie auf eine etwas ungewöhnliche Weise zu rezipieren.

Die Beschreibungen in den inhaltlichen und interpretierenden Texten sind prägnant, stilistisch fast immer flüssig und gelungen. An Höhepunkte in der Geschichte der Arbeiterbewegung wird erinnert, einige werden vor dem Vergessen bewahrt. So etwa wird nicht das Gründungsjahr des ADAV 1863 als Ausgangspunkt des Erinnerns genommen, sondern es wird zurückgegangen bis in die Französische Revolution und ihre Wertetriade von Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit. Es überrascht auch nicht, dass die politischen Schriften von Karl Marx durchaus in der Tradition der Französischen Revolution stehen. Als Freiheits- und Demokratiebewegung wird die Arbeiterbewegung als integraler Bestandteil der deutschen Geschichte, auch der Revolution von 1848/49 gesehen. Besonders betont wird als selbstständiger »Meilenstein« das »Manifest der Kommunistischen Partei«, das bis heute nichts von seiner sprachlichen Wucht verloren hat und das für die Ausnahmesituation des Jahres 1848, dem Publikationsjahr, steht und für den Versuch von Marx und Friedrich Engels, daraus politisches Kapital zu schlagen (S. 48). Auf einer ganz anderen Ebene sind die Lieder der Arbeiterbewegung, darunter nicht zuletzt die »Arbeiter-Marseillaise«, angelagert. Sie vermittelten Gefühle von Stärke, Mut, Siegeszuversicht, auch von Zusammengehörigkeit und Identität. So verbot das bismarcksche »Sozialistengesetz« 1878 auch die Arbeitersängervereine sowie das Singen auf Versammlungen (S. 57f.). Auf wiederum einer anderen Ebene fand sich das wohl populärste Buch in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, nämlich August Bebels »Die Frau und der Sozialismus«, 1879 in erster Auflage unter dem »Sozialistengesetz« veröffentlicht. Es erschien dann in 53 Auflagen, 20 Sprachen und in 50 Ländern. Allein in Deutschland wurden zu Bebels Lebzeiten 200.000 Exemplare verkauft. Dieser Band erschien vielen Genossen als Anleitung für Theorie und Praxis der sozialistischen Weltanschauung. Auf dem Titelbild führte ein rot gewandeter Engel die dunkel gewandete Proletarierin in den Sonnen umstrahlten Tempel der Freiheit (S. 98ff.). Zu Recht fragt Helga Grebing, die Autorin dieses Beitrags, wo eigentlich die Kraft und Leidenschaft geblieben sei, die einst voller Zuversicht Bebel und seine Genossen beseelt hat: »Vergangene Zeiten oder Signal für einen neuen Aufbruch?« (S. 103). Endgültig in der Gegenwart angekommen sind die Autoren im sechsten Kapitel beziehungsweise beim Meilenstein für die Zeit nach 1989/90. Hier wird nicht nur selbstkritisch die Agenda 2010 und ihre Bedeutung für den Aufwuchs und die Stärkung einer innerparteilichen Opposition behandelt, sondern an den verschiedenen Meilensteinen wird auch der fundamentale Wandel der SPD weg von einer solidarischen Arbeiterpartei deutlich. Unter »Ikone« firmiert Gerhard Schröder als Medienkanzler (S. 280–283), als »Klassiker« Johannes Raus erste »Berliner Rede« von 2000 (S. 290–295) und statt – nicht mehr gesungener – Arbeiterlieder geht es um die Facebook-Gemeinde der SPD (S. 296–299).

Das Buch überzeugt auch durch die kritische Distanz, die die Autoren gegenüber ihrem Gegenstand einnehmen. So stellt Stefan Berger in seinem Beitrag über die Reaktion des »Vorwärts« auf die Novemberrevolution (S. 138–143) nachdrücklich die Frage, ob die MSPD 1918/19 die demokratische Massenbewegung »von unten« nicht konsequenter hätte nutzen können, »um zentrale Elemente einer sozialen Demokratie dauerhaft in der deutschen Gesellschaft zu verankern« (S. 143). Und im aktuellen Kapitel über die Zeit nach 1989/90 werden unter »Klassiker« Gedanken und Argumente von Ulrich Beck über die »Risikogesellschaft« aufgenommen (S. 250–255), obwohl dieser ganz offenkundig kein »Klassiker« der Arbeiterbewegung ist, gleichwohl aber die innerparteiliche Diskussion belebt habe. Die Qualität des Buchs zeigt sich auch in den vielen Abbildungen, Faksimiles, Plakaten und Fotos, die den Text auflockern, lebendig machen. Am Ende jedes »Meilensteins« werden drei oder vier Titel weiterführender Literatur gelistet. In der Summe: ein in jeder Hinsicht gelungenes, dem Jubiläum adäquates Buch.

Von ähnlicher Qualität, wenn auch nicht Originalität und didaktischer Innovation, ist der vom Mannheimer TECHNOSEUM herausgegebene Katalog zur Großen Landesausstellung 2013 Baden-Württembergs »Durch Nacht zum Licht? Geschichte der Arbeiterbewegung 1863–2013«.<sup>29</sup> Auch hier handelt es sich um einen Begleitband zu einer repräsentativen, eher traditionell konzipierten Ausstellung. In seinem Grußwort stimmt der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg, Winfried Kretschmann, die Besucher der Ausstellung ein, allerdings aus einer etwas angestregten, gleichsam angegrüneten Perspektive, indem er betont, die Arbeiterbewegung lege Zeugnis ab, »von der großen Tradition des Vereinswesens und der Selbstorganisation der Zivilgesellschaft in Deutschland« (S. 8). Dies ist nicht falsch, berücksichtigt aber nicht, was den eigentlichen Kern der Arbeiterbewegung ursprünglich ausgemacht hat, nämlich nicht nur soziale, sondern auch Klassenbewegung gewesen zu sein. Leider fehlt in dem Band eine begriffliche Auseinandersetzung mit dem, was eigentlich die Arbeiterbewegung ausgemacht hat. Der Titel der Ausstellung stammt von einem internationalen Knappenlied, das der Bergarbeiter Heinrich Kämpchen 1889 anlässlich eines aufsehenerregenden Streiks gedichtet hat. Die Ausstellung folgt der klassischen Chronologie. Die einzelnen Zeiträume werden durch sieben typische Produktionsmilieus charakterisiert. Den Veranstaltern ist es gelungen, zum Teil hervorragende Exponate zu gewinnen, so als Leihgabe des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam die Totenmaske von Ferdinand Lassalle. Die Exponate sind im Katalog abgedruckt, schmücken den »Ausstellungsrundgang«. Positiv hervorzuheben ist, dass ein Abschnitt dem »Niedergang und Neuanfang einer autonomen Arbeiterbewegung in der DDR« gewidmet ist (S. 287–307). Der letzte Abschnitt reicht bis in die Gegenwart, in ihm wird unter anderem auf das Problem der Leiharbeit und die aktuelle Finanz- und Schuldenkrise eingegangen, wird nach neuartigen Konflikten gefragt (S. 341–367). Am Schluss des Katalogs finden sich drei problemorientierte, die gesamte Geschichte der Arbeiterbewegung umfassende Essays, nämlich zu »Kapital und Arbeit in Deutschland von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart« (S. 386–407), »Sozialdemokratie und Staat« (S. 408–423) sowie »Arbeiterbewegung und Geschlechterverhältnisse« (S. 424–439). Ein gelungener Katalog, der allerdings ohne Besuch der Ausstellung in seinen Stärken nicht zu goutieren sein dürfte.

<sup>29</sup> Horst Steffens/Torsten Bewernitz/Peter Birke u. a., *Durch Nacht zum Licht? Geschichte der Arbeiterbewegung 1863–2013*. Katalog zur Großen Landesausstellung 2013 Baden-Württemberg, hrsg. v. TECHNOSEUM. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, TECHNOSEUM Verlag, Mannheim 2013, 450 S., geb., 20,00 €.

Didaktisch und methodisch sehr gelungen ist ein von der Friedrich-Ebert-Stiftung erarbeitetes Lese- und Lernbuch der Sozialen Demokratie.<sup>30</sup> Dies ist eine außerordentlich informative, den Stoff systematisch strukturierende Darstellung der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis in die Gegenwart. Schon äußerlich wird erkennbar, dass es sich hier wesentlich um Lehr- und Lernmaterial handelt. Auf dem Rand der einzelnen Seiten werden Stichworte für die jeweils präsentierten Inhalte angegeben. Dies hilft der Orientierung und im Zweifel auch der Memorierung. Grafiken, Statistiken, Abbildungen, Organigramme, Zeitleisten und Info-Kästen ergänzen den Text. Am Beginn eines jeden Kapitels findet sich eine Zusammenfassung des folgenden Inhalts, am Schluss jeden Kapitels wird gefragt: »Was bedeutet das für die Soziale Demokratie?«. Von den Autoren wird der – insgesamt erfolgreiche – Versuch unternommen, die Geschichte der Sozialdemokratie entlang dreier Leitfragen nachzuvollziehen: »Mit welchen gesellschaftlichen Entwicklungen und zentralen Entscheidungssituationen war die Sozialdemokratie konfrontiert? Wie interpretierte, behandelte und verarbeitete die Sozialdemokratie diese Fragen und Entwicklungen programmatisch und strategisch, welche Diskurse führte sie? Welche Erfolge, aber auch Niederlagen und Krisen lassen sich festhalten?« (S. 9f.). Wer den Mut hat, Leitfragen zu formulieren, sollte auch in der Lage sein, zentrale Begriffe zu definieren. Dies geschieht leider nicht immer. So wird recht defensiv geschrieben, was sozial ist und was als demokratisch betrachtet werde, sei nie endgültig. Diese Kategorien »unterliegen gesellschaftlichem, politischem und ökonomischem Wandel und müssen dementsprechend stets überprüft werden« (S. 7). Dem ist entgegenzusetzen: Trotz des beschworenen Wandels lassen sich Begriffe auch für einen längeren Zeitraum beschreiben. Dies gilt gerade dann, wenn es um den Zentralbegriff dieses Buchs geht, nämlich »Soziale Demokratie«. Trotz dieses Einwands: Historische Darstellung und Interpretationen sind glänzend gelungen, etwa die Darstellung der Arbeiterbewegung in drei Säulen, nämlich politische Partei, Kulturorganisationen und Gewerkschaften; der Vergleich von Räte- und parlamentarischen Regierungssystemen; die Agenda 2010 und deren innerparteiliche Folgen. Kurz: ein didaktisch und inhaltlich klug aufgebautes Bändchen, bestens geeignet für Schüler, Studenten, Journalisten und – jene berühmt-berühmten – politisch Interessierten.

In gleicher pädagogischer Absicht, nämlich Informationen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu vermitteln und zur sozialen Demokratie zu erziehen, wenn auch auf andere Weise und höherem Niveau, ist erschienen: Willy Brandt, »Im Zweifel für die Freiheit«. Reden zur sozialdemokratischen und deutschen Geschichte.<sup>31</sup> In dem von Klaus Schönhoven herausgegebenen Band sind 49 Reden, ein Rundfunkvortrag sowie fünf Zeitungs- beziehungsweise Zeitschriftenartikel versammelt, insgesamt also 55 Dokumente. Diese sind nicht chronologisch, sondern in thematischen Kapiteln gegliedert, so etwa »Wegmarken der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik«, »Programm und Perspektiven der Sozialdemokratie nach 1945« und »Nachdenken über das eigene Land«. Die ausgewogene und differenziert abgefasste Einleitung von Schönhoven ist dicht an den Quellen geschrieben, erläutert zudem den politischen und gesellschaftlichen Kontext, in dem eine Rede entstanden ist. Der Herausgeber versteht diese Quellenedition als Beitrag zu Brandts intellektueller Biografie. Welch große Bedeutung Brandt der Historie zugewiesen hat, zeigt ein Zitat aus seiner Rede zum hun-

30 Michael Reschke/Christian Krell/Jochen Dahm u. a., Geschichte der Sozialen Demokratie (Lesebücher der Sozialen Demokratie), Friedrich-Ebert-Stiftung/Abteilung Politische Akademie, 3., aktual. Aufl., Bonn 2013, 161 S., kart., 5,00 €.

31 Willy Brandt, »Im Zweifel für die Freiheit«. Reden zur sozialdemokratischen und deutschen Geschichte (Willy-Brand-Dokumente, Bd. 2), hrsg. u. eingel. v. Klaus Schönhoven, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2012, 858 S., kart., 36,00 €.



dertsten Jubiläumjahr der SPD: »Man muss eine Vergangenheit haben, um aus dieser Vergangenheit für die Zukunft lernen zu können« (S. 470).

Der Titel der Dokumentensammlung, »Im Zweifel für die Freiheit«, ist Brandts Abschiedsrede als Parteivorsitzender 1987 entnommen. Das Freiheitsverständnis von Brandt war anders als bei den Liberalen nicht individualistisch beschränkt, sondern besaß eine gesellschaftsbezogene Dimension. Persönliche und soziale Freiheit waren für Brandt nicht voneinander zu trennen (S. 9f.). In eine bereits lange währende, bis heute aktuelle Debatte unter Historikern griff Brandt mehrfach ein, wenn er kritisierte, dass die Sozialdemokratie in der revolutionären Situation von 1918/19 ihre programmatischen Positionen nicht stärker durchgesetzt habe. Und er verband das Scheitern der Weimarer Republik mit ihrem Geburtsfehler: »Doch daran, dass die Schwächen und Versäumnisse von 1918/19 zu den Ursachen von 1933 gehören, daran gibt es für mich nicht den geringsten Zweifel« (S. 777).

Etwas danebengegangen in der Absicht, sozialdemokratische Geschichte und sozialdemokratisches Gedankengut zu verbreiten, ist das Büchlein »Nie kämpft es sich schlecht für Freiheit und Recht!« 150 Jahre SPD.<sup>32</sup> Die didaktischen Bemühungen sind unverkennbar und sollten anerkannt werden. Die Idee war, eine Art dokumentarisches Theaterstück zur Geschichte der SPD zu kreieren. Da gibt es zwei Sprecher, die als Chronisten auftreten und die verbindende und erläuternde Texte in chronologischer Abfolge sprechen. Es folgen dann Zitate von Klassikern der Sozialdemokratie, unter anderem von Ferdinand Lassalle, August Bebel, Hugo Haase, Karl Liebknecht, Friedrich Ebert, Kurt Schumacher, Erich Ollenhauer, Willy Brandt und Gerhard Schröder. Auch Quellen anderer Art werden präsentiert, so Auszüge aus dem Erfurter und Hamburger Programm oder aus einem Aufruf gegen den Kapp-Lüttwitz-Putsch. In der Summe ergibt sich so etwas wie »Geflügelte Worte der deutschen Sozialdemokratie«. In ihrem Vorwort schreibt die damalige Schatzmeisterin der SPD, Barbara Hendricks, dass aus dem Text, dem Theaterstück ein »Lehrstück« werde. Lehre für was, mit welchem Ziel, bleibt aber offen und unreflektiert. Die große Frage ist natürlich, ob heute ein derartiger Text überhaupt Interesse und Motivation generieren kann, sich mit der Geschichte der SPD zu befassen. Das Bändchen erinnert an Sprechchöre aus der Weimarer Republik, auch noch aus den 1950er Jahren – doch die sind inzwischen im Museum zu finden, gehören nicht mehr zur sozialdemokratischen Gegenwart.

Ganz anders ist ein Gedenkbuch zu bewerten, dessen Einrichtung auf Initiative von Hans-Jochen Vogel (SPD-Vorsitzender von 1987 bis 1991) auf dem Mannheimer Parteitag von 1995 beschlossen worden war.<sup>33</sup> Die erste Ausgabe erschien 2000, jetzt liegt die zweite, erweiterte Auflage vor. In Erinnerung gerufen werden Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten, die unter der nationalsozialistischen oder stalinistischen Diktatur verfolgt worden sind. Die hier genannten stehen stellvertretend für eine große Zahl Verfolgter. In das Gedenkbuch aufgenommen wurden Menschen, die durch Verfolgung ihr Leben verloren, ermordet wurden oder an den Folgen der Verfolgung starben oder mehr als ein halbes Jahr in Konzentrationslagern, Zuchthäusern und Gefängnissen eingesperrt waren. Berücksichtigt wurden auch solche, die Mitglieder der Sozialistischen Arbeiterpartei und des Internationalen Sozialistischen Kampfbunds waren. Gelungen bei der Auswahl derer, der gedacht wird, ist, dass nicht nur Prominente, sondern auch solche der Basis aufge-

32 Helga Grebing/Susanne Miller/Klaus Wettig, »Nie kämpft es sich schlecht für Freiheit und Recht!« 150 Jahre SPD. Texte und Bilder, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2012, 90 S., kart., 9,90 €.

33 Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Hrsg.), Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, 2., erw. Aufl., Bonn 2013, 584 S., geb., 60,00 €.



nommen worden sind. Beeindruckend bei der Schilderung vieler Biografien ist, wie die Widerständigkeit vieler Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten im ›Dritten Reich‹ erhalten geblieben ist. Allein wenn man bedenkt, wie Beerdigungen zu politischen Demonstrationen wurden. So versammelten sich im Mai 1936 trotz der Überwachung durch die Gestapo 5.000 Menschen bei der Beisetzung von Clara Bohm-Schuch, ehemalige Schriftleiterin der Frauenzeitschrift »Die Gleichheit« und 1919 bis 1933 Reichstagsabgeordnete. Ähnlich bei der Beerdigung von Franz Künstler, ehemaliges Mitglied des Reichstags und Vorsitzender der Berliner SPD seit 1931: Hier hatten sich 1942 mehr als 1.000 Genossen versammelt. Am Schluss des Bandes findet sich ein Beitrag über Widerstand und Verfolgung deutscher Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten im 20. Jahrhundert, der den historischen Hintergrund zusammenfassen soll, der sich durch die Biografien zieht (S. 541–568). Leider ist dieser Aufsatz recht deskriptiv, dringt nicht zu einer Systematisierung oder Typologisierung vor. Insgesamt jedoch ein gelungener Band, der nicht bei falscher Heroisierung stehen bleibt, sondern voller Stolz und Bescheidenheit die Kämpfe einzelner Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten gegen Diktaturen zeigt.

Zwei wunderbare Geschenke zum 150. Geburtstag der SPD sind erschienen, nämlich ein Führer zu den Plätzen der Berliner Arbeiterbewegung und ihrer Geschichte sowie ein weiterer Führer zu den Gedenkortern der deutschen Sozialdemokratie.<sup>34</sup> Klaus Wettig versteht sein Buch über die Gedenkortorte als einen Beitrag zum herausragenden politischen Erbe der Sozialdemokratie und gegen einen anwachsenden ahistorischen Progressismus. Aus der Geschichte ließen sich Orientierung und Selbstbewusstsein gewinnen, und aus den Fehlern und Irrtümern der SPD könne man lernen (S. 13). Nach Bundesländern geordnet werden Gedenkortorte verschiedener Art genannt und erklärt, so Grabmäler, Tagungsorte, Konzentrationslager und Gefängnisse, Wohnhäuser, Geburtshäuser, Partei- und Gewerkschaftshäuser, Versammlungs- und Sitzungsplätze. Dabei wird der Fokus auf Orte in Ostdeutschland gerichtet, da hier die sozialdemokratische Tradition von der SED systematisch zerstört worden ist. Nicht alle Konzentrationslager werden genannt, sondern nur jene, die einen besonderen Bezug zur Geschichte der Arbeiterbewegung gehabt haben wie Buchenwald, Dachau oder Moringen. Einige einst prominente Sozialdemokraten werden vor dem Vergessen bewahrt, so Fritz Erler, der große Parlamentarier und SPD-Fraktionsvorsitzende in den 1960er Jahren mit seinem Grab in Pforzheim. Die sozialdemokratische Solidargemeinschaft, wie sie sich in der Weimarer Republik voll entfaltet hatte, wird mit den Gewerkschaftssiedlungen in Berlin gewürdigt, darunter die Hufeisensiedlung in Berlin-Britz, seit 2008 von der UNESCO aufgenommen in die Liste des Weltkulturerbes. Bautzen in Sachsen wird beschrieben, unter den Nationalsozialisten wie unter den Stalinisten als Zuchthaus missbraucht. Doch auch heitere Plätze werden genannt, so die Gaststätte »Rheinlust« in Bonn, unweit des Bundestags, wo sich in den 1950er und 1960er Jahren bei Bier und Skat die »Kanalarbeiter«, eine innerparteiliche Fraktionierung, trafen. Selbst Gustav Heinemann soll sich in einer Zeit, in der er bereits zum Bundespräsidenten gewählt worden war, zum Skat dorthin haben fahren lassen. Das Haus, in dem die Kneipe lokalisiert war, ist den Bonner Neubauten zum Opfer gefallen (S. 168). In der Summe ergibt das Buch auf unkonventionelle Weise eine Chronologie der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Klaus Wettig ist für unermüdliche Recherchearbeiten zu danken. Beim Blättern und Schmökern bleibt man immer wieder hängen, liest neugierig nach, welche Prominenten auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin begraben sind, wer in Berlin-Friedrichsfelde auf der »Gedenkstätte der Sozialisten« geehrt wird und was es mit dem »Haus des Volksblattes« in Göttingen auf sich hatte.

<sup>34</sup> Helga Grebing/Siegfried Heimann (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Berlin. Der historische Reiseführer, Links Verlag, Berlin 2012, 133 S., kart., 14,90 €; sowie Klaus Wettig, Orte der Sozialdemokratie. Ein Reisebuch, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 275 S., kart., 15,00 €.

Der »Historische Reiseführer« zur Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung ist ein hervorragendes »Hilfsmittel« bei Berlin-Besuchen. In diesem Bändchen wird deutlich, wie sehr die Historie der Sozialdemokratie Teil der allgemeinen Berliner Geschichte ist. Die Darstellung ist chronologisch in sechs Kapitel eingeteilt. Am Anfang eines jeden Kapitels findet sich ein analytischer Beitrag, so – bezogen auf die Weimarer Republik – über die »SPD als Klassen- und Verfassungspartei« oder »Solidargemeinschaft als Lebensform«. Bekanntlich ist Berlin eines der Zentren der Industrialisierung in Deutschland gewesen und wurde nicht zuletzt auf dieser Grundlage zur Hauptstadt der Arbeiterbewegung. Bei Reichstagswahlen vor dem Ersten Weltkrieg errang die SPD über 70% der abgegebenen (männlichen) Stimmen. Positiv hervorzuheben ist, dass nicht nur Sozialdemokraten mit einer Erwähnung in dem Bändchen geehrt werden, sondern auch Kommunisten und Anarchisten. Dieses breite Verständnis von Arbeiterbewegung spiegelt sich auch darin, dass nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche, kulturelle und Freizeitorganisationen Erwähnung finden. Auch weniger bekannte Persönlichkeiten werden berücksichtigt, so Ernst Heilmann, der Fraktionsvorsitzende der SPD im Preußischen Landtag, und Franz Künstler, der Berliner SPD-Vorsitzende am Ende der Weimarer Republik. Auch der Beerdigung Künstlers wird gedacht, wie im Reiseführer Wettigs. Diese verlief mit über tausend Teilnehmern vor dem Krematorium Baumschulenweg als Demonstration gegen die Nationalsozialisten. Auch wird der Besuch der Britzer Hufeisensiedlung, Beispiel für das voll entfaltete sozialdemokratische Milieu in der Weimarer Republik, empfohlen, ebenso wie die Visite der ehemaligen Karl-Marx-Schule im benachbarten Neukölln, die aus der Schulreformbewegung mit Fritz Karsen und Kurt Löwenstein hervorging. Der Berliner Reiseführer hätte noch gewonnen, wenn detaillierter und übersichtlicher beschrieben worden wäre, wie dieser, insbesondere die vorn und hinten beigegebenen Karten der Berliner Innenstadt und der Umgebung, zu benutzen ist. Trotz dieser Kritik: Die beiden Reiseführer zur Geschichte der Berliner und der deutschen Arbeiterbewegung sind ein gelungenes und würdiges Geschenk zum 150-jährigen Jubiläum der SPD.

#### V. 150 JAHRE SPD – EIN FAZIT

150 Jahre SPD – eine Sturzflut von Publikationen scheint über uns hereingebrochen: Bücher, Aufsätze, Artikel, Ausstellungskataloge, Überblicksdarstellungen, lokale und biografische Studien, Gedenkblätter, feierliche Reden auf repräsentativen Veranstaltungen. Gibt es so etwas wie den gemeinsamen Nenner, der alle Veröffentlichungen, Ansprachen und Gedenkblätter miteinander verbindet, sie zusammenhält? Ein Begriff fällt ins Auge, er findet sich vor allem in Vor- und Nachworten: Identität. Gefragt wird, was die Sozialdemokratie in der Vergangenheit, aber auch in der Gegenwart in besonderer Weise auszeichnet und von anderen politischen Parteien und sozialen Bewegungen unterschieden habe beziehungsweise unterscheidet, was ihre Identität ausmacht. Nachgerade hilflos wird formuliert, wenn es um das Spezifische der SPD in der Gegenwart geht, um das, was in Guido Westerwelles Bürokratendeutsch als »Alleinstellungsmerkmal« lief und läuft. Wird die Suche nach Identität explizit, regelrecht programmatisch eingeklagt, so geht dem implizit eine These voraus, die die Frage nach der Identität überhaupt erst plausibel erscheinen lässt, nämlich die vom Ende der traditionellen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Damit ist nicht Ralf Dahrendorfs Argument gemeint, dass die Arbeiterbewegung so erfolgreich gewesen sei, dass sie sich mit dem deutschen Sozialstaat gleichsam selbst abgeschafft habe. Vielmehr werden in vielen der hier besprochenen Publikationen eher deskriptiv historisch jene Gründe genannt, die für den fundamentalen Wandel der

SPD verantwortlich sind, die das Ende der Sozialdemokratie als sozialer Bewegung herbeigeführt haben. Es klingt banal, ist gleichwohl in unserem Zusammenhang an erster Stelle zu nennen: In ihrer Geschichte ist die traditionelle SPD immer eine Bewegung und Partei der Handwerker und Industriearbeiter gewesen, so sehr der Einfluss der Parteintelktuellen auch nicht unterschätzt werden darf. Es war die Umstrukturierung vom sekundären zum tertiären Bereich, von den Arbeitern zu den Angestellten und schließlich die Entfaltung der Hightech-Gesellschaft, die der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung gleichsam den Boden unter den Füßen wegzog. Damit begann auch das zu zerbröseln, was immer die Stärke der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung ausgemacht hatte, nämlich die Solidargemeinschaft als Lebensform. Diese ging vom Facharbeiterplatz aus, umfasste alle Lebensbereiche, das Wohnen, die Freizeit, die Bildung. Die Organisationsvielfalt war im sozialdemokratischen Verständnis so etwas wie der Sozialismus im Kleinen und im Vorgriff auf die Zukunft. Zur programmatischen Grundüberzeugung gehörte die Überwindung des Kapitalismus durch den demokratischen Sozialismus. Mit der allmählichen Auflösung der Solidargemeinschaft ging der SPD eine Wählerbastion verloren, ein wesentlicher Indikator für die SPD als Volkspartei. Obwohl Volksparteien bemüht sind, viele Wählergruppen, verschiedene Klassen, Schichten, Konfessionen und Landsmannschaften anzusprechen, behalten sie ein spezifisches soziales Profil, so die SPD als Massenpartei auf Klassenbasis. Die Volkspartei SPD konnte sich ursprünglich ihrer Stammwählerinnen und -wähler sicher sein. Dies ist heute nicht mehr der Fall; ihr Anteil ist mit dem Ende der Solidargemeinschaft radikal geschrumpft. Der Spagat zwischen traditioneller Stammwählerschaft und neu zu gewinnenden (Mittel-)Schichten gelingt nicht mehr. Schließlich hat in den letzten zwei Jahrzehnten die Globalisierung der Sozialdemokratie selbst dann enge Grenzen gesetzt, wenn sie an der Macht war. Noch in seiner Rede zum 100-jährigen Jubiläum der SPD hatte Richard Löwenthal eine Triade formuliert, die den Erfolg der Sozialdemokratie ausmache, nämlich 1. der Kampf der modernen industriellen Arbeiterschaft um ihre Emanzipation; 2. die allgemeine Demokratisierung des Staats; 3. die Benutzung dieses Staats für die gesellschaftliche Kontrolle der ungeheuer entwickelten Produktivkräfte des industriellen Zeitalters.<sup>35</sup> Löwenthal hat hier einen engen Zusammenhang von Arbeiterinteressen und demokratischer Ordnung postuliert, der die Kontrolle und Steuerung des Kapitalismus möglich mache. So optimistisch diese Worte auch klingen, sie sind heute überholt. Die Globalisierung hat die Orientierung am nationalen Sozialstaat, hat die in den 1960er Jahren betriebene nationale keynesianische Wirtschafts- und Sozialpolitik unmöglich gemacht. Anja Kruke ist zu Recht noch einen Schritt weiter gegangen und hat argumentiert, dass die erfolgreiche Sozialstaatsbildung in Westeuropa in der Vergangenheit als Vorbild für eine globale Arbeiterbewegung gegolten habe. Das genaue Gegenteil sei aber richtig: »Aus heutiger Perspektive kann die europäische Arbeiterbewegung geradezu als Sonderfall der globalen Geschichte geschrieben werden.«<sup>36</sup>

Angesichts der fundamentalen Veränderungen, die seit den 1950er Jahren in Wirtschaft und Gesellschaft sowie in der sozialdemokratischen Partei selbst und in ihrer Positionierung im deutschen Parteiensystem abgelaufen sind, nimmt es nicht Wunder, dass nach der sozialdemokratischen Identität gefragt und geforscht wird, dass die Suche nach Identität in den Mittelpunkt der Jubiläumsliteratur gerückt ist. Wenn es überhaupt eine gemeinsame Fragestellung gibt, die diese Literatur zusammenhält, dann ist es die nach der Identität der SPD beziehungsweise danach, ob die Arbeiterbewegung, wie wir sie aus der Historie kennen, überhaupt noch existiert. Nur von einigen Autoren wird diese Fragestellung un-

35 Richard Löwenthal, Die Kontinuität der Bewegung – 100 Jahre Kampf um die Demokratie, in: Der Politologe. Berliner Zeitschrift für Politikwissenschaft 4, 1963, H. 13, S. 11–17, hier: S. 11.

36 Anja Kruke, Sonderfall Europa – Kleine Geschichte der Arbeiterbewegung, in: APuZ 63, 2013, H. 40/41, S. 3–11, hier: S. 3.

reflektiert positiv beantwortet, wird die Geschichte der Arbeiterbewegung kritiklos auf unsere Gegenwart projiziert. Im Übrigen wird die Identitätsfrage durchaus als Signal für den Niedergang der alten, historischen Arbeiterbewegung gesehen. In dieser war man sich seiner Identität bewusst, musste darüber nicht reflektieren, sondern lebte auf der Basis einer sozialen Bewegung auch im Alltag sozialdemokratische Prinzipien. Wird heute nach sozialdemokratischen Grundwerten und Identität gefragt, wird in der Regel mit der Triade der Französischen Revolution von 1789 geantwortet: Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit. So ist es auch kein Zufall, dass in historischen Überblicksdarstellungen die Anfänge der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in das ausgehende 18. Jahrhundert beziehungsweise in die Revolution von 1848/49 verlegt werden. Das Problem hierbei ist jedoch, dass der Liberalismus mit seinen verschiedenen Parteien, ja inzwischen auch der Konservatismus, wie er in der CDU aufbewahrt wird, sich auf diese Wurzeln berufen. Ohne Zweifel ist die deutsche Sozialdemokratie heute – auch – die Partei des Liberalismus. Umso dringlicher wird dann aber die Frage, was dann die SPD von den anderen mit ihr konkurrierenden Parteien unterscheidet. Aus dem Vergleich der verschiedenen Grundsatz- und Wahlprogramme und auch der konkreten Politiken, der *policies*, ergibt sich heute nicht das je Besondere einer Partei. An dieser Stelle öffnet sich dann die Begründung für Geschichtspolitik, nämlich – zugespitzt formuliert – die Instrumentalisierung der Geschichte, in unserem Fall der SPD, für aktuelle Zwecke, nicht zuletzt für das Herausarbeiten von Unterscheidungsmerkmalen zwischen den Parteien. Im Rückgriff auf die je besondere Historie sollen Differenzen zwischen den Parteien deutlich werden. Es ist zunächst banal: Jede Generation schreibt aus ihren je eigenen Bedürfnissen und Erfahrungen Geschichte neu. Geschichtspolitik stellt jedoch eine neue Qualität der Geschichtsschreibung dar: Geschichte wird bewusst herangezogen, Geschichtspolitik wird bewusst gemacht, um sie bestimmten aktuellen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Zielen zu unterwerfen und auf diese Weise das besondere Profil zum Beispiel einer Partei herauszuarbeiten, um dazu beizutragen, Identität zu stiften. Geschichtspolitik wird jedoch nicht von den Parteien allein betrieben, sondern in Schulen und parteinahen Stiftungen staatlich gefördert. Dies geschieht in den verschiedenen Segmenten und Themenbereichen der politischen Bildung, etwa der »Aufarbeitung« der Geschichte des Nationalsozialismus oder des Vergleichs verschiedener Typen von Diktaturen. Bezogen auf die Geschichte und Gegenwart der Parteien dient Geschichtspolitik also durchaus der Identitätsstiftung, wie nicht zuletzt durch die Jubiläumsliteratur der SPD zu ihrem 150-jährigen Geburtstag erkennbar wird. Geschichtspolitik darf jedoch nicht vulgär als Instrumentalisierung von Geschichte für aktuelle Zwecke, also nicht als »Geschichtspropaganda« missverstanden werden. Vielmehr wird durchaus auch kritisch gefragt, welche Fehler in der Vergangenheit zum Beispiel in der Geschichte der Arbeiterbewegung gemacht worden seien. Kann man aus der Geschichte lernen, etwa aus der der Novemberrevolution? Welche Erkenntnisse bringt die Geschichte der Arbeiterbewegung für die Gegenwart? Bringt sie überhaupt Einsichten? Was fast völlig in der Jubiläumsliteratur fehlt, ist wenigstens die Diskussion darüber, dass die Sozialdemokratie aus einer gesellschaftskritischen, ja von ihrem Impetus her antikapitalistischen sozialen Bewegung hervorgegangen ist, also Alternativen zum gesellschaftlichen Status quo gedacht und angestrebt hat. Es wäre in der Jubiläumsliteratur durchaus darüber systematisch nachzudenken, warum die einst vertretenen Alternativen gescheitert sind. So bewegen sich Geschichtspolitik und Geschichtsschreibung primär in dem Kontext der Suche nach sozialdemokratischer Identität.

Trotz der vielen Bücher, Aufsätze und Artikel, die zum 150-jährigen Jubiläum der SPD erschienen sind, ist kein neuer Ansatz in der Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung zu finden. Der Schwung einer sozialen Bewegung, die genuin an ihrer eigenen Geschichte interessiert war, ist verloren gegangen. So stehen Überblicksdarstellungen, Aus-

stellungskataloge und Gedenkblätter im Vordergrund. Das gilt auch für den akademischen Bereich. Im Vergleich zu den 1960er und 1970er Jahren: Wer hat heute noch Interesse, im Bereich der Geschichte der Arbeiterbewegung zu promovieren oder zu habilitieren? Anderes ist angesagt. Wenn überhaupt, dann wird Mikrogeschichte geschrieben, etwa zur Geschichte der »Hufeisensiedlung«.<sup>37</sup> Einen interessanten Ansatz hat Anja Kruke formuliert. Sie geht davon aus, dass die Geschichte der westeuropäischen Arbeiterbewegung nicht global Vorbild für Arbeiterbewegungen auf anderen Kontinenten gewesen sei, das europäische Modell nicht übertragbar sei. Vielmehr müssten alte Gewissheiten, Kategorien und Fragen überprüft werden, eine »neue Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung« sei notwendig.<sup>38</sup> Wie diese zu konzipieren sei, wird allerdings nicht aufgeführt.

So wie die meisten anderen Parteien in der deutschen Geschichte ist die Sozialdemokratie aus einer sozialen Bewegung hervorgegangen. Die SPD ist aber heute im Prinzip eine Partei wie jede andere – auf der Suche nach ihrer Identität.

---

37 Udo Gößwald/Barbara Hoffmann (Hrsg.), *Das Ende der Idylle? Hufeisen- und Krugfuhsiedlung in Britz vor und nach 1933*. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, Berlin 2013.

38 Kruke, *Sonderfall Europa*, S. 3 und 11.